Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

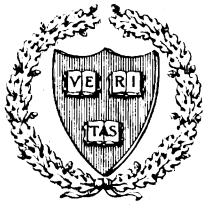
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen
Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917
Vierter Band
(Oktober bis Dezember)

März-Verlag
G. m. b. H.
Stuttgart

Digitized by Google

INGRAHAM FUND
Oct 30 1946

Inhalt des vierten Bandes 1917

Hauptteil

	Seite
Bahr, Richard: Die nationalliberale Partei im Kriege	1067
Barthel, Max: Spiegelung	1012
— Der Brief	1059
Behne, Adolf: Arno Holz, eine Forderung an die deutsche Bühne	1146
Bröger, Karl: Trauermantel	1031
— Phönix	1114
Donzow, Dr. Dmytro: Das Entzweireißen Rußlands	1103
Einstein, Norbert: Der Erfolg des Politikers	1140
Finckh, Ludwig: Guter Rat	956
Goll, Iwan: Zwei Gedichte	1076
Gothein, Georg, M. d. R.: Autonomie in Polen	1051
Gottschalk, Hermann: Lisette	1026
Grünewald, Alfred: Klage des Magiers	977
H., C.: O Deutschland	925
Heuß, Theodor: Friedensnoten	925
— Luther	981
— März-Abschied	1139
* * *: Kerenskis Regierung	945
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Berliner Parlamentsbericht	965
— Hertling — Payer — Friedberg	1035
— Stegemanns Geschichte des Kriegs	1091
— An die Leser des „März"	1119
Hoernle, Edwin: Das Gewitter	1152
Kalkschmidt, Eugen: Englische Selbstzeugnisse	971
Kayser, Rudolf: Dostojewski	1071
Klein, Ernst: Der Hammerschmied	928
Lersch, Heinrich: Der Kosak	1145
Linter: Mobilmachung des Silbers!	943
— Ein Schlußwort zur siebten Kriegsanleihe	962
— Teilweise Wiedereröffnung der Börse	979
— Amerikanische Kriegswirtschaft	997
— Österreichisch-deutsche Valutafrage	1016
— Die italienische Wirtschaft	1033

Digitized by Google

Seite

Linter: Seehandlung 1064
— Unsere kriegsfinanziellen Unterlassungssünden 1082
— Vom Grundstücks- und Häusermarkt 1100
— Der russische Waffenstillstand und die Wirtschaft 1116
— Russischer Staatsbankrott 1137
— Die Besserung der deutschen Valuta 1153
Lerch, Eugen: Elsaß-Lothringen und die Franzosen 1085
Mahrholz, Dr. Werner: Waldemar Bonsels: Zivilisation u. Natur 1121
Molo, Walter von: Sealsfield-Postl, der österreichische Amerikaner und deutsche Dichter 1125
Persius, L.: U-Boot und Großkampfschiff 1001
Planck, Reinhold: Deutschprotestantische Abrechnung 991
Quessel, Dr. Ludwig, M.d.R.: Parlamentarismus und Landesverteidigung 967
Rauscher, Ulrich: Hölderlin 1129
Reinhardt, Walther: Siebzehn Reiter 1108
Saenger, Alwin: Verteidigung 1023
Schönhuber, Franz X.: Kinokitsch und kein Ende 933
Schücking, Levin L.: Ramsay Macdonald über den Verständigungsfrieden 1094
Sutter, Otto Ernst: Ein Reichsverkehrsamt 1039
Sinsheimer, Dr. Hermann: Straßen und Horizonte 1043
Teilinger, Wilhelm: Die Bärenfalle oder über den Zusammenhang von Staatsform und Friedenssicherung 953
Troeltsch, Prof. Dr. Ernst: Luther und das soziale Problem . 983
Versluys, Prof. Dr. W. A.: Warum wir für die Deutschen sind 1019
Weer, Reinhard: Troll 1009
Wöhrle, Oskar: Nachtbild 1048
Zimmermann, Emil: Organische Wirtschaft und Weltwirtschaft 1005

Digitized by Google

Glossen

Seite

Achelis, Thomas O.: Der Wanderer zwischen beiden Welten . 1050
Bormann, Hanns Heinrich: Jakob Kneip 996
Brieger, Lothar: Rodin und wir 1078
Canditt, Hugo: Mommsen und die römische Geschichte 1077
Corbach, Otto: Der Deutsche als Mitteleuropäer 977
E., W.: Franzosen und Italiener 959
Eidlitz, Walther: Traum 961
Fischer, Max: Karl XII. und seine Krieger 942
Goldschmit, Rudolf Karl: Der deutsche Feldsoldat 996
— Graphik vom Neckar 1152
Hesse, Hermann: Schöne neue Bücher 1062
— Die Kathedralen Frankreichs 1132
Heuß, Theodor: Der Kaiser im Volksstaat 1049
— Fritz Burgers Vermächtnis 1080
Hochdorf, Max: Seelenuntergang der Idylliker 1032
Huebner, F. M.: Angewandte Politik 1014
— Das neue Karthago 1133
Johst, Hanns: Klabunds Sinngedichte 960
Kliche, J.: Eduard Bernsteins Erinnerungen 1114
Landau, Julian: Liebe 1136
Lerch, Eugen: Der Kritiker Kerr 1130
Pernerstorfer, E.: Weit hinter den Schützengräben 958
— Aus der Zeit der Romantik 1135
— Vom ungarischen Deutschtum 1061
v. S.: Selbstdisziplin 940
— Das russische Angebot 1099
Sack, Gustav †: Kitsch 1081
Schorn, Hans: Das „Festspiel" von Baden 940
U.: Der bayerische Staat als Lohndrücker 1013
Wantoch, Hans: Ein Faustroman 1015
Weer, Reinhard: Neues von Korff 978

Digitized by Google

O Deutschland

O Deutschland, du getreue,
Du halbgefreite Braut,
Wann wohl der Tag der Weihe
Den freien Mann dir traut?

Den es zur Hochzeitsfeier
Nach all den Kämpfen zieht,
Der dein und sein Befreier,
Vor keinem Menschen kniet,

Der Wehr und Schild und Stütze,
Den Nachbarn nachbarlich —
Er baue und er schütze
Der Zukunft Reich für dich.

Gib du der Welt den Glauben,
Daß nur die Liebe zeugt,
Daß Haß und alles Rauben,
Beraubt und niederbeugt.

Bald lauscht dem Schicksalsliede
Das werdende Geschlecht:
Die Freiheit ist der Friede,
Der Friede ist das Recht.

10. September 1917 C. H.

Friedensnoten

Von Theodor Heuß

Die Welt steht nicht nur seit drei Jahren im Krieg, sondern auch bald ebensolang in Friedensverhandlungen. Stoß- und ruckweise, mit großen Pausen, in der unterschiedlichsten Form, durch Parlamentsreden, Toaste, Noten, Interviews, Zeitungsaufsätze verkehren die Staatsmänner miteinander; das einemal wollen sie den Gegner etwas wissen lassen, das anderemal ist nur die Antwort des anderen das Ziel. Geheimdiplomatie ist dieses Verfahren vor den Ohren der ganzen Menschheit gewiß nicht, aber als sehr fruchtbar konnte die neue Methode bis jetzt sich auch nicht erweisen.

Im Dezember 1916 haben die Mittelmächte den Vorschlag gemacht, mit dieser Gewöhnung abzubrechen und zur unmittelbaren Besprechung über-

Digitized by Google

zugehen. Das war staatsmännisch richtig gedacht. Die deutsche Siegeskraft war damals so ungebrochen und stark, wie sie es heute ist und in einem Jahr sein wird; aber Deutschland, das in der Verteidigung den Krieg über die Grenzen getragen, hatte keine militärpolitischen Ziele, ein unerfülltes Eroberungsprogramm. Im Schutz seines Heeres besaß es die politische Handlungsfreiheit. Deren hatten die feindlichen Staatsmänner sich begeben. An ihnen rächte sich die Öffentlichkeit der Aussprache über die Friedensmöglichkeit. Sie hatten sich vor der Welt und vor ihren eigenen blutenden Völkern durch zu laute Worte gebunden, denen die militärische Einlösung nicht, noch nicht gefolgt war. Die Bereitschaft zum Frieden erschien ihnen als Geständnis der Niederlage, und so wurde ihre Antwort das zynischste Bekenntnis zum endlosen Krieg.

Dreimal ist der kämpfenden Welt die Frage nach dem Frieden unmittelbar vorgelegt worden: durch die beiden Kaiser, durch Wilson, durch den Papst. Der Schritt von Berlin und Wien war die größte Leistung, denn er umschloß die Möglichkeit des Gelingens. Der Versuch des amerikanischen Präsidenten war mit zuviel Geschichte belastet: seine Neutralität hatte während zweieinhalb Jahren so viel Risse und Brüche gezeigt, daß sein Vermittlungsvorschlag keinen reinen Klang mehr besaß, sondern als die Einmischung eines heimlich Beteiligten empfunden werden konnte. Benedikt XV. nahm die von Wilson weggeworfene Aufgabe wieder auf. Die Betrachtungen, die er seinen Friedensermahnungen vom Anfang August zugrunde legte, sind denen des Amerikaners verwandt; aber wie ganz anders ist seine Stellung! Er hatte niemanden Munition gesandt, niemanden mit einer zweideutigen Politik genarrt; war er auch, des möglichen Einsatzes weltlicher Mittel entbehrend, keine Macht, die gegebenenfalls realistisch mitsprechen konnte, so hatte er sich, unabhängig von der Bedeutung seines Wortes für die katholische Christenheit, durch seine zähen und von Tausenden ihm gedankten Bemühungen um Linderung des Kriegsleids in der ganzen Welt moralischen Kredit zu schaffen gewußt.

Freilich ist auch seine Note durch die Publizität und die damit fast unweigerlich verknüpfte Allgemeinheit geschwächt gewesen. Bei der „Kriegspresse" der Entente wurde sie als deutsche Einflüsterung, bei der unsrigen als englisches Diktat dargestellt, und da Reuter, Havas, Wolff gemeinhin nur die lautesten Stimmen hören, geriet auch dieser Versuch in die Verwirrung des europäischen Konzerts von undeutlicher Stimmungsmache, bis der Amerikaner dazwischenfuhr, die Ententefreunde entlastend, aber gleichzeitig auch alle Möglichkeiten, die ihm selber noch vor ein paar Monaten, vor der Suggestion des kriegerischen Siegesglaubens, als höchste Ideale erschienen waren.

Digitized by Google

Man kann im Zweifel sein, ob die allgemeine Lage nicht eine bessere Prägung erhalten hätte, wenn die Berliner Antwort, rascher formuliert, dem amerikanischen Zwischenstoß zuvorgekommen wäre; sicher war es gut, daß nun Kühlmanns Antwort in Ton und Haltung von Wilsons Rüpelei völlig unbeeinflußt blieb. Die deutsche Antwortnote wurde so ein in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvolles Dokument. Sie ist angelegt auf eine ruhige psychologische Wirkung, würdig in dem geschichtlichen Rückblick auf die kaiserliche Friedenspolitik, wichtig in dem Verzicht auf eine polemische Erörterung der Kriegsschuldfrage, die an dieser Stelle höchst überflüssig gewesen wäre, materiell bedeutsam durch das Bestreben, sich als die Brücke zwischen der deutschen Friedensresolution vom 19. Juli und der päpstlichen Kundgebung darzustellen. Zugleich nimmt sie in den Schlußsätzen den Gedankengang der Erklärung vom 12. Dezember auf, wo sie von den Bedingungen redet, „die dem Geiste der Billigkeit und der Lage Europas entsprechen".

Die Auffassung der deutschen Regierung geht offenbar noch dahin, daß sie am raschesten zu einem positiven Erfolg kommen kann, wenn sie ihre Bedingungen nicht vorher der fremden und der einheimischen Presse zum Zerzausen gibt. Das ist in dem Augenblick, da der Feind den gleichen Weg gehen will, zweifellos richtig. Kühlmanns Ziel ist einstweilen der alte Versuch einer moralischen Offensive gegen die Weltlegende von der deutschen Kriegswut und Herrschsucht. Er ist in der Aneignung pazifistischer Gedankengänge dabei weitergegangen als je eine frühere deutsche amtliche Kundgebung. Aber auch ihre Wirkung kann nur auf lange Sicht gedacht sein, so richtig sie gedacht ist. Wir müssen damit rechnen, daß diese diplomatische Durchbruchsschlacht nicht gelingen wird. Da kommt es auf den Zeitpunkt an, daß wir vom akademisch-theoretischen Traktat, der eine diplomatische Aufgabe hat, zur Politik der offenen Sprache weiterschreiten oder zurückkehren. Deren Gefahren verkennt niemand nach dem, was wir erlebt, und nach der Unruhe, die in der Heimat jetzt zwei Monate lang wachgehalten wird. Das ist an England ein klares Wort über Belgien, das freilich nicht gesprochen werden darf, ohne ein ebenso klares Wort über Elsaß-Lothringen und über unsere Kolonien.

Eine geschichtsphilosophische Betrachtung mag die Gedanken über den neuen Geist, der die Welt in dem Recht sicherer fundieren wird als in der Macht, mit großer Zurückhaltung beurteilen, denn das Recht ist nicht das Primäre, sondern die Spiegelung der wachsenden und sich dehnenden Lebensformen und -notwendigkeiten der Staaten. Was für uns politisches Gebot, kann aber nur dies sein, uns nicht grundsätzlich in die Isolierung stellen, wenn diese Fragen von Schiedsgericht und Abrüstung in der Aus-

Digitized by Google

sprache der Völker und Staaten kommen. Sie werden kommen. Je mehr wir selber sie mit Ernst und Verantwortung behandeln, desto mehr können wir erreichen, daß sie nicht in Phraseologie stecken bleiben, sondern in nüchterner staatlicher Sachlichkeit verankert sind. Faßt man sie an, so geschieht es nicht der Ideologie zuliebe, sondern der Gesundung des eigenen staatlichen Lebens. Zu ihm weist der Magnet. Aber die Verantwortung für die eigene Zukunft umfaßt den Einfluß auf die Neuordnung der zwischenstaatlichen Probleme.

Der Hammerschmied

Von Pfarrer Ernst Klein-Weißenburg i. E.

Die halbe Stadt gab dem Hammerschmied das Geleit zu Grabe. Das war zu erwarten gewesen. Es kannte ihn doch jedes Kind. Wenn er am Sonntagmorgen vom Wasser heraufkam, an dem seine Schmiede stand, auf den Stock gestützt — die weißen Haare waren mühsam unter den hohen Hut zurückgedrängt —, riefen die Kinder: „Guten Morgen, Schmied!“ Dann hob er ein wenig den Stock und blinzelte nach rechts und links: „Guten Morgen. Schön macht's heut.“

Man begegnete ihm fast nur an den Sonntagmorgen in der Stadt. Wenn aber die Glocken läuteten, durfte man ziemlich sicher auf ihn zählen.

In der Kirche saß er ganz vorn, weil er schwerhörig geworden war. Wenn er aber sang, hörte man seinen tiefen, vollen Baß, der kaum von seiner Kraft etwas eingebüßt hatte, fast bis zur letzten Bank. Es gab welche, die behaupteten: wenn er diese Stimme nicht hätte und sie nicht gerne hören ließe, ginge er gar nicht so oft zur Kirche. Denn als sonderlich Frommen schätzte man ihn nicht ein.

Etwas Wahres war schon an dem. Wer ihn in seinem Sitz nahe der Kanzel beobachtete, konnte sehen, wie sorgsam er die Töne formte, wie feierlich und andächtig er in seinem Stuhl saß, wenn die Orgel intonierte, und daß diese Andacht nachher, wenn der Pfarrer die Kanzel bestieg, merklich nachließ. Er konnte Predigten, die länger als zwanzig Minuten dauerten, nicht vertragen. Wenn's ihm zu lang wurde, nahm er sein Gesangbuch zur Hand, und sicherlich sang's in ihm. Lauter Bässe sangen, und der Schmied saß leicht zur Seite gebeugt, als ob er horchte.

Digitized by Google

Es war von ihm bekannt, daß er jeder andern Musik aus dem Wege ging, und fahrende Spielleute hat er dutzendemal durch seine zwei Hunde vom Hof gejagt.

Das Hammerwerk lag seit vielen Jahren still, ob der Schmied gleich rüstig genug noch war. Nur dann und wann einmal, mitten in der Nacht, sah man durch die fast erblindeten Fenster Feuer in der Esse glühen, und mitten in der Nacht ließ er das Wasser übers Rad laufen, daß die Hämmer sich langsam hoben, als holten sie zum Schlag aus und fielen dann auf Ambosse nieder, die sicher und ruhig standen, daß das Haus leise bebte. Und wenn die Hämmer gingen, saß der Alte an der offenen Tür, die zum Wasser führte, den Kopf in die Hand gestützt, und horchte, als sängen ihm die Hämmer ein Lied.

Ein schöner Mann muß der Schmied gewesen sein. Wenn er sich in seinem Kirchenstuhl aufrichtete — ein wenig ächzte er dabei — und mit zwei starken Fäusten auf die Seitenlehnen sich stützte, bekam man eine Ahnung, wie er vor Jahren wohl, als der Bub noch im Hof spielte und die Frau am Herd stand, in der Tür seiner Schmiede gestanden haben mochte, rußig, das starke Haar zum Nacken zurückgeschoben, mit hellen Augen, und die Arme traten aus den aufgekrempelten Hemdärmeln hervor wie zwei braune Wurzeln aus Moos und Laub.

Nun haben sie ihn begraben. Fünf Tage lang hatte er krank gelegen. Und von Anfang an hatte der Arzt die Achseln gezuckt: er packt's nimmer. Einmal sah's der Alte, um den die Krankenschwester sich mühte. „Doktor," sagte er nach einer Weile und sah dem Arzt fest ins Gesicht, „Doktor, da könnt Ihr nichts mehr machen."

Der zuckte noch einmal und gab dann dem Alten die Hand und wandte sich zum Gehen. Als er in der Tür war, rief der Kranke vom Bett her: „Wenn Ihr ein wenig bleiben wolltet, ich möcht' was mit Euch reden. Die Schwester ist doch mit mir fertig."

Dann saß der Arzt am Bett. Ein Mann ohne viel Worte, der zudem den im Bett besser kannte als irgendwer in der Stadt. Er ließ ihm das erste Wort, und weil der Schmied vorläufig schwieg, als sammelte er seine Gedanken, zog der Arzt seinen Notizblock und sah ein paar Blätter durch.

Nach einer Weile brach der Alte das Schweigen.

„Doktor, ich möcht' mit Euch reden. Ich hab' sonst niemand. Und einer soll sein, der etwas von mir weiß, wenn ich nicht mehr da bin."

„Na, Schmied, macht keine Geschichten. Wenn Ihr's aushaltet, ich hab' eine Viertelstunde Zeit."

„Dann sind wir lange fertig," kam vom Bett die Antwort. Dabei richtete der Kranke sich auf und saß nun in den Kissen.

Digitized by Google

„Dreimal seid Ihr ins Haus gekommen. Damals, als das Unglück mit dem Jungen war, und nachher, als sich die Frau legte. Und jetzt meinetwegen. Ich geh' als der letzte. Ich muß fort. Und es ist auch Zeit. Aber ich kann noch nicht. Es ist etwas, das kann ich nicht mitnehmen. Ich will's Euch da lassen."

Der Schmied saß vornübergebeugt. Und die Augen, die in Fieber lichterten, starrten auf irgendeinen Punkt an der Tür.

Ein Husten kam, der den Arzt flüchtig nach dem Kranken hinblicken ließ. Einen Augenblick hielt er die heiße Hand in der seinen.

Dann sprach der Schmied wieder:

„Den Jungen habt Ihr nicht gekannt. Ihr kamet ja grad her, als das Unglück mit ihm war. Niemand hat ihn gekannt, auch die Frau nicht. Ich aber, ich hab' in ihn hineingesehen wie in ein klares Wasser.

Wie er noch ein Bub war von zehn, zwölf Jahren, damals merkt' ich's schon; wenn er bei einem Wort: „Bub, das darfst du nicht ..." stutzte und dann wild wurde, und in seinen Augen hat's geblitzt, und er lief zur Stube hinaus, und draußen trommelte er mit den Füßen gegen die Tür ... und dann fand ich ihn eine Viertelstunde später am Bach, im Gras, wie er heulte. Und acht Tage war er zärtlich, weich, wie ein Mädchen.

Die Lehrer haben mir's gesagt; in der Schule war's die gleiche Sache: wild, daß man vor ihm Angst kriegte, und dann wieder verheult, folgsam wie sonst keiner.

Und wie dann die Geschichte mit dem Geigenspielen anfing. Den Kerl kanntet Ihr auch nicht, der drüben gewohnt hat, wo jetzt die Läden am Haus hängen wie Lumpen am Zaun. Bei dem hat er sich's geholt, die Narrheit mit der Musik. Zu spät hab' ich davon erfahren. Und wie ich's merkte, war ich ein Narr, daß ich nicht gleich dazwischengefahren bin. Ich hab' ihn machen lassen. Wenn er am Hammer steht, wird's ihm vergehen, hab' ich gedacht. Ich war damals ein Achtunddreißiger. Da sagt man immer noch: Ah bah! Später vergeht's einem.

Ihm ist's auch am Hammer nicht vergangen. Draußen am Bach — Sie kennen die Weide — saß er stundenlang, am Abend bis in die Nacht hinein, und spielte. Er hat wohl in Gedanken gegeigt, wenn die Hämmer gingen. Heut weiß ich's. Man denkt immer zu spät darüber nach.

Er geigte besser wie der Kerl, von dem er's hatte. Ich versteh' mich ein bißchen darauf. Ich hab' die Musiknarrheit ja auch im Blut gehabt. Wenn er spielte, saß die Frau im Bett auf ... und ich alter Narr horchte hinab, was der dort, jung wie er war, konnte ..."

Das Reden wurde dem Kranken sauer. Er griff nach dem Glas und trank. Der Doktor saß, die Hände zwischen den Knien gefaltet, und wartete. Lang-

Digitized by Google

sam wendete der Schmied die Augen und rief den am Bett an: „Doktor, manchmal vergaß ich, daß es mein Junge war ... ich hörte nur die Musik. Irgendwo hab' ich einen gesehen, einen mit Augen wie Samt und wie Feuer und mit schmalen, bleichen Händen, in einem großen Saal, daß alle vor Vergnügen klatschten. So spielte der Junge.

Aber, mein Gott, immer sah ich einen, während der drunten geigte, einen, von dem er erzählte und wußte es nicht.' So fing es auch mit dem an. Er war nur ein Hammerschmied. Aber er war, wo er ging und stand, voll Lieder. Das ist eine schwere Fracht, wenn sie einmal alle auf eins hinauswollen; und wenn sie einem in den Augen stehen und sind ein Begehren, ein Durst ..."

Die braunen Arme reckte der Schmied, und zum Fenster ging sein Blick. Der Arzt musterte ihn wie neugierig und sah ein Lechzen, ein Bäumen, wie von einem jungen Pferd.

... „Ein Durst, ein Begehren nach dem Weib ... Es ist jetzt aus mit mir. Ich weiß nichts mehr davon. Zweiunddreißig Jahre habe ich eine Frau gehabt, die mir gleichgültig war. Aber es ist wie ein Feuer ... wie ein Heißhunger ... man weiß sonst nichts mehr ... Und sie kamen alle.

Ich bin darüber fast zugrund gegangen. Wenn ich nicht einer ohne Gewissen gewesen wäre, der sich nichts daraus macht, was hinter ihm ist ... Dann hab' ich die Frau genommen ... Was da kam, darauf kommt's nicht an. Ich hab's so gewollt. Die Rechnung hat gestimmt.

— —

Das wollt' ich sagen: den Durst hat der Junge gehabt. Ich hab's gewußt. Aus seinem Geigenspiel hab' ich's herausgehört. Er rief in die Nächte; er stöhnte, wenn er's auch nicht hätte sagen können, was es war.

Und der war weich. Von der Frau hat er das gehabt. Er hätte sich nie mehr zurückgefunden. Es durfte nicht sein, daß er durch die Straßen lief, daß sie's sahen, wie da einer kam, ein Feiner, mit dem Locken, mit den Augen, die alles verraten und alles gewinnen. Es durfte nicht sein. Denn der, Doktor, vor jeden wäre er gegangen, und wäre hinterher in einem Winkel gelegen — im Durst ... und „nein, ich will nicht ..."

Ich zerbrach ihm die Geige. Ich spannte ihn an den Hammer. Das Tier wollte ich erschlagen, umbringen ... Die Frau schrie, saß in der Ecke mit verweinten Augen. Der Bub tobte. Mit dem Eisen stand er vor mir. Fort wollt' er. Ich hab' ihn wie einen Sträfling überwacht. Nachts ... ich hab' ihn eingesperrt ... manchmal glaubte ich, ich höre seine Geige ...

Jahre, zwei, drei, ging's so. Manchmal war's Monate ganz gut. Aber jeder Ton Musik brachte die Unruhe in ihn. Und jedesmal sprang ich auf wie einer, der einen Tobsüchtigen hütet.

Digitized by Google

Narr, nannte er mich. Sie — er und die Frau — hielten mich für verrückt. Was soll ich noch sagen? Sie wissen's ja, er ging ins Wasser. Mein einziger ist's gewesen.

Und bald hernach war ich allein ... Ich bin gleich fertig ... Hören Sie nur: ein schöner Bub war's. O Doktor, einer wie ich war, nur war das Weiche in seinem Gesicht. Seine Augen waren schön. Und Hände hat er gehabt, wahrhaftig nicht wie ein Hammerschmied. Wie er vor mir lag, am Abend, als sie ihn brachten! Ich hab' helfen müssen, wie sie ihn anzogen.

Das Tier wollt' ich erschlagen ... Ah bah! Es ist nun einmal so. Das ist die größte Not, die es gibt. Daß einer sich selber unterkriegt, und dann kommt's wieder in so einen Bub, alles, alles, das Gute und das Schlechte; und dann ist's tausendmal ärger. Eine Hölle ist's. Und zwei müssen daran verbrennen ..."

Er redete nicht mehr.

Der Doktor saß wie einer, der einen Bekannten zu sehen glaubte, und fand einen Fremden. Und mühsam kamen die Worte: „Schmied, Ihr habt mir den Abschied von Euch schwer gemacht. Ein Abschied wird's sein. Recht habt Ihr."

Da fuhr der Kranke aus den Kissen hoch: „Sagt mir's, Doktor, sagt mir's, daß Ihr mich nicht aufhalten mögt, daß Ihr mir's gönnt, wenn ich's hinwerfen darf, und darf dann Ruhe haben."

„Nicht so, Schmied! Es war ein harter Weg. Und das Letzte war das Schlimmste."

„Ja, das Letzte ... Der Kampf mit ihm und dann die Jahre seither. Und jetzt ist Ruhe."

„Ruhe, mein Alter, Ruhe wird sein! Ein jeder trägt seine Last; die Eure war nur schwerer als die der meisten. Doch, Schmied, ich höre die Glocken läuten. Wir wollen das Fenster weit öffnen ... Und die Schwester wird in dieser Nacht wachen ..."

Zwei Tage hernach war der Hammerschmied tot.

Den Doktor führte sein Weg noch oft genug an der Schmiede vorüber, die still und verödet lag. Wenn er das Rad sah, das stille stand, und die alte Weide, die sich zur Seite neigte wie der Schmied, wenn er in seinem Kirchenstuhl saß, dachte er an einen, der einmal dort seine Sehnsucht in die Nacht hinein klingen ließ, und von nirgendher kam Antwort. Die Geige zerschellte ja an dem Stein, darauf der Bub gesessen war, wenn die Nächte lind waren und aus den nahen Gärten die Düfte der ganzen Welt herüberkamen.

Digitized by Google

Kinokitsch und kein Ende

Von Franz X. Schönhuber, München

1. Der Grundirrtum

Der Angelpunkt des ganzen Kinobetriebs ist das Kinodrama. Daß es entstehen konnte und daß es Einfluß gewann, beruht auf einem einzigen ästhetischen Grundirrtum, der so leicht erkennbar ist, daß man sich über seine Lebensdauer nicht genug wundern kann. Ganz allgemein gesagt besteht er darin, daß man glaubt, mit stumm bewegten Bildern auf der Fläche des Lichtschirmes Wirkungen zuwege bringen zu können wie mit lebendigen Menschen auf der dreidimensionalen Bühne.

Mit welchen Mitteln schafft die Bühne?

Da ist zunächst das Wort; das Wort an sich als Ausdruck einer Vorstellung, eines Begriffes oder, verbunden mit anderen, als Gedanke. Darin liegt seine stärkste Wirkung. Im Zusammenhang des Ganzen wird es zum Künder der Motive und damit zum Lebensnerv des ganzen Dramas. Die Tonfarbe der Stimme des Sprechenden, das Tempo des Vortrags, die Gefühlsmotive steigern seine Wirkung ebenso wie die Mimik des Gesichts und die begleitende Geste. (Vom äußeren Drum und Dran der Bühne sei hier nicht weiter die Rede). Soll das Drama dargestellt werden, so müssen alle diese Mittel des Schauspielers zur Anwendung kommen. Nun ist aber das Drama ein Kunstwerk, das auch schon zur Geltung kommen kann ohne die Bühne: ich meine die stumme Lektüre oder das Vorlesen. Man verzichtet dabei auf alle Nebenhilfsmittel; nur eines bleibt als das Wesentliche: das Wort.

Und das Kinodrama?

Es verzichtet gerade auf dies Wesentliche und nährt sich einzig vom Unwesentlichen: von der Mimik, von der Geste. Was das Drama für uns zum Kunstwerk macht, fällt vollständig weg, muß wegfallen. Denn das Wesentliche am Kino ist tote Physik statt lebendigem Leben, ist ein einfacher optischer Apparat. Mit ihm kann man bildmäßige Darstellungen geben, kann flächenhafte Wirkungen erzielen, mehr nicht. Wenn sich der Apparat an Geistiges wagt, begeht er immer eine Sünde gegen den heiligen Geist der Wahrheit und der Schönheit. Das Kinodrama ist und bleibt eine Unmöglichkeit, zum mindesten in der Art, in der es heute aufgefaßt wird. Seine Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete geht über die des Schattenspieltheaters nicht hoch hinaus. Ja, es wird sogar nicht wenige geben, die da finden, daß auch die besten Filmdarbietungen an künstlerischer Wirkung noch erheblich hinter dem

Digitized by Google

bewegten Schattenriß zurückbleiben. Das macht: der Schattenspieler kennt seit langem die Grenzen der Ausdrucksmöglichkeit, die in seinen Mitteln liegen, und versucht nicht mehr zu geben, als er kann: seine Kunst hat Stil. Das Kinotheater aber nicht. Jeder Kunsthandwerker weiß, daß er in seiner Arbeit materialgerecht schaffen muß und nicht etwa Metalltechnik auf Holz anwenden darf oder umgekehrt. Tut er's, so macht er Kitsch. Jedes Material bedingt (nebst dem Handwerkszeug) die Form wesentlich mit. Soll das vom Lichtspiel allein nicht gelten? Die „Filmdichter" und „Filmschauspieler" von heute haben sich anscheinend darüber bislang kein Kopfzerbrechen gemacht. Das Problem der künstlerischen Möglichkeiten des Kinos, abstrahiert von der Besonderheit der Mittel, ist für sie nicht vorhanden. Ding und Schema, Sein und Schein ist für sie das gleiche. Darum wirken ihre Leistungen nicht formalkünstlerisch, sondern stofflich-brutal. Und das ist der Punkt, in dem sich die Kinodarbietungen aufs engste mit dem Hintertreppenroman, mit der Schundliteratur berühren. „Schundliteratur für Analphabeten" hat irgendwer die Kinovorführungen einmal genannt.

„Othello" gibt Stoff zu einem Schauerroman in hundert Fortsetzungen. In Shakespeare verdichtete sich die Fabel zu einer erschütternden Tragödie.

Alle Kunst ruht in der Form, in der Überwindung der Materie durch die Form, und zwar jeweils durch die Form, die einem jeglichen Stoff gemäß ist. Wer anders schafft — wie unsere sämtlichen derzeitigen Kinodichter —, schafft Kitsch, Schund, Talmikunst.

2. Die Mitschuldigen

Die Kinoindustrie ist längst eine Sache des Großkapitalismus geworden. Die 3000 Kinotheater Deutschlands werden täglich von annähernd anderthalb Millionen Menschen besucht. Das bedeutet, wie Viktor Noack berechnet hat, eine jährliche Ausgabe für Eintrittskarten in der Höhe von 150 Millionen Mark! (Auf jeden Deutschen — vom zehnten Jahr an gerechnet — treffen demnach jährlich 4 Mark!)

Der Großkapitalismus hat aber von je eine feine Witterung gehabt für die ihm zweckdienlichen Mittel.

Und hier beginnt das Kapitel von den „Mitschuldigen". Ein Kapitel, das um so trauriger ist, als es sich hierbei um Menschen handelt, die nichts lieber hören, als wenn irgendein Naiver sie Lehrer des Volkes, Erzieher der Menschheit nennt: ich meine unsere Dichter, Schauspieler und Leute von der Presse.

Das Kinodrama hätte wahrscheinlich längst abgewirtschaftet, wenn die Finanzmenschen nicht den feinen Einfall gehabt hätten, sich „erstklassige" Filmdichter und „erstklassige" Schauspieler beizulegen und außerdem —

Digitized by Google

fleißig zu inserieren. Nun erst wurde die Sache „eine richtig gehende Kunst". Die Unerfahrenen krabbelten neuerdings auf den schönen Leim, denn sie glaubten, das sei nun wirklich Kunst, „wenn's von Gerhart Hauptmann ist" und „wenn's der Bassermann (der Mann mit dem Iffland-Ring!!) spielt". Die Gschamigen aber — zu finden bis in die höchsten sozialen Schichten hinauf — atmeten auf: jetzt brauchte sich keiner mehr zu genieren, wenn er endlich seinen ohnehin nur mühsam unterdrückten, nur von Zeit zu Zeit, sehr spärlich und nur geheim, sehr geheim! befriedigten Trieben nachgab und nun auch „hineinging".

Unsere Dichter von heute!

O du göttlicher Franzl Schubert! Du bist lieber halb verhungert, ehe du deinen Wienern die Schmachtlappen geschrieben hättest, die dich hätten reich machen können! Du göttlicher, törichter Idealist! Aber in unseren Kientopptagen, wie wunderlieblich führen sie da den Tanz ums goldene Kalb auf, die Herren Hauptmann, Sudermann, Kellermann, Halbe und so fort! Sonst, ja da hört man große Worte: streicht die Zensur — berechtigt oder unberechtigt, gilt hier ganz gleich — einmal einige Sätze, da flammt die heiligste Entrüstung auf. Da sind es brutale Schergenhände, die das Musenkind erwürgen. Aber die „Nordiske Filmkompagnie" darf ruhig schreiben („Politiken"): „Das erste Filmmanuskript (zu „Atlantis"), das von Deutschland kam und von Gerhart Hauptmann selbst durchgesehen war, hat sich als unbrauchbar erwiesen, wird aber jetzt von H. Garde bearbeitet." „Bearbeitet!" — ich vergönne es Herrn Hauptmann von ganzem Herzen.

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben!" Altgebackener Schiller, du!

Den Dichtern gesellen sich die Schauspieler. Ich meine nicht die kleinen, die sich — dank dem literaturfeindlichen Ungeschmack unserer Zeit — oft erbärmlich genug durchs Leben schlagen müssen und auch im Dienste der Filmfabrikanten nichts weniger als auf Rosen gebettet sind. Sie bedeuteten nicht die große Gefahr. Die ging erst mit den „Stars" an. Lauter Leute, die ohnehin glänzende Einkommen hatten! Lauter „erste" Namen: Emanuel Reicher, Kamilla Eibenschütz, Tilla Durieux, Alexander Moissi, Paul Wegener, Albert Bassermann — lauter Namen, deren Träger man schätzte, vor allem wegen der durchgeistigten Art, des Dichters Wort zu sprechen.

Und nun?

Pantomimen, Fratzenschneider, Gestenhausierer.

Glänzend bezahlte, versteht sich. Asta Nielsen steckt allein jährlich 100 000 Mark ein. Was waren doch die Schmierenkomödianten der früheren Zeit für Idealisten! Vermaterialisierung auch hier. Ich gebe zu, daß manchen die Aufgabe reizen kann. Aber wenn man nicht zu den Besten unter ihnen

Digitized by Google

das Vertrauen haben kann, daß ihre Geschmackskultur es ihnen unmöglich macht, sich am Kinojahrmarkt zu beteiligen — wer darf dann das gar unbelehrte Volk tadeln? Und die Einschätzung seitens der Kinokapitalisten! In der Fachpresse: „Um uns nicht mit halben Maßregeln aufzuhalten, haben wir die Elite der deutschen Bühnenkünstler ausschließlich für uns verpflichtet. Carl Clewing vom Königlichen Schauspielhaus in Berlin, der Liebling des Hofes und — aller Damen (!!!), Paul Wegener vom Deutschen Theater in Berlin, der talentvollste Charakterschauspieler Deutschlands — vielleicht der Welt, Tilla Durieux vom Sozietätentheater in Berlin, die größte Tragödin der deutschen Bühne."

Oktoberfestreklame lautester Art! Oder nicht? Und das mit Namen von Leuten, deren Berufsgenossen doch sonst so eifersüchtig darüber wachen, daß ihr Feingefühl in keiner Kritik auch nur mit einem harmlosen Wörtchen verletzt wird . . .

Und nun noch ein Wort über den dritten Mitschuldigen, die Tagespresse. Der Kapitalismus kalkulierte ganz richtig: die Achillesferse jeder Zeitung ohne Ausnahme ist der Anzeigenteil. Ohne Inserate kann nun einmal eine Zeitung nicht existieren. Und niemand wird es der Tagespresse verübeln, wenn sie Anzeigen von Lichtspielhäusern aufnimmt. Denn das macht große Summen aus. (Beiläufig: eine verhältnismäßig kleine süddeutsche Zeitung vereinnahmt dafür jährlich so an 40 000 Mark.) Aber nun kommt die Geschichte, die Ruederer so amüsant von der „Neuesten" erzählte — sie gilt aber, soweit ich die Sache übersehe, von den Blättern aller Parteischattierungen im ganzen Reich —, die Geschichte nämlich, wie man heute über den Alkoholmißbrauch wettert und morgen ein sympathisches Entrefilet bringt, daß die Sache so schlimm nicht gemeint sei. Im Feuilleton läßt man alle Minen springen gegen die Geschmacksverheerung, die der Kinokitsch anrichtet, und im lokalen Teil — den der Spießer ebenso andächtig liest, wie er das Feuilleton ängstlich ignoriert — erzählt man in der „Kinorundschau" — möglicherweise sind das nichts als Waschzettel der Filmfabriken —, welche Herrlichkeiten derer harren, so da auch in dieser Woche nicht versäumen, ihren Bildungsdurst im Kientopp zu stillen. Wären sich die Zeitungen heute nicht ohnehin bewußt, wie gerade dadurch das Publikum zugunsten des Kinos beeinflußt wird — der große Wert, den die Kinoleute eben auf diese im Text erscheinende Reklame legen, müßte sie eines Besseren belehren.

Das Volk erziehen — auf diese Aufgabe tut sich die Presse doch sonst so viel zugute — heißt man dies nicht.

Oder bereiten vielleicht die deutschen Zeitungsverleger schon eine Erklärung vor, daß den Lichtspieltheatern künftig nur mehr der Anzeigenteil zur Verfügung steht?

Digitized by Google

3. Die Wirkung

Alle Kulturarbeit läuft letzten Endes auf Konzentration, auf Verinnerlichung hinaus. Zeiten des Kulturniederganges trugen immer den Stempel der Veräußerlichung, der Verflachung an sich. Was wäre verlogener, unlogischer, oberflächlicher als der Kinokitsch? Erhebt er das Gemüt? Weckt er den Intellekt? Befruchtet er die Phantasie? Von all dem das Gegenteil ist der Fall! Ja, wenn sich das Kino auf optische Vorgänge beschränken wollte! Auf Naturwissenschaftliches, Technisches, Geographisches! Obwohl auch hier ein Übermaß von Übel sein wird. Denn Theobald Ziegler hat ganz recht: „Das ewige Bilderzeigen und Bildersehen ist für Vortragende, Hörer und Leser ein großer Schaden und Verderb, weil es an Stelle des Geistes und des lebendig schildernden Wortes das tote Bild und das bequeme Hinweisen darauf setzt, der Phantasie nichts zu tun läßt und zu tun gibt und der Bilderschwall und -überschwang wie ein Strom an den Hörern und Lesern vorüberrauscht, ohne daß viel davon haften bleiben könnte."

Und ist es nicht gerade eine unverdorbene, frisch zeugende Phantasie, der wir im Verein mit einem an unerbittliche Logik gewöhnten Verstand, einem tiefer Empfindungen fähigen Gemüte und einer starken sittlichen Energie das Höchste und Edelste verdanken, was uns an unserer deutschen Kultur beglückt. Der Kinokitsch aber züchtet, wie die Schundliteratur, in widerlichster Berechnung auf die niedrigsten Instinkte der Menschen alle jene Triebe und Neigungen wieder herauf, deren Fesselung und Niederringung die Bestie in uns überwand und das Göttliche entband. Oder galt alle Arbeit der Aufwärtsgerichteten vom — fast hätte ich gesagt vom Neandertaler bis zu Immanuel Kant im Grunde einem anderen Ziel? Nur Lüdriane und Flachköpfe können im Ernste behaupten, daß hier heilige Güter nicht gefährdet seien. Und dies am meisten in den Köpfen und Herzen der Werdenden. Fragt einsichtige Eltern. Laßt euch erzählen von Lehrern, die ihre Zöglinge mit Wachsamkeit betreuen! Lest die oft geradezu erschütternden Akten der Jugendgerichte!

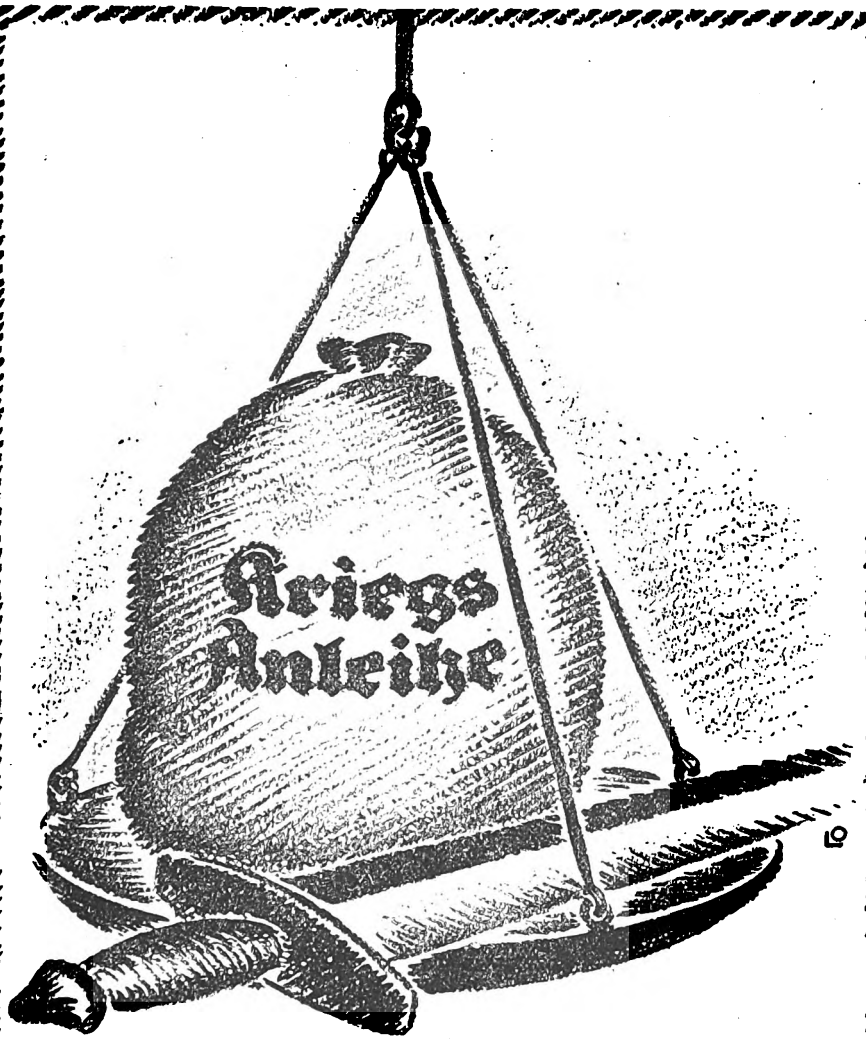
Wer aber hört die Stimmen der paar Rufenden in der Wüste, vollends, wenn allerorten der Kapitalismus seine Rattenfängerweise pfeift. Teufel auch! Und dabei sitzen die Herren Hauptmusizi noch dazu im Ausland: vor dem Krieg Pathé frères, Cines, die Amerikaner, und nun — mit um so blühenderem Geschäft die dänische Nordiske Filmkompagnie. Ihnen schmeißt der deutsche Arbeiter den größten Teil seiner Schweißpfennige in den Beutel. Und wie gut sie es mit uns meinen! Befragt nur über ihre wahren Absichten die Zensoren, und dann wißt ihr, wie man selbst vor den ärgsten Scheußlichkeiten nicht zurückschreckt, wenn man glaubt, es „zieht". Ein Glück,

Digitized by Google

daß die Zensur wenigstens das Ärgste verhindern kann. Sonst wäre in ein paar Jahrzehnten unser Volk übler als Rom in seinen bösesten Tagen.

Die Not ist in Wahrheit groß. Die Mittel zur raschen Abhilfe sind unzulänglich. Wir leben ja in einem „geordneten" Staat. Seine Gesetze erlauben nicht, alles Unkraut im Garten der Kultur einfach auszujäten. Zudem: negative Maßregeln sind immer bis zu einem gewissen Grade Halbheiten. Unsere Jüngsten fängt man ja nun an zu schützen. Aber vorläufig auch nur für Kriegsdauer. Indes, die Unmündigen aller späteren Altersstufen hätten's nicht minder nötig. Soll man auch ihnen den Besuch der Kinotheater einfach verbieten? Ach nein! Laßt sie ruhig hineingehen. Aber es besinne sich doch jeder Verantwortliche im Reich einmal, welche Schlaglichter die Tatsache von der Existenz des Kinodramas und seine üppig wuchernde Ausbreitung auf den Grad unserer Geschmacks- und Herzensbildung wirft. So herrlich weit haben wir's bis jetzt mit unserer Bildungsarbeit gebracht! So wenig Gefühl für das Wirkliche, Wahre, Echte im Leben und — vor allem in der Kunst haben wir in den breitesten Massen bis jetzt erzeugt! So gering ist der Instinkt der nach Erlebnissen hungernden, heiß hungernden Volksseele dafür, daß Kunst — um ein bekanntes Wort zu variieren — immer die Fortsetzung des Lebens mit anderen Mitteln sein muß. Nützte man, d. h. nützte der Staat doch endlich diesen Heißhunger aus! Galerien, ja, die sind ja zur Not dem Volk geöffnet, unentgeltlich zugänglich. Aber: vielleicht ist gerade der Weg zum künstlerischen Bild der schwerste „Weg zur Kunst". Wo sind hingegen die großen, unentgeltlichen oder doch um Kinopfennige zugänglichen Volkskonzerte, Volksopernaufführungen, Volksschauspiele, die der Staat ins Leben gerufen? Irgendwie und irgendwann müssen die Pforten zu den Tempeln der Kunst dem Volke geöffnet werden. Vor allem: öffnet sie den Werdenden, eurer Jugend von 12 bis 17 Jahren, in der Zeit, da ihr noch Gewalt über sie habt und da sie — im Pubeszentenalter! — für große Eindrücke empfänglich ist wie nie wieder im Leben. Und tut's nicht spärlich und mit philiströser Bedenklichkeit. Und dann stelle der Staat (und nicht die Verleger!) endlich eine Verbindung her zwischen der zeitgenössischen Literatur, in der der am meisten Leben weckende Gegenwartsodem lebt und webt, und den breiten Massen des Volkes. Dazu sind nur anständige Verträge mit den Autoren nötig. Dann braucht auch der gemeine Mann nicht mehr auf den dreißigsten Todestag seiner Dichter zu warten, die den von ihm nur dunkel erfühlten Geist der Zeit in klare Form gebannt. Dann könnt und dürft ihr hoffen, daß in 20 bis 30 Jahren der Gott der öffentlichen Vergnügungen eine etwas weniger ordinäre Physiognomie zeigt als in unseren Tagen.

Digitized by Google



Zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens werden die gewaltigen Ergebnisse der Kriegs-Anleihen ebenso in die Wagschale fallen, wie unsere durch das Schwert errungenen großen Erfolge – – –

Darum zeichne!

Digitized by Google

Selbstdisziplin

Anfangs schien die unerfreuliche Fehde zwischen den Mannen des Verzichtfriedens und jenen des Schwertfriedens in unseren Mitten schier unversöhnlich. Trotz der Gemeinsamkeit der Hauptforderung, einen dauerhaften und Sicherheiten für Deutschlands Zukunftsstellung bietenden Frieden zu erreichen. Im Wie der Festlegung dieser Sicherheiten gingen sie zu weit auseinander. Die Anhänger des Verzichtfriedens gründeten ihre Anschauungen darauf, daß jede Gebietsaneignung in absehbarer Zeit eine Wiederholung des Krieges bedeuten würde, und steiften sich dahin, daß eine solche Verzichterklärung für die Aufrechthaltung des Begriffes vom Verteidigungskrieg, den Deutschland führe, unerläßlich sei und daß nur auf diesem Weg ein baldiger Abschluß des Völkerringens möglich scheine. Dabei blieben sie allerdings den Beweis schuldig, daß die notwendigen Sicherheiten ohne Zwang und Pfand geleistet werden könnten. Dabei spielte auch mit, daß sich die erste große Gelegenheit ergab, dem Zug nach Demokratisierung und Parlamentarisierung praktische Folge zu geben, das Volk durch den Reichstag in der Friedensfrage mitsprechen zu lassen.

Die Gegenpartei will antipodisch alles oder vieles im Krieg Eroberte, Überrannte, Besetzte auf Grund des Starkenrechts behalten, sich damit Sicherheiten schaffen, wobei die Voraussetzung mitläuft, daß alles das in Zukunft machtvoll gehalten werden muß, überspringt dabei mehrfach das Mögliche und steht auf dem Standpunkt, daß alle Vereinbarungen anderer Art ja doch in einem neuen Konfliktsfall hinfällig würden. Ihr hilft dabei die Errechnung, nur so auf die Kosten des Krieges zu kommen, eine Rechnung, die aber nicht ohne weiteres richtig ist, da die wirtschaftliche Kriegspolitik der so betroffenen Gegner nach Friedensschluß eine größere Belastung vorstellen könnte als die tatsächlichen Kriegsschäden.

Beide extreme Forderungen werden mit Leidenschaft verfochten und verwischen das Bild der Einheit zu unseren Ungunsten. Dies erhellt deutlich aus der Sprache der Gegner.

Eine vernünftige Realpolitik kann keiner Extremrichtung folgen. Sie wird immer versuchen, eine mittlere Linie zu finden. Und so begünstigt sie den Ersatz des Verzichtfriedens durch einen Verständigungsfrieden, welche Begriffe durchaus praktisch nicht gleichbedeutend sind, und trachtet auch den Beibehalt gewisser Errungenschaften des Krieges mit den nationalen Empfindlichkeiten der Besiegten zu versöhnen, wie z. B. Annexionen durch Schaffung von Neustaaten oder Wiederherstellungen mit Neubindung oder Neuorientierung zu ersetzen.

Niemals war Selbstdisziplin so wertvoll, so wichtig, wie jetzt bei uns.

v. S.

Das „Festspiel" von Baden

Wagnerfestspiele wurden bislang in großen Theaterräumen veranstaltet; der Mannheimer Intendant verpflanzte sie in einen Konzertsaal, der keine ansteigenden Sitzreihen, nur wenig Logenbrüstungen, eine Empore, aber keine Ränge besitzt, der wohl Stimmungsreiz hat, aber dem Auge keinen zentralen Ausblick bietet. Für ihre geniale Durchführung wurden immer große, geordnete szenische Verhältnisse gefordert, aber Dr. Carl Hagemann begnügte sich mit einer sehr beschränkten Bühne, die

Digitized by Google

fast kaum zu Arrangementproben ausreichen würde.

Er verlegte mit diskreter, die Notwendigkeit der Umschaltung natürlich „zwingend" beweisender Begründung den Schauplatz auf die sogenannte Reliefbühne, obwohl Verhandlungen über die Priorität dieses Gedankens zeigen würden, daß erst die kleine Badener Rundbühne da war und dann der Reformator eingeladen wurde, sein Glück dort zu probieren.

Heiße Köpfe nehmen daran Anstoß, daß in Wagners Werken überhaupt etwas gestrichen wird. Aber der Mann, dem es Wagners Sache besonders angetan hat, ließ es ruhig zu, daß die Partituren um Instrumente gekürzt wurden und eine erheblich geringere Besetzung den Glanz des Orchesters abschwächte. (Privatgrund: Wiederum zu enger Raum.) Durchschnittskräfte in sehr teuer bezahlten Festaufführungen füllen erfahrungsgemäß nur die halbe Kasse und ersetzen durch gravitätisches Gebaren Stimmlosigkeit und Mangel an künstlerischer Individualität.

Dennoch führte Hagemann, von dem man obendrein diesbezüglich keine Garantien verlangt hatte, ausschließlich mit seinem Mannheimer Personal die Neuinszenierung und Neueinstudierung durch, und während man sonst das Orginelle, Eigenartige durch seine Güte allein wirken läßt, bearbeitete er mit Gedanken aus seiner kleinen Handbibliothek ausgiebig im voraus das Publikum, wobei natürlich nur die Richtung zu Wort kam, die er dann auf der Bühne seinem sensationellen Versuch geben wollte. Es wäre sentimental, wollte man jetzt, nach geschehener Tat, diese Gründe, durch die das ganze Festspielunternehmen zu einer Karikatur und Kunstpanne hätte werden können, totschweigen oder spekulativ Veranlagten es überlassen, auch noch die Schwierigkeiten der Kriegszeit im Falle eines Fiaskos zu zitieren und mit dem Schlagwort vom deutschen Idealismus eine schlecht zubereitete Sache nachträglich beschönigen. Zudem konnte es den beiden veranstaltenden Faktoren, dem Mannheimer Hoftheater und der Badener Kurverwaltung, nicht unbekannt sein, daß man einer neuen Sache dann erst recht schadet, wenn schon die Eröffnungsfeierlichkeiten auf die verschiedensten Mängel hinweisen, die zu entdecken man besser einer späteren Zeit überlassen hätte. War es da verwunderlich, daß im Ablauf des Ringdramas Freude, Heiterkeit und Betrübnis bunt wechselten, daß das Publikum nicht so recht in Festspielstimmung kam, daß man außer vereinzelten Lobsprüchen desto mehr ablehnende Urteile mitanhören mußte? Es ist keine Unhöflichkeit, wenn man dem kultivierten Mannheimer Inszenator, der eine Aussprache über das Ringproblem erzwingen wollte, sagt, er hätte bei seinem Experiment zweckdienlicher den Namen „Festspiel" vermieden, weil dieser einen heute besonders unangebrachten Grad von Ehrgeiz vermuten läßt und unter den gegebenen Verhältnissen doch nie in das gelobte Land führen konnte, welches das unschuldige Volksgemüt bei seiner Ankündigung immer erwartet. So blieb das Festspielunternehmen im Stacheldraht recht widerstrebender Meinungen hängen, denn es hatte den Anschein, als sollte unter der Maske eines siegunfähigen Festspielgedankens wieder einmal einem einzigen Weihrauch dargebracht werden, wiewohl vor den Tatsachen die Schaumflocken einer überreizten Begeisterung schnell zerstoben. Da es sich aber dennoch um eine urkräftige, ernste und in der gebotenen Schranke

Digitized by Google

anerkennenswerte Kunsttat handelte, der nur die Reinheit der Vorbedingungen fehlte, war das sensationelle Blendwerk einer Festspielkomödie doppelt bedauerlich. Hans Schorn

Karl XII. und seine Krieger

Gibt es noch den ruhigen Strom des Epos, der an uns die breite Fülle ins Unendliche wachsender Handlungen vorbeirauschen läßt? Dichtungen, in denen nicht eine künstlich geschürzte Handlung sich entlöst, sondern das Schicksal seinen zwingenden Weg geht?

Es will scheinen, als sei das Epos nicht untergegangen in verschütteten Zeiten, als wachse es neu in der Gegenwart.

Wladislaus St. Reymont gab uns das starke Epos des polnischen Bauerntums. Der Schwede Heidenstam schenkte uns die historische Epopöe „Karl XII. und seine Krieger" — die große Dichtung von Triumph und Untergang eines geschichtlichen Helden. Nichts von der Geschlossenheit einer Romanhandlung. Dieses Epos in Prosa zerfällt trotz der durch den Titelhelden gegebenen Einheit der Gestaltung in weitgespannte Episoden, wie die Odyssee und die Kudrun. Nicht so sehr der eine Faden des Geschehens zwingt die Dichtung zum einheitlichen Ganzen, sondern vielmehr der eine Rhythmus der machtvollen Schilderung. Ein reiches, starkes Leben flutet durch die Dichtung, gebändigt von der Zucht einer meisterlichen Künstlerhand.

Welch wundervoller Stoff. Karl XII., die letzte große historische Erinnerung des schwedischen Volkes, sein märchenhaftester Triumph, das Abendrot seines politischen Glanzes. Wir Deutsche können den nationalen Wert, den dieses Buch für Schweden haben mag, nur dunkel ahnen; wir müssen zufrieden sein, wenn wir seinen dichterischen Reichtum schlürfen.

Unwillkürlich muß ich, indem ich die leidenschaftliche Gewalt dieses selten starken Buches auf mich wirken lasse, vergleichend an den letzten historischen Roman zurückdenken, den ich las. Es war Ricarda Huch: „Der große Krieg". Form und Stoffe sind ja verwandt. Beide Bücher breite Prosaepopöen, die von Schlachten handeln und großen politischen Aktionen. Aber das kühle Mosaik der deutschen Dichterin steht im größten Stilgegensatz zu der einheitlichen Gewalt des Schweden. Hier die kühl objektivierte, dort die blutwarm lebendige Form. Schon an der äußeren Fläche kann man es ablesen: Ricarda Huch bevorzugt ebensosehr die indirekte Rede, wie Heidenstam die direkte liebt.

Ich muß ganz offen sagen, daß ich der heißen, rauschenden Kunst und dramatischen Wucht des Schweden vor dem episch zerfließenden Werke der deutschen Dichterin den Vorzug gebe. Mit herrischen Meisterhänden greift die sichere Kunst Heidenstams in den Rohstoff der geschichtlichen Tatsächlichkeiten, von denen Ricarda Huch sich beherrschen läßt. Heidenstam hätte sich so dankbare Motive künstlerischer Darstellung, wie den Brand von Magdeburg oder die Ermordung Wallensteins, nicht fast ungenutzt entgleiten lassen; er hätte sie gestaltet mit sicheren Umrissen und in leuchtenden Farben. Ja, die Farben dieses dichterischen Malers! Welch reiche Buntheit hat dies Buch trotz seines einheitlichen Rhythmus. Idylle schwedischen Bürgerlebens taucht auf, melancholischer Auszug geworbener Soldaten, rauschende Schlachtszenen,

Digitized by Google

Not russischer Gefangenschaft, Farbenglut türkischer Städte.

Der Verlag Albert Langen in München hat sich ein bleibendes Verdienst erworben, indem er jüngst das schöne Buch Verner Heidenstams in guter Übersetzung und würdiger Ausstattung herausgab. Max Fischer

Mobilmachung des Silbers!

Auf dem internationalen Silbermarkt spielen sich zur Zeit höchst bemerkenswerte Dinge ab: Silber ist heute etwa doppelt so teuer als Anfang vorigen Jahres, und man muß schon bis in die Siebziger Jahre zurückgehen, um ähnlich hohe Preise für dieses Metall zu beobachten. Die Gründe sind mannigfach und hängen, wie fast alles, letzten Endes hauptsächlich mit dem Krieg zusammen. Der Krieg hat überall das Bedürfnis nach Zahlungsmitteln erhöht, und so prägten Länder wie England reichlich das Vierfache an Silbermünzen wie in normalen Zeiten. Umgekehrt ist aber die Produktion stark zurückgegangen. So in Mexiko, wo der Bürgerkrieg seit Jahren das ganze Wirtschaftsleben stark einschränkt, so auch in Australien, wo früher die Erze nach Deutschland und Belgien zur Raffinierung verschickt wurden. Es liegt auf der Hand, daß die Einwirkung dieser Verhältnisse besonders einschneidend in jenen Ländern ist, in denen die Währung nicht wie bei uns auf dem Gold, sondern auf dem Silber aufgebaut ist. Das ist mehr oder weniger der Fall in den meisten Ländern Afrikas und Asiens. Eine ganz reine Silberwährung hat China. Dort bildet viel mehr als irgendeine Münze der Silberbarren in ungeprägter Form die Grundlage aller Kalkulation und Berechnung. In Indien liegen die Dinge etwas verwickelter: bis zum Jahre 1893 herrschte dort die freie Silberprägung. Das heißt, jedermann hatte das Recht, so viel Silber wie er wollte bei den Münzstätten für sich in Rupien ausprägen zu lassen. Da aber im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Preis für Silber immer weiter zurückging, so mußte man vor 24 Jahren diese freie Münzprägung einstellen. Man entschloß sich aber aus allerhand Gründen, nicht etwa zur Goldwährung überzugehen, sondern man fand einen Mittelweg. Es wurde bestimmt, daß auch weiterhin die Silberrupie die Grundlage der Währung bilden solle, und zwar wurde sie in ein festes Verhältnis zum englischen Pfund Sterling Gold gebracht. Es hieß einfach, daß 15 Rupien Silber gleich einem Pfund Sterling Gold sein sollen. Die Prägung aber durfte nur mehr durch Vermittlung des India Office in London geschehen, das bei einem derart willkürlichen Verhältnis natürlich große Gewinne machen konnte, denn der Silberpreis war ja viel geringer. Diese Gewinne wurden dann einer besonderen Kasse zugewiesen, die in London verwaltet wurde und die, was interessieren dürfte, die Gewinne nicht etwa der kapitalarmen indischen Volkswirtschaft zur Verfügung stellte, sondern den Londoner Großbanken, die dafür 1 und 2 Prozent Zinsen zahlten, während in Indien 8 und 9 Prozent gezahlt werden mußten!

Die neueste Steigerung nun hat es mit sich gebracht, daß heute 15 Rupien Silber erheblich mehr wert sind als ein Pfund Gold. Dadurch ist nicht nur der Silberankauf für Indien unmöglich geworden, sondern es würde

Digitized by Google

sich rentieren, indische Münzen einschmelzen zu lassen und sie am Weltmarkt zu verkaufen. Deshalb sah sich die indobritische Verwaltung gezwungen, Indien vom Silbermarkt abzusperren, das heißt sowohl die Einfuhr wie die Ausfuhr des Metalls zu verbieten. Gleichzeitig wurde auch die erwähnte Wertrelation von 1 zu 15 auf einstweilen $14^1/_2$ abgeändert. Die Folgen dieser Absperrung sind heute noch nicht abzusehen. Sie werden wahrscheinlich den ganzen indischen Handel ebenso erschweren, wie auf die Dauer eine Silberteuerung auch den chinesischen Handel gefährden müßte, denn alle Warenbezüge aus Silberländern stellen sich bei dem heutigen Preis ungewöhnlich teuer. Die Jagd nach dem Silber hat nun überall derartig um sich gegriffen, daß selbst die Vereinigten Staaten ein Ausfuhrverbot für Silber erlassen haben. Auch das ist geeignet, die Verhältnisse zu komplizieren.

Welche Folgen hat nun diese Verschiebung für Deutschland? Scheinbar keine. Denn wir sind ja vom Weltmarkt abgeschlossen, und zu allem Überfluß hat man längst bei uns Höchstpreise für Silber festgesetzt, und zwar mit 170 Mark für das Kilo. Das geschah u. a. deshalb, weil bei einem Silberpreis von 200 Mark es rentabel wäre, unsere Silbermünzen einzuschmelzen und sie als Metall zu verkaufen. Der Preis von 170 Mark bleibt also bestehen, gleichgültig, ob in London sich der Silberpreis verdoppelt oder verdreifacht. Und trotzdem sind die Vorgänge auf dem Weltmarkt für uns nur scheinbar gleichgültig. Denn wenn wir wollten, könnten wir sie zu unseren Gunsten ausnutzen, und zwar aus folgenden Erwägungen: Wenn Silber in London, wie gegenwärtig, 55 Pence für die Unze (gleich 33,3 Gramm à 925 Tausendstel Feinsilber) steht, so würde unter Berücksichtigung der heutigen Valutaverschiebungen Silber bei uns rund 300 Mark das Kilogramm kosten. Somit müßte es doch rentabel sein, Silber aus Deutschland auszuführen, etwa nach der Schweiz und Holland, und dort zu den außerordentlich hohen Weltpreisen zu verkaufen. Nun steht es fest, daß in Deutschland eine Unmenge Silber in Form von Löffeln, Gabeln usw. vorhanden ist, die wenig Arbeitswert, wohl aber sehr viel Metallwert in sich schließen. Wenn nun derjenige Teil des Silbers, der lediglich als Luxus dient, eingezogen wird, sei es auf dem Wege der freiwilligen oder unfreiwilligen Sammlung, so könnten Hunderttausende von Kilogramm Silber unserer Regierung zur Verfügung gestellt werden, die sie dann nach dem Ausland exportieren könnte. Nimmt man an, daß zu dem heutigen Preis 500000 Kilogramm Silber exportiert würden, so ergäbe das einen Wert von 150 Millionen Mark. Dafür könnten wir nicht nur ganz außerordentliche Mengen Lebensmittel unvergleichlich billiger als bisher einführen, sondern darüber hinaus auf den ungesund hohen Stand der Valuta drücken. Diese Möglichkeit scheint so wichtig, daß ungesäumt unsere Regierung diesen Gedanken prüfen und, wenn ihm keine Bedenken entgegenstehen, zur Ausführung bringen sollte. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag E. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Kerenskis Regierung*)

Von * * *

Die jetzige russische Regierung ist noch keine Diktatur eines einzelnen Mannes, sondern offiziell ein Koalitionsministerium verschiedener Parteien, die zwar dem Lande gegenüber absolute Gewalt für sich beansprucht, deren Mitglieder aber in stärkerem oder geringerem Grade von verschiedenen außerhalb der Regierung stehenden Organisationen, wie den Arbeiter- und Soldatenräten, Parteiräten usw. abhängig sind, so daß die Beschlüsse der Regierung eigentlich stets Kompromisse zwischen den nach verschiedenen Richtungen auseinanderstrebenden Parteien sind. Auf diesem Hintergrunde zeigt sich der starke Wille einer Persönlichkeit, die sich bisher allein als fähig erwiesen hat, die einander bekämpfenden Parteiführer zusammenzuzwingen — der Ministerpräsident, Kriegs- und Marineminister Kerenski.

Kerenski ist ein echter Vertreter sowohl des gebildeten als auch des revolutionären Rußland. Wie auf alle seine Genossen, so paßt auch auf ihn das Wort eines bekannten Russenkenners: „Jeder russische Revolutionär ist im Grunde genommen ein Selbstherrscher." Sie sprechen zwar von der Herrschaft des Volkes, sie wollen dem Volke das Glück bringen, aber sie meinen damit immer nur das, was sie selbst für das richtige halten, und sind stets bereit, ihre Meinung den Massen, wenn nicht anders mit Gewalt, aufzuzwingen. In keiner Revolution hat man sich so wenig um die Stimme des Volkes oder den Willen der gewählten Vertreter des Volkes gekümmert wie in der russischen. Sie bedeutete von vornherein die schrankenlose Herrschaft einzelner Führer, die sich für die wahren Inhaber des Volkswillens erklärten. Wie in Petersburg, so besteht auch in jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe ein Kreis von selbsternannten Führern, die im Namen des Volkes handeln.

Selbstherrlich ist der russische Revolutionär auch in seinem Verhältnis zu den nichtrussischen Völkern Rußlands. Er spricht zwar vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, tritt aber sofort energisch gegen die Fremdvölker auf, sobald diese wirklich das Joch der Großrussen abschütteln wollen. Ein bekannter Bolschewik, also ein Anhänger derjenigen Partei, die sich, weil sie in der Opposition ist, bis jetzt uneingeschränkt für das Selbstbestimmungsrecht der Fremdvölker eingesetzt hat, sagte mir einmal: „Die Ukrainer haben natürlich das Recht, über ihr Schicksal völlig frei zu verfügen!" Nachdem ich aber von der Möglichkeit eines Abfalls der Ukraina gesprochen hatte, hieß es: „Das können wir nicht zulassen. Die Ukraina muß bei Rußland bleiben wollen." Daß Kerenski ebenso steht, geht deutlich aus seiner Stellungnahme gegenüber Finnland und anderen Fremdvölkern hervor. Wenn er sich der Ukraina gegenüber zu weitgehenden Zugeständnissen entschlossen hat, so lag der Grund (den er selbst in der entscheidenden Sitzung des Ministerrats am 15. Juli anführte) darin, daß die Macht der ukrainischen Bewegung

*) Die nachfolgende Aufzeichnung stammt aus russischer Quelle, ist kurz vor dem bis jetzt noch unaufgeklärten Ultimatum Kornilows niedergeschrieben und uns durch neutrale Vermittlung zugegangen. Obwohl in einzelnem von den Ereignissen überholt, ist sie von höchstem Wert für die Beurteilung der Lage in Rußland. Red.

Digitized by Google

in einem Konflikt mit Rußland die russische Front südlich der Pripetsümpfe zu vernichten drohte, und man unbedingt Zugeständnisse machen mußte.

Als echter Nachfolger der erobernden Selbstherrscher zeigt sich der russische Revolutionär im allgemeinen auch im Verhalten gegenüber dem Auslande. Es gibt ja auch pazifistische Strömungen (Bolschewiki, Internationalisten, Gruppe Trotzki), aber die meisten, und namentlich die meisten führenden Männer der Revolution denken im Grunde genommen doch ebenso wie die bürgerlichen Imperialisten, deren Vorfahren bereits vor 400 Jahren Moskau zur Nachfolgerin des weltbeherrschenden Rom erklärten. Der russische Revolutionär lehnt jede Eroberung und Unterdrückung fremder Völker ab: aber er ist ebenso davon überzeugt, daß das allgewaltige Rußland dazu berufen sei, die Völker der Erde zu beherrschen, nur kleidet er es in die Formel „Befreiung der Völker unter russischer Führung". Von Kerenski ist es bekannt, wie häufig er in diesem Sommer von der Befreiung des ganzen Europa durch Rußland gesprochen, von dem „Licht der Revolution", das Rußland den Völkern Europas bringen wird, und, versteht sich dabei, auch dann bringen soll, wenn die Völker es gar nicht wollen. Das Programm eines Friedens „ohne Annektion", das die Kerenski nahe stehende Zeitung „Djen" im Mai 1917 brachte, sieht z. B. vor: Vereinigung eines Teiles von Ostpreußen mit dem russischen Litauen, Vereinigung von Westpreußen, Posen und Ostschlesien mit dem unter russischem Protektorat stehenden Polen, Vereinigung von Ostgalizien mit der russischen Ukraina, Vereinigung von Türkisch-Armenien mit dem russischen Armenien usw. Der Unterschied einer solchen Außenpolitik von der Miljukows liegt, außer in der Form, nur in der Frage Konstantinopels. Man begreift daher, wie Miljukow kurz vor der Bildung der jetzigen Regierung sagen konnte, ein Kadett könne zwar die Außenpolitik der jetzigen Regierung nicht führen, aber die Kadetten haben nichts dagegen, daß eine solche Außenpolitik geführt wird.

Solche Gedanken scheinen kaum glaublich, wenn man bedenkt, daß Rußland im Zustande der äußersten Zersetzung ist und nur mit Hilfe und unter der Vormundschaft Englands und Amerikas sich hält. Aber der Russe ist von der inneren Schwäche oder wenigstens von dem noch größeren Friedensbedürfnis Deutschlands so überzeugt (und er ist darin auch durch so viele Erscheinungen der deutschen Öffentlichkeit bestärkt), daß er es für möglich hält, wenigstens einige seiner Friedensforderungen durchzusetzen, wenn er nur mit Anspannung der letzten Kräfte noch einige Zeit aushält. Hat er einmal einen Frieden erreicht, der ihm den jetzigen Bestand des Reiches oder noch einiges mehr sichert, so muß die gewaltige Masse des Volkes sehr bald alle Schäden des Krieges überwinden und eine Macht darstellen, die größer ist als die jedes anderen Staates. Und darin hat er recht.

Kerenski gilt als Anhänger der sozialrevolutionären Partei. Innerlich hat er mit ihr wenig zu tun. Beim Ausbruch der Revolution war er aber einer der ersten, die die Führung der Bewegung zu übernehmen versuchten. Er führte die erste revolutionäre Wache am 1. März in das Taurische Palais. Als die Verhandlungen über die Bildung der provisorischen Regierung begannen, erklärte sich Kerenski gegen den ausdrücklichen Beschluß des sozialistischen Vollziehungsausschusses dazu bereit, als Justizminister in die Regierung einzutreten und setzte es durch, daß der Arbeiter- und Soldatenrat

Digitized by Google

nachträglich seinen Schritt guthieß. Von vornherein trat er unter seinen bürgerlichen Kollegen mit dem Anspruche hervor, als „einziger Vertreter der Demokratie" eine ausschlaggebende Rolle zu haben. Obgleich er dadurch die Regierung ohne Zweifel immer mehr nach links drängte, so sind uns doch aus jener Zeit auch Tatsachen bekannt, die ihn zu weitgehenden Zugeständnissen nach rechts bereit zeigen: fraglos hat sich Kerenski am 15. März damit einverstanden erklärt, daß die monarchische Regierungsform unter der Regentschaft des Großfürsten Michael bis zum Zusammentritt der konstituierenden Versammlung beibehalten werde, und hat sich erst am Morgen des 16. dazu entschlossen, auf der Abdankung des Großfürsten Michael zu bestehen.

Der heftige Parteikampf zwischen Kadetten und Sozialisten und der Petersburger Juli-Aufstand sprengten die Koalitionsregierung des Fürsten Lwow, und am 20. Juli wählte das übriggebliebene Rumpfministerium Kerenski zu seinem Vorsitzenden. Eigentlich hatte er die Herrschaft bereits am 19. Juli angetreten, als er von der Front in Petersburg eintraf und die ihn erwartenden Personen auf dem Bahnhofe mit den Worten anredete: „Fluch denen, die in den Straßen Petersburgs unschuldiges Blut vergossen haben!" Damit machte er dem Schwanken der damaligen Regierung ein Ende und nahm sofort die energische Verfolgung aller am Aufstande Beteiligten in Angriff. Gegen den Willen des Arbeiter- und Soldatenrates unterdrückte er die Partei der Bolschewiki, löste die aufständischen Truppen auf und zwang die Petersburger und Kronstädter Arbeiter zum Gehorsam. Sein Ministerium, das nach dem Austritt der Kadetten von Bürgerlichen in der Hauptsache nur noch Radikaldemokraten enthielt, faßte er von vornherein als Übergangsministerium auf und begann sofort mit den Kadetten wieder zu verhandeln. Den Plan der sozialistischen Mehrheit, ein vorwiegend sozialistisches Ministerium zu bilden, und ihre Forderung, sofort die bürgerliche Duma aufzulösen und die Republik zu proklamieren, wies er energisch zurück. Stolz und zugleich drohend erklärte er den „Vertretern der Demokratie" im Zentralkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte: „Die Armee wird dahin gehen, wohin der Kriegsminister (er selbst) befiehlt ..." Dann setzte er allerdings vorsichtig hinzu: „Und die provisorische Regierung, die das Vertrauen der Demokratie genießt." Immer wieder versuchte er während der folgenden Verhandlungen die sozialistische Mehrheit mit sich nach rechts zu ziehen. Aber noch ist er kein Selbstherrscher, noch braucht er die Zustimmung der anerkannten Führer des Sozialismus und muß immer wieder einen Schritt zurück machen, wenn sie ihm die Gefolgschaft verweigern. Er konnte es nicht durchsetzen, daß die Verantwortlichkeit der sozialistischen Minister vor dem Zentralkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte aufgehoben wurde. Er konnte es auch nicht durchsetzen, daß der bei den bürgerlichen Parteien wegen seines Patriotismus und seiner radikalen Maßregeln gegen die Landeigentümer besonders verhaßte Landwirtschaftsminister Tschernow endgültig zurücktrat, sondern mußte ihn wieder in das Ministerium aufnehmen, weil die Sozialrevolutionäre ihm sonst ihre Unterstützung verweigerten.*) Nach der anderen Seite hin wies Kerenski aber auch die Ver-

*) Tschernow ist jetzt entfernt, damit aber hat sich die Krisis zwischen Kerenski und den radikalen Revolutionären noch weiter verschärft. Red.

Digitized by Google

suche der bürgerlichen Parteien zurück, die ihn ganz vom Sozialismus loslösen und für sich in Anspruch nehmen wollten. Nicht nur die Radikaldemokraten, deren Parteiziel wohl zunächst nur die Unterstützung Kerenskis ist, sondern auch viel weiter rechtsstehende Kreise hoffen auf Kerenski als auf den Retter vor dem Fluch des Sozialismus, auf den Wiederhersteller der bürgerlichen Ordnung. Auch die Kadetten erwarteten von ihm, daß er sich endlich entscheiden solle, ob er sich nach links oder nach rechts stützen werde (wie Miljukow sich ausdrückte), und sie waren bereit, im letzteren Falle sein Gefolge zu werden. Kerenski wahrt bis heute sein Gesicht als Sozialist und behält die sozialistische Ideologie in allen seinen Äußerungen bei. Es ist besonders die Agrarreform im bauernsozialistischen Sinne, die ihn im Grunde von allen bürgerlichen Parteien trennt, aber er versucht es, diese zu seiner Auffassung herüberzuziehen und sie mit vor seinen Wagen zu spannen.

Wie groß auch die persönliche Bedeutung Kerenskis als des Beherrschers der russischen Armee und des Abgottes großer Volksmassen, des Ausdruckes „der höchsten revolutionären Poesie" (ein Ausspruch der „Rjetsch") war, so ist es ihm doch bisher nicht gelungen, den Parteihaß zu überbrücken und aus seinem Rumpfministerium eine Koalitionsregierung zu bilden. Die Sozialisten fürchteten sich davor, die Macht aus der Hand zu geben, und die Bürgerlichen hofften auf den endgültigen Sturz des Sozialismus. Kerenski entschloß sich schließlich am 3. August durch ein Abschiedsgesuch den letzten Trumpf auszuspielen. Charakteristischerweise baten gleichzeitig mit ihm auch alle bürgerlichen Minister um den Abschied, während die Sozialisten im Amte verblieben. Die Angst vor der Regierungslosigkeit zwang die widerstrebenden Parteien dazu, einen neuen Ausgleich zu versuchen: in der Nacht vom 3. zum 4. August versammelten sich die Vertreter von fünf Parteien, der Sozialdemokraten, Sozialrevolutionären, Volkssozialisten, Radikaldemokraten und Kadetten, zu denen noch Vertreter der Arbeiter- und Soldatenräte und der Reichsduma hinzutraten, in besonders feierlicher Weise zu einer Sitzung, die von vornherein „die historische Sitzung" genannt wurde, denn in ihr sollte die neue Regierung Rußlands geboren werden. Die Absicht ist nicht erreicht worden: die Parteien konnten sich nicht einigen, weil die einen die Macht der Arbeiter- und Soldatenräte erhalten und die anderen deren Einfluß auf die Regierung unbedingt ausschalten wollten. Einig war man darin, Kerenski die Bildung der neuen Regierung zu übertragen, aber jede Partei stellte ihm dabei eine besondere Bedingung, und diese Bedingungen widersprachen einander völlig.

Trotzdem ist die Nacht vom 3. zum 4. August für Rußland eine historische geworden, denn indem die fünf Parteien sich schließlich nicht anders zu helfen wußten und zu keiner anderen Einigung gelangen konnten, als Kerenski die Bildung der Regierung zu übertragen, sprachen sie eine Verzichterklärung für die Herrschaft der Parteien aus und erklärten zum erstenmal eine Persönlichkeit für das einzige einigende Prinzip. Die Nacht wurde auch dadurch historisch, daß Kerenski sich dazu entschloß, auf so schwankender Grundlage eine Regierung zu bilden.

Die Koalitionsregierung unter Kerenskis Führung kann sich rechtlich auf kein Mandat des Volkes oder einer Volksvertretung stützen, sie ist nicht einmal durch einen Beschluß jener fünf Parteien zustande gekommen, sondern

Digitized by Google

sie beruht nur auf fünf verschiedenen, einander widersprechenden Beschlüssen von drei sozialistischen und zwei liberalen Parteikomitees in Petersburg. Es wurde Kerenski überlassen, das unmöglich Scheinende fertigzubringen und ein Ministerium zu bilden, aus Sozialrevolutionären, die sich gegenüber dem Arbeiter- und Soldatenrat verantwortlich erklärten, und Kadetten, die mit niemand zusammen arbeiten wollten, der vom Arbeiter- und Soldatenrat abhängig ist, aus Sozialdemokraten, die das Regierungsprogramm vom 21. Juli für verbindlich erklärten, und Bürgerlichen, die dieses Programm für ganz unannehmbar hielten. Formell liegt die Regierungsgewalt in den Händen der ganzen Regierung oder vielmehr ihrer jeweiligen Mehrheit, und wie bisher wird jeder Beschluß ein Kompromiß sein müssen. Noch haben die in der Regierung vereinigten Parteiführer es nicht aufgegeben, ihre eigene Politik zu führen, noch kämpfen Sozialisten und Bürgerliche in derselben Weise um die Regierung wie vorher, aber einstweilen wird das Wort Kerenskis immer entscheidender und immer folgerichtiger kann er seine persönliche Politik durchführen: auf der einen Seite Reformen für die Volksmassen, Enteignung des Großgrundbesitzes usw., auf der anderen Seite energische Wiederherstellung der Regierungsgewalt, Bekämpfung der regierungsfeindlichen Parteien und der Anarchie und Unterwerfung der örtlichen Verwaltung unter den Willen der Regierung.

Noch herrscht die neue Regierung allzu kurze Zeit, als daß man Schlüsse aus ihren Taten ziehen könnte; noch hat Kerenski an der Spitze einzelner Ministerien Persönlichkeiten belassen müssen, die seiner Politik strikt entgegenarbeiten. Doch kann man die allgemeine Tendenz der neuen inneren Politik bereits deutlich erkennen: die Todesstrafe ist wieder eingeführt, ebenso das Recht der Verhaftung ohne richterlichen Beschluß; der Minister des Innern darf wieder, wie unter dem zarischen Regime, Zeitungen wegen ihrer gefährlichen Richtung unterdrücken und unliebsame Personen aus Rußland ausweisen. Beleidigung der Regierung und der einzelnen Minister wird mit langfristiger Gefängnisstrafe bedroht und, was das wichtigste ist, alle diese Maßregeln bleiben nicht auf dem Papier, sondern werden energisch angewandt, und zwar sowohl gegen die extremen Linken, die Bolschewiki (trotz der Unzufriedenheit der Arbeiter- und Soldatenräte mit einer solchen Politik), als auch gegen die extremen rechten Parteien, die auf die Wiederherstellung des Zarentums hinarbeiten. Auch die revolutionäre Polizei (sie nennt sich Miliz) wird reorganisiert, und die Leitung der Kriminalmiliz, als der zunächst noch wichtigsten, wird in der Hand eines Ministers zentralisiert, der Unterschied von der Zarenherrschaft besteht nur darin, daß es jetzt nicht mehr der Minister des Innern, sondern der Justizminister ist, der über die Polizei verfügt.

Der wichtigste Umschwung ist, wie bekannt, in der Behandlung der Armee eingetreten. In der Armee und nicht in den Parteien liegt die eigentliche Stütze der Macht Kerenskis, und er bemüht sich, sie immer mehr in die Hand zu bekommen, um von den Parteien unabhängig zu werden. Nicht umsonst weigert er sich, das Amt eines Kriegs- und Marineministers abzugeben, obgleich er sich tatsächlich mit der Leitung dieser Ministerien gar nicht befassen kann; er vertraut nicht einmal die ständige Vertretung des Ministers in diesen Ministerien Fachleuten, die die Soldaten selbst zu führen verstehen, an, sondern wählte dazu Revolutionäre, die seine politischen Anhänger sind.

Digitized by Google

Die russische Revolution hat wohl als Volksaufstand begonnen, siegte aber erst, als sie zur Militärrevolution wurde, und sie hat diesen Charakter bis heute beibehalten. Durch die Revolution ist in Rußland eigentlich nicht die Herrschaft des Proletariats, sondern die Herrschaft der Soldateska begründet worden. Nur in Petersburg, Moskau, Odessa und einigen anderen Industriezentren spielt die Arbeiterschaft eine politische Rolle, aber selbst in Petersburg haben die Soldaten die Majorität im Arbeiter- und Soldatenrat. Freilich sind diese Soldaten, da das ganze Volk mobilisiert ist, im Grunde meist auch Bauern oder Arbeiter, die sich mit den Interessen ihrer Standesgenossen identisch fühlen und daher die Führer der sozialistischen Parteien auch als ihre Führer ansehen. Diese Übereinstimmung geht aber nicht allzu weit: der in Garnison in einer fremden Stadt liegende Soldat ist eben nicht der in dieser Stadt wohnende Arbeiter, und er wird nur bis zu einem gewissen Grade für dessen Interessen eintreten. Selbst in Petersburg und Moskau stand nur ein Teil der Garnison auf seiten der Arbeiterschaft, der andere Teil half im Juli die Bewegung der Arbeiter niederschlagen. Ein Gegensatz ist schon dadurch gegeben, daß die Masse der Soldaten aus Bauern besteht, die zwar für die sozialistischen Führer mit eintreten, weil diese ihnen Land versprechen, aber doch wenig für die besonderen ökonomischen Forderungen der Industriearbeiter übrig haben. Schließlich muß man auch die psychologische Lage dieser Millionen aus ihrem Berufe herausgerissenen Arbeiter und Bauern in Betracht ziehen: sie haben seit Jahren nicht mehr gearbeitet, sondern nur militärische Übungen gemacht, sie haben sich seit Jahren nicht mehr um ihr tägliches Brot sorgen müssen, sondern sind von Staats wegen gespeist und gekleidet worden. Nun haben sie noch durch die Revolution die Freiheit, zu tun, was sie wollen, und das Bewußtsein ihrer Macht bekommen; sie können ihr Leben sorglos in Spiel, Trunk und Liebe hinbringen (welcher russische Bauer sieht trotz aller Anhänglichkeit an Weib und Kind ein solches Leben nicht als erstrebenswert an), und sie fühlen sich daher als eine privilegierte Herrenklasse, als die eigentlichen Herrscher Rußlands, die mit allem nach ihrem Gutdünken schalten können. Dieses alles bezieht sich natürlich in erster Line auf die in Garnison liegenden Truppen, die im größten Teile Rußlands eine schrankenlose Willkürherrschaft ausüben und dabei durch die von ihnen völlig beherrschten Arbeiter- und Soldatenräte als die eigentlichen Vertreter der örtlichen revolutionären Demokratie anerkannt werden. Die zufällig im deutsch-estnischen Dorpat oder im ukrainischen Poltawa oder grusinischen Batum anwesende russische Garnison gilt somit in den Augen der Demokratie Rußlands als die Vertreterin der örtlichen Demokratie. Wo es keine hervorragenden Führer gab, die die Truppen an sich zu fesseln wußten, artete diese Soldatenherrschaft natürlich immer gleich in die schlimmste Anarchie aus. Die Erbitterung weiter Volkskreise gegen die ständigen Übergriffe und Ausschreitungen dieser Herren der Demokratie wuchs beständig und trug viel dazu bei, die bürgerliche Opposition gegen die Revolutionsregierung populär zu machen.

Kerenskis Bestreben ist es nun, diese Soldateska, ohne ihre privilegierte Stellung gegenüber der Bevölkerung aufzuheben oder ihnen persönliche Beschränkungen aufzuerlegen, die nicht dringend durch militärische Interessen geboten werden, wieder in die Hand der Führer und damit in seine Hand

Digitized by Google

zu bekommen, um seine Politik auf diese Macht stützen zu können. Er will keineswegs die Herrschaft der Soldateska aufheben oder sie wieder den normalen Bedingungen des Soldatenlebens unterwerfen, sondern sie nur aus einer mehr oder weniger führerlosen Schar oder einer Hilfstruppe des extremsten Radikalismus in ein sicheres Werkzeug *seiner* Politik verwandeln. Ist es aber überhaupt möglich, die durch den jahrelangen Krieg ermüdeten Truppen für eine kriegerische Politik zu benutzen, wie Kerenski dies versucht? Daß diese Frage *vielleicht* bejahend beantwortet werden kann, liegt zum Teil an der Persönlichkeit Kerenskis, der es wie kein anderer verstanden hat, die Massen auch gegen ihre eigenen Absichten mit sich fortzureißen, und der während einer für einen Minister beispiellosen Agitationstätigkeit an der Front und hinter der Front mit einem recht bedeutenden Teile der Armee in persönliche Verbindung getreten ist. Wie groß seine Erfolge auf diesem Gebiete sein können, sehen ja wir schon aus der Tatsache, daß es ihm gelungen war, im Sommer das völlig desorganisierte, nach Frieden und Verbrüderung rufende Heer ohne besondere Anwendung disziplinarischer Mittel zu einer wenn auch kurzen und erfolglosen, so doch immerhin mit großem Schwung durchgeführten Offensive zu begeistern.

Der andere Grund, weshalb eine Kriegspolitik auf das Heer gestützt werden kann, liegt in den oben geschilderten besonderen Verhältnissen der garnisonierenden Truppen: Politik wird schließlich nicht vom Feldheere gemacht, das nur durch Ungehorsam, durch Flucht vor dem Feinde usw. einen dumpfen Protest gegen eine von ihm verabscheute Kriegspolitik äußern kann, sondern von den Garnisonen des Hinterlandes, insbesondere der politisch wichtigen Orte, wo die Soldaten auch politisch gegenwärtig Herren der Situation sind. Wir sahen aber, daß die Garnisonen ein für den einfachen Mann so verlockendes Leben führen, daß ein großer Teil der Soldaten danach streben muß, dieses Leben, das nur während des Krieges möglich ist, weiter fortzusetzen.

Es ist heute natürlich unmöglich, zu sagen, ob es Kerenski gelingen wird, mit dieser Politik sich so lange zu halten, bis seine persönliche Stellung so weit gefestigt ist, daß er sich auch ohne Krieg, auch ohne Armee über den Parteien und gegen sie behaupten kann. Es wird dies nicht nur von dem Zustande im Innern, der Desorganisation, Hungersnot usw., sondern in erster Linie von der militärischen Lage abhängen. Jede Niederlage der russischen Armee, die mehr ist als ein örtliches Mißgeschick, muß zur Niederlage Kerenskis werden, und eine entscheidende Niederlage, die die Regierung zwingen müßte, die revolutionären Garnisonen dem Feinde entgegenzuwerfen, die wesentliche Teile des eigentlichen Rußlands, nicht nur ferne Grenzprovinzen bedrohte, würde die Regierung der Hauptstütze ihrer Macht berauben. Trotz dieser Gefahr für die Regierung, trotz der großen Gefahren für den Fortbestand des ganzen Reiches, muß die Regierung Kerenskis die Kriegspolitik fortsetzen, weil ein Frieden in diesem Momente mit Notwendigkeit zum sofortigen offenen Kampfe der bisher durch den Krieg mühsam zusammengehaltenen feindlichen Parteien, der Sozialisten und Bürgerlichen, der Arbeiter und Unternehmer, der kommunistischen und der Eigentum besitzenden Bauern führen muß. Ganz Rußland spielt heute va banque, insbesondere aber tut es die Regierung Kerenskis.

Digitized by Google

Durch eine auf die Armee gestützte innere und durch eine kriegerische äußere Politik versucht also die Regierung Kerenskis, die erbittert miteinander streitenden Parteigruppen zusammenzuhalten und die wirkliche Herrschaft in Rußland zu gewinnen. Ist diese Aufgabe schon an sich unter den obwaltenden Verhältnissen außerordentlich schwer, so hat sie sich in letzter Zeit dadurch kompliziert, daß Kerenski auf seinem eigenen Gebiete ein starker Nebenbuhler entstanden zu sein scheint. Seit die Führer der bürgerlichen Opposition eingesehen haben, daß es ihnen nicht so ohne weiteres gelingt, Kerenski ganz vom Sozialismus zu lösen und an sich zu fesseln, haben sie in General Kornilow einen Gegenspieler gegen Kerenski gefunden, den sie für ihre Zwecke auszunützen suchen. Ihr Programm ist insoweit dasselbe wie Kerenskis, als auch sie eine kriegerische, auf das Heer gestützte Politik verlangen, nur fügen sie noch die Forderung hinzu, daß die Herrschaft des Sozialismus im Innern gebrochen und die Ordnung im bürgerlichen Sinne wieder hergestellt werde. Es ist noch zu früh, ein Urteil über diese Bewegung und über ihre Aussichten auszusprechen.

Die Stellung Kerenskis zeigte sich am deutlichsten auf der großen Nationalversammlung in Moskau. Alle Parteien waren gegen die Einberufung dieser Versammlung, von der niemand ein günstiges Resultat erwartete, nur Kerenski war dafür und setzte seinen Willen durch. Er hoffte, daß es ihm durch die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Rede gelingen würde, die Vertreter ganz Rußlands um sich zu scharen und sie zu einer Aufgabe der Parteipolitik zugunsten seiner Persönlichkeit zu veranlassen. Er hoffte, durch diese Versammlung den direkten persönlichen Stützpunkt im Volke und in der Gesellschaft zu finden, den er bisher vermißt hatte. Man hat fast den Eindruck, als hoffte er, alle die gewiegten Politiker, die er da zusammenberufen hatte, durch eine einzige große Rede mit sich fortzureißen, eine Rede, in die er seine ganze Persönlichkeit hineinzulegen suchte. Er sprach zu der Versammlung im Tone eines alttestamentlichen Propheten, der dem unwissenden Volke die Gefahren, denen es unbewußt gegenübersteht, offenbaren will, und im Tone eines Priesterkönigs, der seinen gläubigen Untertanen von seiner Herrschaft spricht und Lob und Tadel nach rechts und links gleichmäßig verteilt. Er glaubte wohl den erhebendsten Augenblick seines Lebens gekommen, und die Begeisterung überkam ihn stellenweise so stark, daß er alle seine so lange geübte Redekunst vergaß und statt in fließenden Perioden, in mühsam aneinandergeketteten Sätzen sprach, die immer wieder denselben Gedanken wiederholten.

Das Ergebnis war ein entschiedener Mißerfolg: seine Rede hatte auf die Politiker keinen Eindruck gemacht, jede Partei blieb bei ihren einander widersprechenden Forderungen. Unwillkürlich drängt sich einem der Vergleich mit einem anderen Momente der Geschichte auf, in dem auch ein Held der Revolution den höchsten Moment seines Lebens zu erblicken glaubte und der für ihn zum Beginne seines Niedergangs wurde: das Fest des höchsten Wesens im Jahre 1794 und die Rede, die Robespierre dabei hielt. Es ist möglich, daß Kerenski tatsächlich die Diktatur, es ist aber auch möglich, daß ihm ein Schicksal ähnlich Robespierre winkt.

Digitized by Google

Die Bärenfalle oder über den Zusammenhang von Staatsform und Friedenssicherung

Von Wilhelm Teilinger

Es war einmal eine Zeit, in der bei den Westmächten das Wort Glauben fand: Das Kaisertum ist der Frieden („L'Empire, c'est la paix"). Daß dieses Kaisertum in Wahrheit den Krieg heraufbeschworen hat, ist unsere Auffassung, nicht die der Franzosen. Die französische Republik verdankt ihre Entstehung nicht der Absicht, durch diese Staatsform den Frieden zu sichern.

Heute lautet das Schlagwort der Entente: die Republik — oder wie man wegen der im Bund befindlichen Monarchien notwendig formulieren muß — die Demokratie ist der Friede. Die Völker sind nicht immer friedliebend gewesen. Man denke nur an das Römerreich. Aber die heutigen sind es wohl durchweg in ihren breiten Massen. Also wäre das Wort unserer Feinde wahr, wenn eben die republikanischen und sonstigen Formen der Volksvertretung eine Gewähr böten, daß sie in der Frage von Krieg und Frieden den Willen der Volksmassen zum Vollzug brächten. Daran aber fehlt es noch überall, wahrscheinlich nirgends mehr als in England und den Vereinigten Staaten. Der Mangel zeigt sich in drei Punkten.

1. Die Masse ist nirgends politisch geschult genug, um selbständig unterscheiden zu können, welche allgemeine Richtung der auswärtigen Politik die Gewähr des Friedens, welche Gefahren für ihn in sich birgt. Sie steht durchweg unter dem Einfluß einer großkapitalistischen Presse, die sie von langer Hand mit bestimmten, nicht immer friedenfördernden Vorurteilen über die anderen Völker und die Beziehungen zu ihnen erfüllt.

2. Die Hauptaktionen der auswärtigen Politik, insbesondere der Abschluß von Bündnissen, ist bekanntlich auch in den demokratischsten Saaten bisher ausschließlich Sache der Geheimdimplomatie gewesen, und

3. noch weniger findet, wenn sich die Dinge zur Wahl zwischen Krieg und Frieden zugespitzt haben, irgendwo eine Mitwirkung des Volkes statt.

Der Gedanke einer Friedenssicherung durch die Demokratie bedürfte also, um Sinn zu bekommen, überall eines gründlichen Ausbaues der demokratischen Einrichtungen. Und auch dann hätte er als friedensicherndes Mittel nur nebensächliche Bedeutung. Denn Streit ist auch unter Friedliebenden möglich. Das Wesentliche zur Friedenserhaltung ist, auch unter lauter friedliebenden Nationen, die Möglichkeit, Streit ohne Krieg, ja ohne Kriegsgefahr, zu erledigen. Also ein Bund zur Durchführung des obligatorischen

Digitized by Google

Schiedsgerichts und Vermittlungsverfahren. Über diesen Bund als etwas Kommendes ist man sich in allen kriegführenden Staaten schon so weit einig, daß die Logik gebieten würde, sich zusammenzusetzen und die Einzelheiten, die schwierig genug sein werden, zu besprechen. Gerade darin liegt nun die Gefahr für die Entente, die nur dadurch gemindert wird, daß man sie in Deutschland nicht hinreichend erkennt. Die Ententestaaten sind in folgender schwierigen Lage: In jedem von ihnen besteht eine mächtige Partei ehrlicher und überzeugter Pazifisten. Mit ihnen darf man es nicht verderben. Daher die pazifizistische Phraseologie in den offiziellen Kundgebungen.

Andererseits sind die wirklichen Interessen der Ententestaaten so verschieden, daß jedes Zusammenkommen mit den anderen Mächten die Gefahr eines Auseinandergehens der Entente, wenigstens in einzelnen Fragen, in sich schließt. Daher die Furcht vor Stockholm. Daher die Angst vor einer allgemeinen Konferenz, sei es auch nicht über die eigentlichen Friedensbedingungen, sondern nur zu deren Vorbereitung, über den künftigen Friedensbund, dessen Festlegung ja die konkreten Friedensbedingungen ganz außerordentlich erleichtern würde. Die Entente muß vorerst jedes Zusammenkommen fürchten, weil die größere wirkliche Affinität der Interessen ganz eigenartige Folgen haben könnte. Um es noch einmal zu sagen: die Logik der Tatsachen fordert den alsbaldigen Zusammentritt jener vorbereitenden Konferenz, und hinter dieser Argumentation stehen einflußreiche Kreise aus den Intellektuellen und dem Volk, steht die ganze Friedenssehnsucht der Ententevölker. Neinsagen geht darum nicht. Wie hilft sich die diplomatische Führung der Entente in dieser Schwierigkeit? Durch eine Finesse. Nämlich durch Grobheit. Lloyd George beleidigt uns, in der Erwartung, wieder beleidigt zu werden und dann den Seinigen sagen zu können: Ihr seht doch ein, angesichts solcher Beleidigungen können wir uns nicht zusammensetzen. Das wurde ihm ermöglicht durch die Lügen über uns, die in den Ententeländern auch von den anständigen Leuten geglaubt werden und so als in deren Augen berechtigte Grundlage für verletzende Vorwürfe dienen. Aber auf die Dauer geht dieses Verfahren doch nicht. Er muß damit rechnen, daß ihm im eigenen Lande gesagt wird, das habe man nun schon genug gehört, so komme man nicht weiter. Hier greift nun Wilson ein und spielt die Partie da weiter, wo Lloyd George sie stehen gelassen. Er darf nicht so grob sein wie die Engländer; maßgebende Kreise, die sich — ganz ehrlich — auf ihre Humanität etwas zugute tun, würden ihm das verübeln. Aber er kann jene demokratisch-pazifistische Ideologie ungefähr derselben Kreise ganz vorzüglich benutzen. Sie finden kein Arg darin, wenn dem deutschen Volk gesagt wird: Wir können nur dann mit dir einen Friedensbund, einen Vertrag zu dauerndem Frieden eingehen, wenn deine politischen Einrich-

Digitized by Google

tungen demokratisch geworden sein werden und so eine Gewähr für die Einhaltung des Friedensvertrages geben werden. Die zugrunde liegende Vorstellung ist ungefähr diese: Jeder Vertrag auf längere Zeiträume, also namentlich auch ein Friedensvertrag, sei zugleich eine Sache des Kredits. Man könne nicht von mir verlangen, mit einer Regierung abzuschließen, die bei mir keinen politischen Kredit genieße. Wenn ein Kaufmann mir einen vieljährigen Lieferungsvertrag anbiete oder Kapital leihen wolle, so werde er zwar nicht erbaut sein von der Antwort: ja, aber nur wenn das und das in deinem Geschäft anders eingerichtet werde; aber er dürfe darin auch keine Beleidigung, keine unbefugte Einmischung in seine Angelegenheiten erblicken, und oft genug komme auf solcher Grundlage das Geschäft doch zustande. So ungefähr wohl die Auffassung der Note Wilsons in den Kreisen anständiger Leute in den Vereinigten Staaten, auf deren Zustimmung Wilson rechnen mußte. Wilsons Rechnung war aber zugleich, daß das deutsche Volk und seine Regierung die Sache anders auffassen würden: als eine unverschämte Einmischung, als maßlose Frechheit, und daß man so wieder glücklich für einige Zeit der Gefahr, der großen Gefahr einer Lockerung der Entente, entronnen sei.

In den Büchern aus dem „Wilden Westen" für die reifere Jugend spielt eine eigenartige Bärenfalle eine große Rolle: ein Balken wird, an einem Seil schwebend, irgendwo aufgehängt, wo der Bär regelmäßig vorbeikommt (oder wohin er durch wilden Honig gelockt wird). Er stößt mit dem Kopf an den Balken. Das veranlaßt ihn, dem Balken seinerseits einen gehörigen Stoß zu geben. Der Balken kommt aber wieder und veranlaßt so den Bären zu noch heftigerem Gegenstoß, bis der Bär schließlich betäubt oder tot niedersinkt.

Das deutsche Volk hat in diesem Krieg Bärenkräfte gezeigt. Das ist aber noch kein Grund, in die amerikanische Bärenfalle hereinzutappen, sich nach Wilsons Wunsch vor den Kopf stoßen zu lassen und dem großen Balken gegenüber sich zu benehmen wie ein Bär. Enttäuschen wir Wilson und behandeln ihn als den Ehrenmann, der er vor dem besseren Teil seiner Landsleute scheinen will. Antworten wir ihm: Wir sehen ein, daß wenn man einen dauernden Bund der Völker eingehen will, auch gegenseitiges Vertrauen in die Zuverlässigkeit der inneren Einrichtungen herrschen muß. So hast du es ja auch gemeint. Du hast dich doch ganz sicher nicht in unsere Sonderangelegenheiten einmischen wollen! Wir selbst wollen auf der Konferenz zur Vorbereitung eines solchen Friedensbundes — was hindert noch ihren Zusammentritt, da alle sich grundsätzlich für einen Friedensbund erklärt haben? — Vorschläge machen, wonach in allen beteiligten Staaten die Verfassung dahin geändert werden soll, daß völkerrechtliche

Digitized by Google

Verträge, Mobilisationsbefehle und Kriegserklärungen der Zustimmung des Parlaments in öffentlicher Sitzung bedürfen sollen, ganz so wie es bisher in den Vereinigten Staaten schon — nicht ist. Wir hoffen ganz besonders auf deine Unterstützung, denn wir sind offenbar ein Herz und eine Seele, wenn du auch unsere Zustände bei der großen Entfernung nicht genau zu kennen scheinst; denn einstweilen gefällt uns unsere Mütze so gut wie dir deine Kappe.

Allgemein aber gilt die Lehre: wir können die Entente nur dadurch in Verlegenheit bringen, daß wir ihre Forderungen pazifizistisch-demokratischer Art, studentisch ausgedrückt, „überstürzen". Dadurch riskieren wir nichts. Kommt der Friedensbund zustande, so können auch wir damit zufrieden sein; wenn nicht, haben wir nichts verloren, und ob die Entente eine Aussprache überlebt, wird sich zeigen.

Guter Rat

Von Ludwig Finckh

Mädle, du, versäum es nicht,
Draußen lauft das Himmelslicht
Über alle Steine hin,
Und du willst Gesichter ziehn?
Geh, mach Feierabend!

Schaffen mußt du? Ei gewiß!
Ohne Schaffen gibt's den Riß
Zwischen dir und zwischen mir
Morgens zwischen drei und vier.
Kennst du mich als Faulpelz?

Aber wenn der Birnenbaum
Schneeig steht in Tau und Traum
Und ihm bald der Wipfel bricht,
Mädle, dann versäum es nicht,
Hol den blauen Strohhut.

Hast kein Kleid und hast kein Geld?
Wozu bist du auf der Welt?
Zieh dein Jungfernkränzlein an,
Mädle, nimm dir einen Mann.
Wie du bist, gefällst ihm.

Laß das Menschensorgensehn
Einen Reihen weitergehn,
Wirf es unter eine Brück,
Du brauchst auch dein bißchen Glück,
Hast genug zu schleppen.

Hart ist unser Lebensweg,
Und die Sonne steht schon schräg.
Wenn dich dann der Haber sticht,
Mädle, du, versäum es nicht!
's wird ein früher Winter.

Digitized by Google

So
wird der
Friede
erreicht

◆

Der nächste
Baustein
zum Frieden
sei der Erfolg
der Kriegs-
Anleihe

◆

Darum
zeichne!

Digitized by Google

Weit hinter den Schützengräben

Unter diesem Titel hat Gertrud Bäumer eine Reihe von „Aufsätzen aus dem Weltkrieg" (bei E. Diederichs in Jena) erscheinen lassen, auf die nachdrücklich hinzuweisen geradezu eine Pflicht ist. Die bekannte Verfasserin ist eine der prächtigsten Erscheinungen der deutschen Frauenwelt. Ein ungewöhnlicher Verstand, befruchtet durch ein beträchtliches Wissen, vereinigt sich bei ihr mit echt weiblichem Empfinden. Von stärkstem nationalem Bewußtsein beseelt, ist sie frei von allem Chauvinismus und bietet so ein Bild edler Ausgeglichenheit, die wir so gerne als echt deutsche Wesenheit ansprechen möchten. Sie gehört ja auch in die erste Reihe der Führerinnen der deutschen Frauenbewegung, unter denen sie nicht die einzige bedeutende Frau ist. Solche Frauenbücher, wie das hier aufs wärmste empfohlene, sprechen lauter und vernehmlicher für die Berechtigung der Frauenbewegung als lärmende Kongresse. Es ist ja anzunehmen, daß der Krieg mit seinen mannigfachen Erscheinungen gerade auch auf dem Gebiete des Frauenlebens eingefleischte grundsätzliche Gegner der Frauenbewegung schon eines Besseren belehrt hat. Tatsachen sind stärkere Argumente als Gründe und Gegengründe. Daher möchte man wünschen, daß das Buch in erster Linie von den fanatischen Gegnern der Frauenbewegung gelesen werde. Und dann von den Frauen selbst, die ja zum großen Teile noch in einer gewissen Dumpfheit dahinleben und von deren Erweckung aus ihrem vegetativen Leben das höchste zu hoffen ist. Auch da wird der schreckliche Krieg mithelfen.

Bevor ich von diesem Buche selbst etwas sage, möchte ich auf das Werk hinweisen, das sie im Jahre 1914 hat erscheinen lassen: „Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ich habe damals sofort in einer kurzen Besprechung auf die Bedeutung und den Gehalt dieses Buches hingewiesen. In Verbindung mit Lili Droescher hat sie vor kurzem ein neues Buch herausgegeben: „Von der Kinderseele" (Leipzig, Voigtländer). Das ist ein bloßes Sammelwerk, aber von beträchtlichem Umfange (466 S.). Es ist „im Dienst der Erziehung" geschrieben und bringt biographische, autobiographische und dichterische Beiträge. Ihr Studium „soll bei den Erziehern — in Haus und Schule — das Verständnis der Kinderseele klären, vertiefen und verfeinern". Es steckt eine gewaltige Summe von Arbeit in diesem Buche. Es galt, nicht nur eine ungeheure, gewissermaßen unübersehbare Literatur durchzumustern, jedes aufgenommene Stück erforderte die genaueste Prüfung und Überlegung. Daß in kurzer Zeit eine zweite Auflage notwendig geworden ist, beweist, daß das Buch einem erfreulichen Verständnisse begegnet. Vor allem muß man annehmen, daß jede geistig und gemütlich regsame Mutter und alle von innerem Berufe geleiteten Erzieher in diesem Buche eine unausschöpfbare Fundgrube finden. Auch das ist eine „weit hinter den Schützengräben" geleistete Arbeit wertvollster Art, was auch von den Artikeln des so benannten Buches gilt.

Es sind ihrer neunundzwanzig in fünf Gruppen zusammengefaßt. Die erste Gruppe enthält zwei vor dem Kriege geschriebene Aufsätze, die mit Recht unter dem Titel „Vorahnung" gebracht werden konnten. Der eine behandelt die Frage des Verhältnisses

Digitized by Google

der Frau zur Nation. Er ist so von edelstem nationalen und dabei von so umfassendem und so echt deutschem Weltbürgertum getragen, daß man nur wünschen möchte, daß er von Millionen gelesen und gewürdigt werde. Hier offenbart sich jener beste deutsche Nationalismus, der ebenso wurzelt in dem unerschütterlichen Bewußtsein der völkischen Zusammengehörigkeit, wie in dem Gedanken des geistigen Universalismus, den die Besten der Nation immer als einen Vorzug des deutschen Wesens angesprochen haben. Solche Bücher wie dieses (und es gibt noch viele ähnlicher Art) geben uns die tröstliche Gewißheit, daß wir diesen Geist der Welterfassung und Weltzusammenfassung auch nach dem Kriege nicht verlieren werden. Er hebt uns — das dürfen wir in aller Bescheidenheit doch mit einem gewissen Stolze sagen — über alle anderen Nationen ohne Ausnahme empor. Ihn zu verlieren hieße auf ein tieferes Niveau herabsinken. Nach dem Auftakte, der mit tiefverständigen Worten die nationale Idee und die Bewegung der „freideutschen Jugend" behandelt, teilt sie ihren Stoff in fünf Kapitel: Anbruch, Im Kampfe um die Kraft, Nothelfer, Heimatdienst, Lehren und Ausblicke. Sie sammelt hier Artikel, die während des Krieges, ihn gleichsam begleitend und seine Lehren erläuternd, geschrieben wurden, und bildet aus ihnen eine organische Einheit. Diejenigen, die aus irgendwelchen Gründen der Frauenbewegung feindlich entgegenstehen, haben es einer solchen Frau gegenüber sehr schwer. Sie ist nicht bloß eine, die mit der Prinzessin im „Tasso" sagen darf: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen." Sie ist eine von denen, die das Recht haben, nicht nur verständig zuzuhören, sondern vollwertig mitzuraten und mitzutaten, wenn um „der Menschheit große Gegenstände" gerungen wird. Sie ist eine von der Natur der Stauffacherin, die ja auch Gertrud geheißen hat. Sie will ihr vollgerüttelt Anteil an den Kämpfen und Sorgen der Männer. Auch geht es nicht an, sich etwa darauf auszureden, daß sie eine Ausnahme sei. Wohl ragt sie als eine der ersten in der vordersten Reihe unserer Frauen, aber neben ihr stehen eine stattliche Zahl von solchen, die ihr an Wert, intellektueller Begabung und sittlicher Kraft nicht nachstehen.

Den reichen Inhalt des Buches auszuschöpfen, geht hier nicht an. Auch nicht, jene Punkte zu berühren, die Widerspruch hervorrufen. Nur das einzige möchte ich bemerken, daß ich es bedauern würde, wenn das deutsche Volk in dem Sinne nach dem Kriege ein Volk der Tat würde, daß es seine Neigung zu den wenig weltläufigen Dingen, wie es die Kunst und insbesondere die Dichtung ist, zurückdrängen ließe. Wir sollen gewiß tatkräftiger werden, aber innerlich mehr als je trachten, ein Volk der Denker und Dichter zu bleiben.

E. Pernerstorfer

Franzosen und Italiener

Man könnte erwarten, daß Italien zum Lohn für seine Kriegshilfe künftig vom Esprit moqueur der französischen Brüder etwas glimpflicher behandelt würde als zur Zeit des Tripoliskrieges. Leider scheint aber der plötzliche Stimmungsumschwung des Königreichs vor zwei Jahren die französische Intelligenz nicht mit lauter Bewunderung erfüllt zu haben, vielmehr hinsichtlich

Digitized by Google

der Zuverlässigkeit eines so leicht gewonnenen Bundesgenossen starke Zweifel einzugeben. — Dies ist wenigstens der Eindruck, den jedem unbefangenen Leser das letzte Buch eines der typischsten französischen Schriftsteller der Neuzeit, des Soziologen Gustave Le Bon*), übermitteln muß.

Obwohl in der Hauptsache von stark deutschfeindlichen Gefühlen inspiriert, enthält dieses Buch ein sehr symptomatisches Kapitel über die psychischen Schwankungen Italiens (S. 237 ff.), in dem geradezu die „geistige Unbeständigkeit" als Grundzug des verbündeten Volkes der deutschen „Unbeweglichkeit" gegenübergestellt wird. Im Unterschied zu vielen seiner Landsleute, die den Neutralitätsbruch Italiens einfach als eine Selbstverständlichkeit entgegennehmen, hat Le Bon so viel kritischen Sinn bewahrt, daß er hier das Vorhandensein eines psychologischen Rätsels zugibt. Der Umschwung einer zu dreiviertel pazifistisch gesinnten Kammer in eine einstimmige Kriegspartei im Mai 1915 kam auch gar zu unvermittelt ... Zweifellos übertreibt der Verfasser die damalige Machtstellung der „deutschen Partei", wenn er ihr die Mehrzahl der (ihm verhaßten) Universitätslehrer und der käuflichen Presse zuzählt; geht er doch so weit, beispielsweise das Tripolisabenteuer einseitig auf deutschen Einfluß — auf Ansteckung durch die in den Universitäten verbreitete „deutsche Machtmoral" zurückzuführen.

Zum Beweis findet er nichts Besseres als ein Zitat des bekannten ententedienerischen Salonhistorikers G. Ferrero, der in jenem Feldzug den Beweis dafür erblickt, daß die gebildeten Klassen seit dreißig Jahren „germanisiert" gewesen seien.

Als Ursachen des italienischen Kriegseintritts nennt er die alte Antipathie Süd- und Mittelitaliens (!) gegen die Deutschen und die „Beweglichkeit der italienischen Seele", über die er sich in wenig schmeichelhaften Ausdrücken ergeht: „Dès qu'un meneur parvient à l'émouvoir pour une cause quelconque, elle s'enthousiasme. Inutile de lui présenter des raisons comme on serait obligé de le faire à une foule anglaise. Des images, des gestes, des chants, des formules violentes suffisent." — Zur Entschuldigung des Verfassers sei gesagt, daß er vor Jahren in seiner „Massenpsychologie" ziemlich dasselbe auch von der — französischen Seele aussagte.

„Die süditalienische Bevölkerung," lesen wir weiter, „ist so impressionabel, daß sie in Gesprächen über so legendäre Personen wie die des Rolandliedes mit dem Messer umgeht. Bei Leuten von so lebhafter Einbildung verwischen sich die Grenzen des Wunderbaren, des Möglichen und Unmöglichen leicht. Der Impuls des Augenblicks ist ihr einziger Führer ... Je nach der Gelegenheit wird derselbe Mensch bald Held, bald Bandit!"

Was werden die italienischen Helden zu diesem Kompliment sagen?

W. E.

*) Gustave Le Bon, „Premières Conséquences de la Guerre". Paris, Flammarion 1916.

Klabunds Sinngedichte

In dem jungen Roland-Verlag München läßt Klabund sein jüngstes Buch erscheinen.

Der Sinngedichte des Persers Omar nimmt er sich an und gibt ihnen seine beschwingte, persönliche Sprache, gibt ihnen deutschen Rhythmus und läßt so aus diesen beiden Faktoren

Digitized by Google

ein fast verlorenes Werk wieder unmittelbares Leben werden.

Ein knappes und exaktes Nachwort stellt uns Omar Khajjâm (Zeltmacher) vor. Er ist 1125 zu Nischapur, seiner Vaterstadt, gestorben und erst 1859 wurde er durch die englische Nachdichtung des Ewald Fitzgerald für Westeuropa entdeckt.

Die Vierzeiler selbst sind jeder in sich absolut abgerundet, ergeben aber in ihrer schwebenden, duftigen Folge eine Girlande schöner Einfälle, Ideen und Ansichten, die sich als Ganzes zur fröhlichen, sinnlichen Weltanschauung verschlingt.

Es ist ein Genuß seltsamster Art, diese Verse wie einen köstlichen, gelagerten Wein zu zechen. Zeitlose, lebenspralle Freudigkeit wechselt mit einer tändelnden Schwermut und Zechermüdigkeit.

Alles aber Ja wie Nein zum Leben bleibt Schweben und Reigen und wird nie plumpfüßige Orthodoxie, nie rechthaberische Geistigkeit.

Dichtung und Nachdichtung sind zu edler Einheit verschmolzen, so daß dem unbefangenen Leser nur die Freude des gewordenen Gesanges übermittelt wird und nicht der Fleiß oder Schweiß des Unterwegs.

Tod, Weib, Wein, Gott, Tugend und Hölle, all dieses Wesentliche der Welt findet seine Strophe, seine Zueignung.

Dabei wird nichts Begriff oder paragraphierte Philosophie, sondern alles bleibt wissender Mutterwitz, lebendiger, packender Spruch. Und Spruch im Sinne der Väter, des Volkes. Nichts ist aristokratisch geschliffen, sondern alles ist völkisches Gemeingut.

Ich ehre den Koran. Und mir gefällt sein Wesen;
doch hat sein Studium wenig mir genützt.
Ich muß von Zeit zu Zeit die Verse lesen,
die in den Rand der Krüge eingeritzt.

Dieses Beispiel illustriert am Besten. Keine zugeknöpfte Theorie wird verzapft, sondern fröhliche Becherweisheit gesungen! Doch meidet anderseits diese förmlich telegraphierte Kunst die Fläche, die Banalität. Das Selbstverständliche bleibt natürlich; im Vergleich ist die Sprache reine Anschauung, die Zucht der Form distanziert den schlichten Einfall noch und erhebt ihn zum Besonderen.

Das Schönste in diesen Versen ist ihr Rausch. Nach dem Mahl, wenn der Glanz des Weins in den Augen glüht, schmilzt die Erde, und die Gestirne noch schnauben zu seinen Füßen nur „Leoparden klein".

Oder aber er verliert sich im Idyll. Dann ist die Knappheit der Sprache, die Wortzucht von geradezu erlösender Endgültigkeit. Ohne sich im Stilisieren zu verlieren, ist dann in diesem Buche bester Stil.

Die Kröten krochen mit azurnen Bäuchen,
die Tannen weinten weißen Morgentau,
und aus den Teichen, Wolken und Gesträuchen
trat blau der Himmel, sanft wie eine Frau.

Hier hat einfältiges Herz und natürliches Auge ein Bild geboren, in dem Anschauung eigenes Leben wurde, und dieses Leben wiederum tritt uns entgegen ohne Pose oder Bewußtsein. Nimmt uns innig bei der Hand und führt uns tief in hellen und heiligen, frommen und fröhlichen Himmel! Hanns Johst (Schliersee)

Traum

Ich wohne in einem gläsernen Haus,
Darauf die Schneeflocken fallen.
Durchsichtig spannen hoch über mir aus
Die hochgewölbten Hallen.

Die dunkeln Winde irren
Verzagt um meinen Märchensaal.
Die Spiegelwände klirren,
Leiser und immer leiser,
Noch manchesmal.

Walther Eidlitz

Digitized by Google

Ein Schlußwort zur siebten Kriegsanleihe

Wenn man sich heute mit Bankiers oder Bankdirektoren über die Kriegsanleihezeichnungen unterhält, so erhält man manchmal Auskünfte, die aufs neue den Egoismus und die Dummheit gewisser Kreise bestätigen. Schwer, so wird immer aufs neue bestätigt, tue man sich vor allem bei den Bemühungen, reiche Privatkapitalisten zum Zeichnen zu bewegen. Gerade diese Kreise haben notorisch einen erheblich geringeren Teil ihres Kapitals dem Vaterlande zur Verfügung gestellt, als etwa kleinere und mittlere Existenzen. Die Gründe, welche aus den Kreisen dieser Reichen für ihre vorsichtige und zurückhaltende Zeichnungsart geltend gemacht werden, sind immer dieselben. „Es ist nicht angängig und mit vorsichtigen Anlagegrundsätzen nicht vereinbar, alles auf eine Karte zu setzen," das ist der eine Grund. Daß ein derartiger Einwand in einem Augenblick, wo es sich um Sein oder Nichtsein der Nation handelt, sehr schwer anders als mit niedriger Gesinnung zu bezeichnen ist, liegt auf der Hand. Daß aber darüber hinaus diese Ansicht auch noch falsch ist, soll mit einigen Worten bewiesen werden.

Diese selben Kreise ziehen es vor, heute Aktien in größten Beträgen zu kaufen, und zwar nicht nur sogenannte Kriegswerte, sondern auch ausgesprochene Friedenswerte. Damit bekunden sie doch, daß sie eine außerordentlich starke Hoffnung auf den guten Ausgang des Krieges, auf ein Wiederaufblühen unseres Wirtschaftslebens hegen. Nun hat dieses Gefühl bereits zu einer außerordentlich starken Aufwärtsbewegung der Aktien geführt. Diese stehen zum großen Teil heute im Kurs erheblich höher als vor dem Kriege. Das ist an und für sich darum sehr merkwürdig, weil doch unbestreitbar die deutsche Volkswirtschaft wie die aller kriegführenden Nationen erheblich ärmer geworden ist. Warum soll nun gerade der in Aktienform angelegte Teil des Volksvermögens mehr wert geworden sein? Es scheint, als ob hier gar zu sehr die vorübergehenden hohen Gewinne unserer produzierenden Kreise kapitalisiert werden, ein Vorgang, den man häufig während und nach Kriegen antrifft, der beispielsweise in den siebziger Jahren die schlimmsten Auswüchse herbeiführte und schwere Rückschläge eintreten ließ. Außerdem wird hier die Schwierigkeit, wieder in normale Absatzverhältnisse zu kommen, außer acht gelassen. Es wird vergessen, daß man nicht ungestraft die heute von der Regierung einzig und allein protegierte Produzentenpolitik treiben kann, daß letzten Endes der Preis von der Kaufkraft der Bevölkerung bestimmt wird und daß diese Kaufkraft erst allmählich wieder gestärkt werden muß. Dazu kommt noch als unbedingt sicher eine außerordentlich hohe Steuerlast, die nach allen Erfahrungen und nach der Zusammensetzung unserer politischen Machtfaktoren das mobile Kapital und da wieder die Aktiengesellschaften in erster Linie treffen wird. Aus allen diesen Gründen scheint es reichlich gewagt, heute an Stelle von Anleihen Aktien zu kaufen.

Nun wäre noch der Einwurf des Risikos zu beantworten, und da scheinen jene Superklugen zu vergessen, daß es etwas Sichereres als die Kriegsanleihe darum nicht gibt, weil diese doch gewissermaßen eine erste Hypothek auf den gesamten Besitz aller Deutschen darstellt. Bevor nicht die Zinsen auf diese Hypothek bezahlt sind, ist an eine Befriedigung der anderen Gläubiger doch nicht zu denken. Es ist deshalb am Platze, auf diese Dinge hinzuweisen,

Digitized by Google

weil die Spekulation am Aktienmarkt nachgerade bedenkliche Formen angenommen hat. So ist der Schreiber dieser Tage unfreiwillig Zeuge einer Unterhaltung gewesen zwischen dem höchsten Regierungsbeamten einer großen Stadt und einem Bankier auf einer „vaterländischen", sehr vaterländischen Versammlung. Der Bankier begrüßte den betreffenden Präsidenten und wollte mit ihm über die allgemeine Lage sprechen, da unterbrach ihn der hohe Herr mit der hastigen Frage: „Nicht wahr, an der heutigen Börse sind Montanaktien stark in die Höhe gegangen?" — und da will man noch klagen über die Weltfremdheit unseres Beamtentums!

Leichter als bei dem Privatkapitalisten ist die Werbung bei der Industrie. Diese zeichnet schon deshalb recht hohe Beträge, weil mit Fug und Recht die auftraggebenden Behörden auf entsprechende Zeichnungen der großen Kriegslieferanten sehen. Immerhin ist auch in diesen Kreisen eine gewisse Vorsicht zu beobachten, die sich auf folgenden, scheinbar berechtigten Erwägungen aufbaut. Man hört dort immer wieder sagen: „An der Güte der Kriegsanleihe zweifeln wir nicht im geringsten und wir zeichnen ja auch außerordentlich hohe Beträge, indessen scheint es uns doch etwas unvorsichtig, wenn wir unsere gesamten Kapitalien, die heute infolge der Räumung unserer Lagerbestände unbeschäftigt daliegen, in dieser Weise festlegen. Denn nach dem Kriege kommt doch die Zeit, in der wir wieder in großem Maße einkaufen sollen und müssen, und da werden diejenigen am schlechtesten fahren, die all ihre flüssigen Mittel in ihrem Effektenportefeuille festgelegt haben." Auch dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Denn es ist bekannt, daß noch weit in die Friedenszeit hinein die Darlehenskassen den Auftrag haben, jedem, der es wünscht, Kriegsanleihen zu sehr vorteilhaften Bedingungen zu beleihen. Ja noch mehr, erst nach dem Kriege sollen diese Kassen voll in Tätigkeit treten. Man darf wohl auf das bestimmteste annehmen, daß die Bedingungen, zu denen die Darlehenskassen beleihen, sehr vorteilhaft sein werden, daß der von ihnen festzusetzende Zinssatz ungewöhnlich niedrig sein wird. Es wird somit für diejenigen, die nach dem Kriege Kapitalien brauchen, ein leichtes sein, auf Grund von Anleihen zu Geld zu kommen, schlimmstenfalls werden sie eine etwas höhere Zinsrate zu zahlen haben als jene, die sich ohne Hilfe der Darlehenskassen behelfen können. Aber darf dieser kleine Zinsunterschied von vielleicht einem halben Prozent wirklich dazu verleiten, heute die unbedingte Pflicht gegenüber dem Vaterlande zu vernachlässigen und unsere wirtschaftliche Kriegführung zu gefährden? Ist eine derartige Kalkulation überdies nicht im höchsten Grade falsch? Wird nicht ein Mißlingen der Anleihe auf Grund derartiger allzu großer Vorsicht letzten Endes gerade diesen Kreisen sehr teuer zu stehen kommen? Diese Frage stellen, heißt sie bejahen.

Noch ein dritter Kreis unserer Volksgenossen bedarf der besonderen Anregung. Das ist die Landwirtschaft. Diese hat es gerade jetzt wiederum verstanden, ungeheure Gewinne einzuheimsen, wie man sie früher nicht für möglich gehalten hat. Man denke nur an die Wein- und Obstpreise, denen gegenüber selbst unsere ewig unzufriedenen Bauern ihre Verwunderung nicht unterdrücken können. Hier kann unsere Landwirtschaft besser als bei irgendeiner anderen Gelegenheit ihren wahren Patriotismus beweisen.

Linter

Digitized by Google

Die wichtigste Pflicht der Daheimgebliebenen

Man hört vielfach sagen: Ich würde gern zu dieser Kriegsanleihe zeichnen, wenn ich nur wüßte, daß es die letzte wäre!

Haben die Leute, die so reden oder doch denken, noch etwas Schamgefühl, dann mögen sie sich folgendes klar machen:

Wie würde man wohl über einen Soldaten urteilen, der zu einem Angriff befohlen wird und sagen würde: Diesen Angriff will ich wohl noch mitmachen, aber dann ist Schluß! Oder der zur nächtlichen Stunde auf Vorposten geschickt wird und dabei sagt: Diese Nacht will ich wohl noch wachen und aufpassen in der Voraussetzung, daß es die letzte ist; sonst mache ich nicht mehr mit.

Die Leute hier in der Heimat, die morgens in ihr Geschäft oder an ihre Arbeit gehen und abends sich in ihr Bett legen können, würden sich gewaltig über solche „Vaterlandsverräterei" entrüsten. Die Sache steht nun so: Wenn da draußen an der Front einem Manne, der immer und immer wieder das Grauen des Trommelfeuers und der Granaten über sich hat ergehen lassen müssen, schließlich die Nerven versagen, dann kann man das verstehen und wird dem Vaterlandsverteidiger die ihm gebührende Achtung nicht versagen. Aber angesichts dessen, was diese Männer für uns leisten und leiden, ist es geradezu verächtlich, wenn Leute in der durch sie geschützten Heimat sich auf den Standpunkt zu stellen wagen: Ich zeichne für die neue Kriegsanleihe, wenn ich die Gewißheit erlange, daß es die letzte ist. Wer so denkt, sei's Mann oder Frau, den sollte man vier Wochen lang in den Schützengraben schicken; kommt er dann heil heraus, dann wird er Gott danken, daß er seine vaterländische Pflicht nicht mehr mit seinem Blut, sondern nur mit seinem Gelde zu erfüllen braucht. Dabei ist's nicht mal ein Opfer, denn das Geld ist so sicher angelegt wie kein anderes und trägt gute Zinsen.

Superintendent Dieckmann, Lehe

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag E. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Berliner Parlamentsbericht

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Das Stück ist aus. Die Mission von Michaelis ist zu Ende. Eine schwere Kanzlerkrisis besteht. Der Kaiser ist in Byzanz. Die letzten Reichstagssitzungen zeigten eine Menge politischen Explosionsstoff, der sich seit Bethmanns Scheiden neu aufgehäuft hatte. Leider kamen in der Erregung dieser Tage auch wörtliche Entgleisungen der Sozialdemokraten vor, die sich als politische Fehler rächen werden.

Die Regierung hat durch die telegraphische halbamtliche und militärische Patronisierung der „Vaterlandspartei" eine moralische Schwächung und eine politische Quetschung erfahren. Die Partei Tirpitz war gegründet, um die Reichstagsmehrheit mit Unrat zu bewerfen und die Kanzlerkandidatur von Tirpitz dem Kaiser zu oktroyieren. Die Reichstagsmehrheit ließ sich zuerst den Schild mit Pfeilen spicken und holte dann in trefflichen Reden von Landsberg und Trimborn und in ausgezeichneten Reden von Haas und von Naumann zum Streich aus.

Da sah man zur Rechten wie zur Linken
Einen halben Tür—pitz herunterſinken.

Die Regierung gab auf die Frage nach ihrer Begönnerung der Schmäher des Parlaments in ihrem nicht guten Gewissen verlegene und gröbliche Antworten.

Das enthüllte aufs neue die Halbheit der Regierung. Da fiel ihr ein, gelesen zu haben, daß die Deckung der Hieb sei. Sie schlug eine Tiefquart gegen die Partei Haase. Leider war es ein kompromittierender Lufthieb. Man darf nicht zu politischen Zwecken

Digitized by Google

kriminell im Parlament anklagen, am allerwenigsten, wenn man keinen Beweis hat und das schon von Parlamentsvertretern, dem Reichsjustizsekretär und dem Reichsanwalt geprüfte Material — kriminell nicht zureicht. Man hat dem Ausland ein Geheimnis der Marine verkündet, und man hat im Inland leidenschaftlichen und leichtfertigen Radikalsozialisten den Nimbus friedensliebender Märtyrer verliehen.

Zwischendurch kam die auswärtige Politik mit einer guten, in einem Punkt übergeschickten Rede des Staatssekretärs Kühlmann. Ich selbst vertrat meine dem „März" bekannten Anschauungen mit neuem Material über den großen Schuldanteil von England, Frankreich und Rußland und von Wilson. Ich habe auch den Bruchteil deutscher Haftung ehrlich nicht verschwiegen. „Die Mehrheitsresolution sei eine Waffe, die aus Scheide und aus Schwert besteht, das wir im geschwungenen Arm halten." Das von dem Reichskanzler unmittelbar zuvor benutzte Bild, daß Deutschland „mit verschränkten Armen stehe, in der es die Friedenshand verberge", war mir unglücklich und falsch erschienen.

Der sechste Kanzler wird den Frieden nicht bringen. Wird ihn der siebente Kanzler bringen?

Berlin rät nach dem Nachfolger. Der erste, dessen Kandidatur von einer eifrigen Klientel aufgeworfen wird, ist Fürst Bülow. Deutschland soll sich aber nicht im circulus vitiosus drehen, sondern muß vorwärtsschreiten, muß eine neue Ära wollen, um die furchtbare Zeit durch äußere und innere Kraft zu überwinden.

Rasch aus den Fehlern der letzten zwölf Wochen und zwölf Jahre zu lernen, das ist das Gebot der deutschen Geschichte. Rasches, klares, mutiges Handeln kann allein den tiefen Schaden des Fehlers vom 12. Juli 1917 überwinden helfen. Halbe Maßregeln sind ein Verhängnis, und neue Männer sind unentbehrlich.

Digitized by Google

Parlamentarismus und Landesverteidigung

Von Dr. Ludwig Quessel, M. d. R.

Wer in den bewegten Tagen vor Bethmann Hollwegs Rücktritt, als auch skeptisch veranlagte Politiker es nicht mehr für unmöglich hielten, daß die Krone die Initiative zur Verwirklichung des Parlamentarismus ergreifen könnte, die konservative und alldeutsche Presse einsah, mußte dort Tag für Tag die Behauptung lesen, daß das deutsche Volk gar keinen Grund habe, nach einer höheren Organisation des Staates zu streben, weil der alte deutsche Obrigkeitsstaat in dem großen Kampf der Nationen sich aufs neue glänzend bewährt habe. Daß die rechtsstehenden Blätter mit zäher Beharrlichkeit gerade dieses Argument gegen die Parlamentarisierung des staatlichen Lebens unermüdlich wiederholen, hat seine guten Gründe. Die Nutznießer des Obrigkeitssystems, die die leitenden Stellen im Staate als ihre Domäne betrachten, sagen sich nicht mit unrecht, daß ihre Behauptung zurzeit von den Anhängern des Parlamentarismus entweder gar nicht oder nur unvollkommen widerlegt werden kann. Und in der Tat, auch wenn vollste Rede- und Schreibfreiheit in Deutschland bestünde, würde es doch die Rücksicht auf das feindliche Ausland verbieten, wahrheitsgetreu darzustellen, wie herzlich wenig von den großartigen Leistungen des deutschen Volkes, seiner Heere und seiner Industrien auf das Konto des Obrigkeitssystems zu setzen ist.

Angesichts der unermüdlich wiederholten Behauptung, daß unser Obrigkeitssystem sich auf allen Gebieten des staatlichen Lebens dem Parlamentarismus überlegen gezeigt habe, bleibt es jedoch für die deutsche Demokratie ein Gebot der Stunde, wenigstens auf einige Tatsachen zu verweisen, die die ganze Hohlheit jenes alldeutschen Arguments dartun. Zunächst das eine: Entscheidend für den nationalen Wert einer Staatsform sind deren Erfolge in der auswärtigen Politik. Denn die erste Aufgabe jeder Regierungsform ist, die Fähigkeit zu besitzen, den ihr anvertrauten Staat mit diplomatischen Mitteln zu verteidigen, das heißt, eine auswärtige Politik zu machen, die dessen Isolierung und Einkreisung verhindert. Je erfolgreicher die Landesverteidigung mit diplomatischen Mitteln sich gestaltet, um so sieghafter wird sich im Notfall die Verteidigung des Landes mit militärischen Mitteln erweisen. Versagt eine Staatsform bei der Verteidigung des Landes mit diplomatischen Mitteln, so wird die Nation auch bei höchster Entfaltung militärischen Genies sich gegenüber der Übermacht der Feinde bestenfalls nur behaupten können. Von der Fähigkeit einer Staatsform, das Land erfolgreich mit diplomatischen Mitteln

Digitized by Google

zu verteidigen, hängt letzter Hand alles ab. Wird der Staat durch eine fehlerhafte Außenpolitik isoliert, so daß er von einer Übermacht angegriffen werden kann, wird er durch einen unentschiedenen Krieg in ein Meer von Kriegsschulden gestürzt, wird durch ihn sein Einfluß in der Welt beschränkt, sein Anteil an der Weltwirtschaft vermindert, so muß die ganze innere Politik jahrzehntelang allein dem Zweck dienen, diese Schäden wieder gutzumachen. Möglich wird das in den meisten Fällen nur sein auf Kosten der Lebenshaltung der breiten Massen, der ganzen Kultur des Volkes.

Wie steht es nun mit den Erfolgen unseres Obrigkeitssystems in der auswärtigen Politik? Daß dieses bei der Landesverteidigung mit diplomatischen Mitteln Erfolge aufzuweisen hat, ist angesichts der vom britischen Parlamentarismus gegen uns zusammengebrachten Weltkoalition selbst von alldeutscher Seite nicht behauptet worden. Vielmehr ist von den Kreisen, die dem Alldeutschtum nahestehen, das Gegenteil mit aller Schärfe hervorgehoben worden. So erklärte der Abgeordnete Dr. Stresemann im Reichstag, unsere obrigkeitliche Regierung habe den Krieg diplomatisch schon verloren gehabt, ehe er noch militärisch begann. Während also von alldeutscher Seite bisher kein Versuch unternommen worden ist, das Versagen der Verteidigung unseres Landes mit diplomatischen Mitteln irgendwie wegzudisputieren, hat sich seltsamerweise in der Sozialdemokratie ein Gläubiger des Obrigkeitssystems gefunden, der dessen Mißerfolge in der auswärtigen Politik zu beschönigen versucht. In einem vielbeachteten Artikel der „Glocke" sucht Ernst Heilmann die erschreckende Wehrlosigkeit unseres Obrigkeitssystems auf diplomatischem Gebiet damit zu entschuldigen, daß er erklärt, „es wäre für die Ententevölker wahrhaftig besser gewesen, Regierungen zu haben, welche die Kunst politischer Intrige weniger gründlich ausstudiert gehabt hätten". Zunächst berührt es eigentümlich, daß ein Sozialdemokrat aus der historisch-ökonomischen Schule Marxens den Ausbruch des Krieges nicht etwa auf die schneidenden Völker- und Wirtschaftsgegensätze unseres imperialistischen Zeitalters, sondern kleinbürgerlich-gemütlich auf die Intrigen des Parlamentarismus zurückführt. Von seinen Parteigenossen ist Heilmann entgegengehalten worden, daß es die Manier von Spießbürgern sei, Mißerfolge der auswärtigen Politik mit den Ränken der Feinde zu entschuldigen. Mit Ränken feindlicher Staatsmänner müsse jeder Staat zu jeder Zeit rechnen. Aufgabe der Außenpolitik sei es eben, solche Ränke wirksam zu vereiteln. Wenn eine Staatsform sich hierzu unfähig erweist, hat sie ihr Todesurteil gesprochen; denn keine Nation könne dauernd im Zustand diplomatischer Wehrlosigkeit leben, weil selbst das Erlöschen des heutigen Weltbrandes und die erstrebte Erschwerung künftiger Kriegsausbrüche noch lange nicht das

Digitized by Google

Ende jeder, von Zeit zu Zeit immer wieder in Gegensätzen sich bewegenden auswärtigen Politik bedeutet.

Wie wenig in der auswärtigen Politik das obrigkeitliche System dem Parlamentarismus gleichgestellt werden kann, zeigt uns auch ein Vergleich des parlamentarisch regierten Frankreich mit dem Obrigkeitsstaat Napoleons III. Als der Obrigkeitsstaat Napoleons III. zusammengebrochen war, da war Frankreich ein Staatswesen, das diplomatisch isoliert, militärisch niedergeworfen und entblutet, sich dem Gebot des Siegers fügen mußte. An Land, Bevölkerung und Reichtum geschwächt, von inneren Parteiungen zerrissen, mit stagnierender Wirtschaft und Volkszahl, schien die dritte Republik einem dunkeln Schicksal entgegenzueilen. Wahrscheinlich wäre Frankreich nach 1871 bald aus der Reihe der Großmächte gestrichen worden, wenn es nicht den Weg zum Parlamentarismus gefunden hätte. Dessen Erfolge in der auswärtigen Politik gestalteten sich alsbald so berauschend, daß sie Frankreichs Macht in Europa nicht nur schnell wiederherstellten, sondern ihm auch den Aufstieg vom Nationalstaat zum Weltreich ermöglichten, und zwar durch den Erwerb von Kolonien, Protektoraten und Einflußsphären von der Größe Europas mit einer farbigen Bevölkerung von nahezu 100 Millionen. Dreißig Jahre Parlamentsherrschaft reichten aus, Frankreich im Rate der Völker eine Stellung zu verschaffen, daß seine Regierung, obwohl nur die Repräsentation von 39 Millionen Menschen, vermöge ihrer Bündnisse und Ententen einen tieferen Einfluß auf die Entschlüsse Europas ausüben konnte als der deutsche Obrigkeitsstaat mit seinen 65 Millionen Einwohnern. Wie ganz anders das parlamentarisch regierte Frankreich in der Außenpolitik gegenüber dem obrigkeitlich regierten von 1870 dasteht, zeigt uns die Tatsache, daß es buchstäblich die ganze Welt für sein Kriegsziel, die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, gewinnen konnte.

Sieht man von dem Sozialdemokraten Heilmann ab, so gibt es in Deutschland keinen unterrichteten Politiker, der heute noch zu behaupten wagte, daß bei der Landesverteidigung mit diplomatischen Mitteln das Obrigkeitssystem dem Parlamentarismus gewachsen sei. Wie steht es nun aber beim Parlamentarismus mit der militärischen Landesverteidigung? Was ein parlamentarisch regiertes Deutschland militärisch wird leisten können, liegt noch im Schoße der Zukunft verborgen; dagegen wissen wir auf Grund des einstimmigen Urteils aller Militärkritiker, daß die militärischen Leistungen des französischen Parlamentarismus denen des Obrigkeitsstaates Napoleons III. unendlich überlegen sind. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in Italien, wo die seit 1866 durchgeführte Parlamentarisierung ein machtvolles Erstarken der militärischen Leistung nach sich gezogen hat. Freilich, wenn wir Heilmann Glauben schenken, so hat der Parlamentarismus bei unseren Feinden mili-

Digitized by Google

tärisch „schmählich bankrott gemacht", so daß sie im Interesse der militärischen Leistung gar nichts Eiligeres zu tun hätten, als den Weg zum Obrigkeitsstaat wieder zurückzuschreiten:

„Unzählige Fehler der Kriegführung, welche die Minderwertigkeit des parlamentarischen Regierungssystems verschuldet hat — man denke an die Munitionskrisen, die Antwerpener, die Dardanellen- und Mesopotamienexpedition — vergeudeten wertvollste Kräfte und schwächten die an sich weit überlegene Kraft der feindlichen Koalition so weit, daß sie, wenn die deutsche Spannkraft anhält, ihrer endgültigen Niederlage entgegengeht."

Wir wollen hoffen, daß Heilmanns ganz im alldeutschen Stil gehaltene Ankündigung der „endgültigen Niederlage" der Heere des französischen, britischen und italienischen Parlamentarismus bald Wirklichkeit wird. Einstweilen gewinnt der kritische Beobachter freilich von der Kriegslage nicht den Eindruck, als ob der Krieg im vierten Kriegsjahr mit der „endgültigen Niederlage" eines der beiden Teile enden werde. Was im übrigen auf die Behauptung Heilmanns von der Minderwertigkeit des parlamentarischen Regierungssystems bei der militärischen Aktion zu sagen ist, muß für die Kriegsnachzeit zurückgestellt werden. Bemerkt sei nur, daß man ein verzerrtes Bild erhält, wenn man die „unzähligen Fehler der Kriegführung" auf der Gegenseite grell hervorhebt, ohne der eigenen Mißerfolge zu gedenken, die trotz einer langen Reihe großer Siege doch auch bei uns schließlich zu verzeichnen sind. An der Marne und bei Verdun haben sich die Heere des französischen Parlamentarismus jedenfalls ganz anders gehalten als die Armee des napoleonischen Obrigkeitsstaats bei Sedan. Nicht vergessen dürfen in diesem Zusammenhange auch die militärischen Leistungen des britischen Parlamentarismus werden, die mit dem Hinweis auf die Dardanellen- und Mesopotamienexpedition nicht erledigt werden können. Mit Recht ist Heilmann von seinen Parteigenossen gesagt worden, daß die von ihm so laut geschmähten Leistungen des britischen Parlamentarismus stets die Bewunderung der Menschheit hervorrufen werden. Als das britische Expeditionsheer in den blutigen Kämpfen des Spätsommers 1914 nahezu aufgerieben worden war, erregten die Erklärungen der britischen Minister, sie würden Millionenheere aus dem Boden stampfen, bei uns allgemeines Gelächter. Wie unberechtigt das war, hat uns das zweite und dritte Kriegsjahr gezeigt. Ohne einen ausreichenden Stamm von Reserveoffizieren und -unteroffizieren, ohne Rüstungsindustrie großen Stils hat der britische Parlamentarismus es tatsächlich fertiggebracht, in kurzer Zeit Heer auf Heer, gut ausgerüstet und überreich mit Munition und Proviant versehen, über den Kanal zu werfen. Wenn England heute zu Lande unvergleichlich mächtiger dasteht als zu Beginn des Krieges, so hat es diese Leistung seinem Parlamentarismus zu danken. Was schließlich die Seeherr-

Digitized by Google

schaft des britischen Parlamentarismus betrifft, so ist diese bisher durch den Wirtschaftskrieg unserer U-Boote zwar entwertet, aber nicht beseitigt worden.

So erheblich die militärischen Leistungen des Parlamentarismus nun auch sein mögen, so liegt dessen Überlegenheit gegenüber dem Obrigkeitssystem natürlich nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiet. Hier ist sie allerdings so gewaltig, daß alle unsere militärischen Großtaten bisher nicht ausreichten, dagegen aufzukommen. Wer die Dinge von diesem Gesichtspunkt aus sieht, für den ist die Parlamentarisierung in erster Linie ein Gebot der Landesverteidigung, der nationalen Selbstbehauptung im Kampf der Nationen, demgegenüber die Wünsche der Demokratie, des freiheitlichen Innenlebens, weit zurücktreten müssen. Denen, die im Parlamentarismus mit seinen üblen Nebenerscheinungen kein Ideal der Demokratie erblicken können, muß daher immer wieder gesagt werden, daß es sich bei der Parlamentarisierung gar nicht in erster Linie um größere Freiheit im inneren Leben des Staates handelt, sondern um die Zusammenfassung aller politischen Kräfte zur kraftvollen Führung der Außenpolitik, das heißt zur erfolgreichen Verteidigung des Landes mit diplomatischen Mitteln, die erreicht werden muß, wenn das deutsche Volk einer größeren Zukunft entgegengehen will.

Englische Selbstzeugnisse

Von Eugen Kalkschmidt

In Flandern, September.

Hunderte von rüstigen Engländern sind in diesen Wochen als Gefangene bei uns einpassiert. Sie haben allerlei an öffentlicher und privater Meinung mitgebracht, was nicht unbedingt in der „Times" steht, obwohl dieses höchst ehrenwerte Blatt nach der Ansicht eines Offiziers das einzige zuverlässige ist — alle anderen seien bezahlt. Die Psychologie der Gefangenenaussagen hat ihre besonderen Reize, ihre Klippen und Untiefen: mit Methodik allein wird man sie schwerlich umschiffen; mit der Tendenz, angenehme Bestätigungen der eigenen Weisheit zu empfangen, wird man ebenfalls bald aufsitzen. Eine vorsichtige Distanz nach verschiedenen Richtungen hin ist vonnöten, um das Wesentliche von dem Irreführenden zu unterscheiden. Oft ist eine einzige nebensächliche Randbemerkung aufschlußreicher als die hundertmal wiederholte

Digitized by Google

Versicherung ein und derselben Sache. Unterschiede der Nationalität, der Individualität erschweren und färben das Ergebnis. Die jeweilige Seelenverfassung des Gefangenen will berücksichtigt sein. Der Franzose sagt eher zu viel, der Engländer zu wenig aus. Aber auch er unterliegt doch zuweilen dem psychischen Zwang seiner Lage, der Abspannung seiner Nerven, er wird beredter, als er sich vornahm zu sein, er spricht, vom militärischen Druck befreit, plötzlich unumwundener, als er zu sprechen pflegte, und ist selber erstaunt darüber. Das Gefühl, nicht mehr aktiv am Kriege teilzunehmen, die schroffe Wendung vom Tode zum Leben, wenn auch nur zum eingeschränkten Leben, tat ein übriges an befreiender Wirkung. Zumal wenn er, immer noch mit ungläubigem Erstaunen, erfahren muß, daß die Deutschen keine „Hunnen", daß sie Menschen sind gleich ihm und menschlich mit ihm umgehen.

Die englischen Offiziere sind jung, sehr jung — sie sprachen von einem Kameraden, der es binnen drei Kriegsjahren vom Freiwilligen bis zum Major gebracht hat. Man kann von ihrer jungen Lebenserfahrung keinen weiten politischen oder auch nur militärischen Horizont erwarten. Sie lachen, wenn man sie über den U-Bootkrieg fragt, lachen nicht gezwungen und ärgerlich, sondern laut und fröhlich. „Soll ich Ihnen die Speisenfolge aufzählen, die Sie in „Peoples Palace" in London vorgesetzt kriegen für 1,9 Schilling?" Fünf Gänge! Damit ist alles bewiesen. Mangel an der Front? Erneute Heiterkeit. „Unsere Gräben müßten Sie sehen. Was die Leute verzehren und was sie vergeuden! Speck zum Frühstück, jeden zweiten Tag Eier, Rostbraten zum Diner." Gewiß, man könne sein Geld überall loswerden. „Ich war einmal in einem Pariser Restaurant. Es wurden nur englische Weisen gespielt. Rule Britannia usw.; aber als ich später die Rechnung durchsah, hatte man mich um zehn Franken betrogen." — „Da sind Sie nicht der einzige. Ich glaube, sie betrügen jeden von uns, wo sie nur können." Das sagt er so hin, so beiläufig, der Oberleutnant, und fährt dann fort: „Wer einen Feind in der Luft abgeschossen hat, durfte bei uns auf ein paar Tage in Ruhe. Aber diese Ruhe war teuer: wir rauchten Zigaretten, 50 Stück für 20 Schilling, und gute Zigarren nicht unter 2/6 Schilling das Stück." Für diese jungen Herren ohne Frau und Kinder, ohne viel andere Sorgen als die des heutigen Tages, mag es in der Tat keine U-Bootfrage geben. Deshalb sind sie auch weit entfernt, die beliebten moralischen Vorwürfe amerikanischer Observanz sich anzueignen. O nein, Deutschland war gezwungen, das Mittel anzuwenden.

Die Deutschen erscheinen ihnen überhaupt so übel nicht; einige von ihnen sind sogar „nette Kerle", die meisten Offiziere „gut erzogen". Wenn sie nicht diesen „preußischen Ehrgeiz" hätten, würden die englische und die deutsche

Digitized by Google

Nation sich sehr gut vertragen können. So viel ist sicher, die Deutschen schlagen sich prachtvoll gegen die Übermacht. — „Ja," ruft ein Leutnant, „aber wir — haben wir nicht Wundervolles geleistet? Binnen Jahresfrist eine Armee aufgestellt, nicht schlechter als die deutsche und besser als die französische oder russische?" — Der Hauptmann nickt, spricht weiter: „Leute, die es wissen müssen, haben mir gesagt, wir werden das Äußerste aufbieten, um Roeselaere und Kortrjik zu kriegen. Es ist aber schwerer, als wir dachten. Im Anfang beim letzten Vorstoß vom 31. Juli schien alles so glatt zu gehen. Wir fanden kaum Widerstand. Aber dann — diese Verluste! Schrecklich. Niemals habe ich etwas Derartiges gesehen. Die Deutschen waren da, von allen Seiten, viel schneller als sonst." — „Es wird Jahre dauern, dieses verdammte Land zu nehmen. Ich mag die Belgier nicht, diese —" Der Leutnant von der Garde verschluckt noch rechtzeitig ein Kraftwort u n hüstelt ein wenig.

„Ach," sagt der Hauptmann, „offen gesagt: es ist Zeit, Schluß zu machen. Hat es denn einen Sinn, Menschen und Geld zu opfern und die Länder zu zerstören. Wir sollten uns mit den Deutschen verständigen, ihnen ihre Kolonien zurückgeben. Wir haben stets ein großes Geschäft mit den Deutschen gemacht. Und jetzt? Keiner kann es viel länger aushalten."

„Da sind Sie im Irrtum. Deutschland hat uns den Krieg aufgezwungen, aber wir werden das letzte Wort haben. Der letzte Dollar gewinnt. Wir leiden noch keinen Mangel wie die Deutschen. Das Rennen ist noch nicht tot, am wenigsten jetzt, wo Hoffnung ist, daß die Japaner noch vor dem Winter nach Rußland kommen. Diese Kerle sollen nur auch bluten!"

„Aber Riga ist genommen. Das kann unter Umständen der Anfang vom Ende sein." — „Niemals! Die Freiheit der flandrischen Küste ist eine Existenzfrage für England! Und die Stimmung daheim ist zuversichtlich. Glauben Sie, man hat umsonst die starken Reserven zur Marine einberufen? Und die Amerikaner — Sie kennen den neuen Flugzeugtyp, den sie geschickt haben?"

„Colombo oder wie er heißt. Vollkommen wertlos," sagt der Flieger seelenruhig und zündet sich die neue Zigarette an.

„Übrigens die Amerikaner — unsere Leute meinen, sie nähmen das Maul etwas zu voll. In Le Havre treten ein paar Amerikaner in eine Kneipe. Die Australier, die drinsitzen, fragen: Was wollt ihr hier im Krieg? — Ja, wir sind gekommen, um das zu tun, was ihr seid Jahren nicht fertig bekommen habt. — Daraufhin zieht ein Australier seinen Rock aus, und der Kampf geht los. Der Amerikaner hatte unrecht, denn er blieb tot am Platze. Dem Australier ist nicht viel geschehen, es war ein Kampf nach allen Regeln."

Digitized by Google

Es sind ungefähr ein Dutzend Offiziere beisammen. Das Gespräch schwirrt hinüber und herüber. Am Fenster sitzt einer und läßt sich rasieren. Mit einer einzigen Ausnahme tragen sie sich alle ganz glatt. Zwei vertrauen mir ihren Kummer über die furchtbare Rasierseife an, die ihnen der deutsche Bader zugemutet habe. Sie haben sich mit Marmelade und Konserven trösten wollen, auf dem Tische steht eine ganze Batterie Blechbüchsen aufgefahren, aber oh! was für Marmelade und was für Sardinen! Sie schütteln sich in humoristischer Verzweiflung. Verwöhnte Bürschchen, die noch keine großen Entbehrungen kennen und sich an die kleinen erst langsam gewöhnen müssen.

Gut die Hälfte von ihnen sind Flieger. Soeben tritt einer ins Zimmer. Am Morgen hat er notlanden müssen nach seinem Bombenausfluge. „Meine verdammten Bomben! Ich liebe diese Aufträge gar nicht. Warum solche Plätze belegen, wo die meisten Leute Zivilisten sind? Ich mache lieber Angriffspatrouillen. Wenn es nur nicht so schwer wäre, die deutschen und die englischen Gräben zu unterscheiden. Und im Nebel obendrein!" Die anderen Flieger haben ihn in die Mitte genommen. Jeder erzählt, wie es zuging, daß er herunter kam. „Sind Sie auch in Richthofens Zirkus geraten?" Einem haben deutsche Soldaten einen Denkzettel auf die Nase gesetzt, weil „ich nach der Landung noch geschossen haben soll", sagt er. Offenbar hat er es schon vergessen. Wie denken die Herren im allgemeinen über ihre Verluste im Luftkampf? Nun ja, wenn man von zweien oder einem ganzen Geschwader angegriffen werde, sei man eben geliefert. Übrigens sei es nicht schwer, ungeübte junge Leute, die ihre ersten Frontflüge machen, abzuschießen. Die meisten Fliegerverluste zähle man gar nicht hier, sondern in der englischen Heimat. „Schrecklich, wie viele Anfänger und Lehrer auf Übungsmaschinen umgekommen sind!" Ein Hauptmann unterbricht rasch: „Wie lange Zeit brauchen Sie für den Kanal?" — „Fünfzig Minuten!" — „Oho," ruft ein hochaufgeschossener Student, „ich habe von Dover nach Calais acht Minuten gebraucht." — „Da müssen Sie guten Wind gehabt haben," meint der Hauptmann skeptisch.

Zwei Tankoffiziere sind auch dabei. Sie haben das Bedürfnis, die besonderen Gefahren ihrer Waffe darzulegen, ihre Gefangennahme zu rechtfertigen. „Wie viel Tanks haben Sie verloren beim großen Angriff?" — „Eine ganze Masse, ich glaube dreißig; vielleicht auch weniger. Man sieht ja nichts und hört noch weniger. Wir blieben im Lehm stecken, feuerten nach allen Seiten, standen den ganzen Tag da und konnten nicht zurück, obwohl wir auf der Straße standen. Wir hakten einfach fest. Schauderhaft! Die Deutschen haben uns höllisch beschossen, die Schrapnelle und Granaten krachten dicht um uns, es wurde drinnen etwas warm. Ich machte die Tür auf, wollte

Digitized by Google

hinaus — unmöglich! Der Motor war zuverlässig, er arbeitete noch, aber es half nichts. Die Geschütze im Tank sind schwer zu bedienen. Nach einiger Zeit muß man in dem engen Kasten verrückt werden. Wenn man heraus kommt, ist man völlig taub. Ich habe mir stets hinterher meine Ohren ausspritzen lassen. Als es gegen Abend zuging, hatten die Deutschen einen Gegenstoß gemacht und lagen ringsum in den Trichtern. Meine Tommies waren fertig, sie wollten sich nicht schlagen. Da riefen wir die Deutschen an und gingen mit aufgehobenen Armen hinaus." — „Glauben Sie noch, daß sie mit dieser Kriegsmaschine die deutsche Front einrennen werden?" Der Hauptmann sieht schweigend in die Luft; dann sagt er widerwillig, gedehnt: „Im weichen Lehm kaum. Die Deutschen haben diesmal die Nerven nicht verloren." — „Nun, ich denke, auch sonst noch nicht, Herr Hauptmann."

Wenn man diese jungen Männer der Front nach den Aussichten ihrer Flandernschlacht und nach der allgemeinen politischen Windrichtung in England fragt, so kann man natürlich keine ministeriellen Aufklärungen erwarten. So zurückhaltend sie im allgemeinen mit rein militärischen Angaben sind, so geflissentlich sie den Glauben an die britische Überlegenheit zur Schau tragen — von des Gedankens Blässe angekränkelt, findet sich der eine oder andere doch zu halben Zugeständnissen bereit. Einmütig bestätigen sie, daß das Ziel des letzten Angriffes die flandrische Küste war. Die englische Flotte sollte den vollzogenen Durchbruch bei Ypern durch flankierendes Feuer auf die Küstenfront und womöglich durch Landung unterstützen. Schon damals, so gab ein Flieger zu, sei in England ein Landungsversuch auf holländischem Boden ernsthaft in engeren Kreisen erörtert worden. Dann kam am 10. Juli ganz überraschend der deutsche Vorstoß im Dünaabschnitt, dessen Bedeutung kaum hoch genug eingeschätzt werden kann: er störte die englischen Vorbereitungen aufs peinlichste. Die lauten Stimmen, die die Flotte unter allen Umständen ins Gefecht treiben wollten, sänftigten sich plötzlich und verstummten dann. Der Angriffsplan wurde vereinfacht und auf die nächsten größeren Landziele an der Yserfront eingeschränkt. Das Ergebnis der Schlacht hat allgemein enttäuscht, um so mehr, als man einen Erfolg brauchte, um die Schwierigkeiten mit den Arbeitern leichter zu überwinden. Der Gefahr des U-Bootkrieges werden sich auch weitere Kreise jetzt bewußt, der Seeverkehr ist ungeheuer kostspielig und ungenügend, die englischen Schiffe nutzen sich ab und verringern sich, während andere Nationen (Amerika, Japan) ihre Handelsflotte ausbauen und dadurch für die Zeit nach dem Kriege eine Konkurrenz begründen, die kaum minder schwer sein wird, als es der deutsche Wettbewerb zur See vor dem Kriege war. Wenn die deutschen U-Bootstützpunkte bis Frühjahr 1918 nicht erobert

Digitized by Google

seien, werde man vor dem Versuch, durch Holland zu marschieren, kaum zurückschrecken. An einen Durchbruch großen Stiles in Flandern glaube man nicht mehr — Menschen und Material seien für eine Erneuerung dieses Unternehmens zu kostbar.

In diesen und ähnlichen resignierenden Gedanken zur britischen Kriegspolitik sind zweifellos Anfänge zur Erkenntnis der Lage, wie sie ist, vorhanden. Wie weit das Attentat auf Holland ernsthafte strategische Absicht, wie weit es müßiger Londoner Salonklatsch ist, will ich nicht entscheiden. Auch die Ausbildung norwegischer Flieger auf englischem Boden bedeutet wohl noch nicht, daß die Kriegserklärung Norwegens bevorstehe, wie einer der jungen Briten meinte. Immerhin, vergleicht man diese Stimmungsreflexe mit ähnlichen, wie sie, allerdings noch sehr vereinzelt, auch in Briefen an englische Frontsoldaten durchdringen, so kann man doch sagen, daß die Grundstimmung in England trotz aller äußerlichen strammen Haltung und betonten altüberlieferten Zähigkeit mit starken Trübungen kämpft. Um so mehr, als die irische Unruhe seit der Freilassung der verurteilten Sinn-Feiner wieder recht ausdrucksvolle und zum Teil blutige Formen angenommen hat, worüber ebenfalls Frontbriefe und irische Gefangenenaussagen unverhüllt Zeugnis ablegen.

Eine Nummer für sich bilden die offenherzigen Enthüllungen eines kalifornischen Amerikaners, der als englischer Flieger Ende August abgefangen wurde. Er gibt uns die tröstliche Versicherung, man denke in Amerika gar nicht an große Truppensendungen für die Front, man wisse drüben ganz gut, daß eine Entscheidung in Flandern und Frankreich unmöglich sei. Technische und Sanitätstruppen, Geld, Material und Munition werde man nach Rußland wie nach Frankreich geben, dazu eine beschränkte Zahl Soldaten für die Front. Diese unternehmenden Leute, die den Krieg immer noch für eine neue interessante Art von gutem Sport halten, dürften im nassen Schützengraben schnell enttäuscht sein. Was ist denn aber dieser ganze Krieg für die Vereinigten Staaten anderes als eine Vorbereitung für den Krieg gegen Japan! „Truppen, die es mit Deutschen aufgenommen haben, werden auch mit Japanern fertig werden." Der Kalifornier, der lange in China war, meint, man sehe überall in Amerika den Krieg mit Japan ebenso sicher kommen, wie man den Kampf zwischen Deutschland und England kommen sah. Wenn Deutschland dabei unterliegt, so sei das für Amerika nur nützlich, denn — so argumentierte der weitblickende Politikus — Deutsche und Japaner könnten eines Tages vielleicht Bundesgenossen gegen Amerika sein! Mit welcher kühnen Perspektive wir diesen Imperialisten unterm Sternenbanner allein weiterfliegen lassen können.

Digitized by Google

Klage des Magiers

Von Alfred Grünewald (Wien)

Gib ein Zeichen, wenn du da bist.
Lange üb ich schon den Brauch.
Sei ein Klang, ein Duft, ein Hauch.
Niemals weiß ich, ob du nah bist,
oder in verschlossner Sphäre,
daß kein Rufen dich erreicht.
Meine Haare sind gebleicht.
Länger nicht dein Herz verwehre.

Sieh mich dürsten. Ich verschmachte.
Sei die Quelle, die mich tränkt.
Schatten sei, der mich verhängt,
daß mich deine Nacht umnachte.

Der Deutsche als Mitteleuropäer

Österreich war durch Jahrhunderte eine Ostmark des Deutschtums, halb Grenzland, halb Kolonie; eine Grenzmark, die wehrhaft vom Osten trennt, kulturell zu ihm hin vermittelt. Dieser ganze Krieg hätte für das Gesamtdeutschtum wenig Sinn, wenn sein politisches Schicksal es nicht dahin zu wirken drängte, daß Österreich auch bleibe, was es war. Daraus ergibt sich als künftige Aufgabe des Deutschtums in Österreich: zu hindern, daß die innere Spannung Mitteleuropas, die zugleich ein Stück seiner kulturellen Überlegenheit bedeutet, zur äußeren, zunächst örtlichen, dann weltpolitischen Gefahr wird, und zu bewirken, daß die westslawischen Kräfte, soweit sie irgend dafür reif sind, für Mitteleuropa fruchtbar, soweit sie dem widerstreben, für Mitteleuropa unschädlich gemacht werden. Für diese Aufgabe sind die Deutschösterreicher, zumal nach den unverhältnismäßig starken Blutopfern dieses Krieges, rein zahlenmäßig zu schwach. Was zu ihrer Unterstützung durch das Gesamtdeutschtum geschehen sollte oder müßte, erörtert Hermann Ullmann, der Schriftleiter der „Deutschen Arbeit", einer Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, die ein Organ zur Verständigung zwischen den Reichsdeutschen und den Deutschösterreichern zu werden verdiente, in einer Schrift über „Deutschösterreich und die deutsche Zukunft" (Ostlandverlag G. m. b. H., Charlottenburg, Grolmanstraße 36).

Ullmann denkt unter anderem an tätige Mithilfe aus dem Gesamtdeutschtum für alle jene Organe völkischer Selbsthilfe, „die soviel dazu beigetragen haben, daß Österreich doch noch in letzter Stunde seine weltpolitische Aufgabe an der Seite Deutschlands erfüllen könnte". Diese Organisationen seien durchweg keine Kampf-, sondern Schutzvereinigungen und leisteten Kulturarbeit, die im Grunde der Staat zu leisten hätte. Sehr bemerkenswert sind Ullmanns Hinweise auf Mittel, durch die die deutschösterreichische völkische Arbeit sich mit einer Förderung auch slawischer Stämme in Einklang bringen ließe. Wenn man zum Beispiel die

Digitized by Google

Slawen zur Kulturarbeit in ihren eigenen Gebieten, zur inneren Kolonisation ihres sehr unrationell verteilten Großgrundbesitzes, der sie zur Auswanderung zwingt, zur zweckmäßigen Steigerung ihrer Industrie und Landwirtschaft, zur Bekämpfung der Landflucht und damit Auswanderung durch soziale Reformarbeit veranlaßte, so würde ja am ehesten jener den nationalen Frieden zerrüttenden, künstlich übersteigerten Wanderbewegung Einhalt geboten, welche die Minderheiten und damit die Herde alles „Sprachen"kampfes schafft. Noch weniger widerspreche es den deutschösterreichischen Bestrebungen, wenn die Slawen kulturell mehr befriedigt würden, wenn sie mit ihren geistigen Leistungen weiteren Widerhall fänden als bisher, wenn man ihre Sprachen auch außerhalb Österreichs lernte, ihre künstlerischen und anderen kulturellen Leistungen beobachtete und beurteilte, wenn sich ihr kulturelles Leben nicht wie bisher im verschwörerischen Halbdunkel einer panslawistisch angekränkelten Einsamkeit, sondern im hellen Lichte Mitteleuropas abspiele. Dafür könnte natürlich durch die reichsdeutsche Intelligenz viel geschehen; sie könnte den Kulturleistungen kleiner slawischer Stämme eine Resonanz schaffen, die bei ihnen viele Kräfte sich unschädlich auswirken ließe, die jetzt ihr politisches Leben vergiften.

Otto Corbach

Neues von Korff

Korff, in einer ernsten Zeit
Artill'rist geworden,
Zeigt als Leutnant Schneidigkeit,
Kriegt auch manchen Orden.

Ihm jedoch genügt dies nicht
(Tapfer sind so viele) —
Ehrgeiz wählt sich neue Pflicht,
Setzt sich höh're Ziele.

Er erfindet (Reichspatent)
Neue Kampfgeschütze,
Eines er „Haunone" nennt,
Das andere „Kabitze".

*

Die Haunone lädt und schießt
— Lest es mit Erstaunen —
Lädt und schießt von selber ab
Granaten und Kartaunen.

Und der brave Haunonier
Hat ein gutes Leben,
Er muß seinem Schießgeschütz
Nur die Richtung geben.

Doch noch wunderbarer fast
Ist von Korffs Kabitze:
Diese richtet ganz allein
Ihre Feuerblitze.

Und der schwarze Kragenmann
Braucht nur abzufeuern
Und des heißen Donnermauls
Nahrung zu erneuern.

Doch die hohe Kommission,
Damit nicht zufrieden,
Schreibt dem Leutnant Korff: er soll
Weitre Pläne schmieden.

Korff, nie in Verlegenheit,
Schafft Kombinationen,
Die er „Haukabitzen" nennt
Oder „Kahaunonen".

*

Korffens Mühen, eifervoll,
Bleibt dabei nicht stehen,
Und wie es noch enden soll,
Ist nicht abzusehen.

Hoffnung ist vorhanden, daß
In zukünft'gen Kriegen
Korffs Geschütze ganz allein
Ausziehn, kämpfen, siegen.

Reinhard Weer

Digitized by Google

Teilweise Wiedereröffnung der Börse

In den aufgeregten Julitagen des Jahres 1914 wurde der offizielle Börsenverkehr in Deutschland wie auch in anderen Ländern eingestellt. Die Folge davon war nicht etwa, daß der Handel in Wertpapieren von da ab ruhte; im Gegenteil, er ist sogar zeitweise fast lebhafter als im Frieden gewesen. Lediglich der offizielle Verkehr wurde eingestellt, d. h. es unterblieb von da ab die Veröffentlichung von Kursen. Es wurde sogar unter Strafe gestellt, Kurse öffentlich bekanntzugeben. Außerdem aber ruhte der amtliche Börsenapparat. Diese amtliche Organisation besteht darin, daß die Feststellung der Kurse durch die Vermittlung von vereidigten Maklern geschieht, die auf Grund von Angebot und Nachfrage für die zum Börsenhandel zugelassenen Papiere Kurse feststellen.

Im Frieden vollzieht sich nämlich der Kauf oder Verkauf von Wertpapieren in folgender Weise. Der Kunde gibt einer Bankfirma den Auftrag, ein Papier zu erwerben oder abzustoßen, und diese führt dann den Auftrag in der Weise aus, daß sie so gut wie möglich den Auftrag auszuführen sucht und für sich selbst lediglich eine feste Provision von durchschnittlich 1 Promille berechnet. Der Börsenmakler erhält außerdem noch eine sogenannte Courtage von $^1/_2$ Promille. Mit anderen Worten, der Bankier ist in normalen Zeiten seiner Kundschaft gegenüber lediglich Kommissionär, nicht Eigenhändler.

Das hat nun im Krieg aufgehört, und wer sich auf Börsengeschäfte einlassen wollte, dem trat seine Bank als Eigenhändlerin gegenüber. Die Bank war also dem Kunden gegenüber nicht verpflichtet, den Auftrag ohne eigenen Verdienst auszuführen, sondern konnte je nachdem ein, zwei und mehr Prozent draufschlagen. Und — das ist das Wesentliche — die Banken und Bankiers haben das auch getan. Viele von ihnen benutzten die kurszettelfreie Zeit, um gehörig zu profitieren derart, daß ein gewisses Mißtrauen in die Kreise der Kundschaft gekommen ist.

In anderen Ländern ist man in diesen Dingen weniger streng vorgegangen als in Deutschland. Längst ist in Neuyork und in London der regelmäßige offizielle Verkehr wieder im Gange. Man hat das in Deutschland offenbar darum abgelehnt, weil die Behörden von der offiziellen Börseneröffnung eine Beeinträchtigung unserer Kriegsfinanzierung befürchteten. Man glaubte, daß, wenn wieder die Zeitungen täglich Kurszettel veröffentlichen, das Publikum sein Interesse statt den Kriegsanleihen den Aktien zuwenden würde. Ob diese Befürchtung richtig ist, sei dahingestellt. Denn wie schon erwähnt, hat jenes Verbot die Spekulation nie abgehalten, sich auf dem Aktienmarkte auszutoben in einer Weise, die früher bei normalen Börsenverhältnissen auch nicht schlimmer hätte sein können.

Offenbar unter dem Eindruck dieser Erkenntnis, dann aber auch beseelt von dem Wunsch, allmählich doch wieder zu normalen Verhältnissen überzuleiten, wird jetzt der Gedanke erwogen, wenigstens teilweise die Börsen wieder zu eröffnen. Es soll künftig der Bankier wieder als Kommissionär auftreten und nicht mehr als Eigenhändler. Auch die Makler, die ebenfalls in den letzten Jahren sich ans Dickverdienen gewöhnt hatten, sollen wieder

Digitized by Google

als beamtete Personen handeln. Freilich, eine Veröffentlichung der Kurse will man noch nicht erlauben, weil man doch den Anreiz durch derartige Kurslisten vermeiden will. Sehr interessant und wichtig aber ist es, daß gleichzeitig mit dieser teilweisen Wiedereröffnung der Börse gewisse Reformen unserer ganzen Börsentechnik geplant sind, die weit in den Frieden hinein von Bedeutung sind.

Wir unterscheiden bisher dreierlei Arten von Papieren, die an der Börse gehandelt werden, Ultimopapiere, Kassapapiere und Papiere im freien Verkehr. Um die letzteren vorweg zu nehmen, handelt es sich dabei um solche Werte, die aus irgendwelchem Grunde noch nicht von den Zulassungsstellen zum amtlichen Verkehr zugelassen sind. Das sind also beispielsweise Kolonialwerte gewesen, dann aber auch Aktien von Unternehmungen, die erst verhältnismäßig jung waren und deshalb nach den Bestimmungen der deutschen Börsenordnung nicht notiert werden dürfen. Die notierten Werte sind fast durchweg sogenannte Kassapapiere, für die in Deutschland jeden Tag, sofern überhaupt ein Verkehr stattfindet, ein einheitlicher Kurs durch den Makler festgesetzt wird. Daneben gibt es sogenannte Ultimopapiere. Das sind diejenigen Papiere, die fortlaufend hin und her gehandelt werden, für die also an jedem Tage eine ganze Reihe von Kursen zustande kommen und die das eigentliche Betätigungsfeld der berufsmäßigen Spekulation bilden. Zum Ultimoverkehr zugelassen werden neben den wichtigsten Staatspapieren nur die ganz großen Gesellschaften, wie etwa unsere führenden Montanunternehmungen, Schiffahrtsgesellschaften, Bankaktien usw. Der Kreis dieser Ultimopapiere ist dementsprechend eng begrenzt. Nun will man anscheinend künftig die Sache anders machen. Der starre Grundsatz der Einheitskurse soll insofern verlassen werden, als man für eine sehr große Anzahl von Papieren — ins Auge gefaßt sind die Gesellschaften mit mehr als 15 Millionen Kapital — fluktuierende Kurse festsetzt, d. h. es kann ständig in den Papieren gehandelt werden, und der Makler wird jederzeit vorgenommene Umsätze notieren, im Gegensatz zu dem bisherigen Grundsatz, wonach der Makler alle Ver- und Ankaufsaufträge gesammelt und auf Grund des vorliegenden Materials dann einen einzigen Kurs festgesetzt hat. Wenn dieser Grundsatz auch später beibehalten wird, so nähern wir uns damit den Gebräuchen, wie sie an den meisten ausländischen Börsen, namentlich in Neuyork und London, üblich sind.

Diese Entwicklung ist so interessant, und sie scheint im großen und ganzen glücklich zu sein. Denn der seitherige Grundsatz der Einheitskurse hat sehr schwere Mißstände mit sich gebracht. Das, was das Publikum in den Zeitungen an Kursen zu lesen bekam, war zum Teil künstlich gemacht; der Einheitskurs gab Interessenten und solchen, die im Trüben fischen wollten, die Möglichkeit, die Kurse nach ihrem Gefallen zu beeinflussen. Freilich kann erst die Praxis zeigen, ob die Erwartungen und Hoffnungen sich erfüllen werden.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag E. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Luther

Von Theodor Heuß

Der Sohn eines einfachen sächsischen Bergmannes zerschlägt die Tafeln der Weltgeschichte. Aus einer kärglichen Kindheit, aus einer Mönchszelle, die Kasteiung und Entbehrung gesehen, bricht die wunderbare Macht und Kraft, die Völker umgestaltet. Keines Menschen Wirkung war, seit Jesus' Tagen, so groß wie die Luthers. Die Staatengeschichte kennt Cromwell, Friedrich, Napoleon, Bismarck; aber ihre Leistung ist viel mehr in ihre Zeit gebunden, war Abschluß. Luthers Werk ist immer neu, immer lebendig, immer Anfang.

Wenn man von der Weltmission des Deutschtums redet, steht keiner so eindringlich vor unserem Auge. Er ist freilich in Wesen und Temperament ganz und gar deutsch, nur auf deutschem Boden eben so denkbar; aber seine entscheidende Tat hängt nicht am Nationalen. Es ist die Gegenüberstellung des einzelnen zu Gott, Weltgeist, Sittlichkeit; wenn nicht in Planen und Wollen, so doch in der Wirkung der ungeheuerlichsten Auflehnung des Individuums gegen irdische, geschichtliche Gebundenheit. Der Freiheitsschrei der Menschenseele, die sich aus der Fessel eines Jahrtausends reißt, um still, ernst, gläubig, dankbar zu werden. Als Luther sich gegen den Papst aufwarf, war es nicht der Protest des biederen deutschen Patrioten gegen römische Lotterwirtschaft; der Doktor aus Wittenberg war das Mittel, durch das die Idee, ein rein Geistiges in die Welt erneut und erneuernd trat. Nennen wir es Rechtfertigung durch den Glauben, allgemeines Priestertum — es war das selbstbehauptete Recht der Einzelseele des Menschen.

Digitized by Google

Das kam nicht als eine geklärte Formel, sondern in einem wundervoll reichen, kämpfenden und leidenden, lachenden und weinenden Menschentum. So weltenweit sein geistiges Wirken, so aufs deutsche Erdreich gestellt sein Wesen. Wir haben die Bilder und Schnitte des Lukas Cranach vor uns. Das Behäbig-Gutmütige sitzt neben dem herrischen Draufgängertum, hinter der harten Stirn nisten die verwegenen Gedanken, und der Mund hat eine gewisse milde Lässigkeit, ein Bauer und ein Gelehrter, ein Familienvater und ein kluger Staatspolitiker. Es ist keine einheitliche und klare Mischung: er beherbergt revolutionären Drang und konservative Starrheit, kühle Überlegenheit des ruhigen Verstandes und mystische Ergriffenheit — sein Leben und seine Lehre fließen nicht als gleiches Rinnsal. Widersprüche lauern. Aber das ist ja das Große an seiner geschichtlichen Erscheinung, die wunderbare Vielfältigkeit des Werdens.

Und dann dies: der Geist der höchsten Spekulation ruht auf dem Grunde eines praktischen Verstandes. Nachdem die große Schlacht von Seele und Geist geschlagen, denkt er nüchtern, denkt ans Erhalten und Aufbauen, an das Sorgen und Verwalten, schafft Ordnung und Ordnungen. Er ist ein zugreifender Sozialpolitiker im großen und im kleinen, ein kühler Beurteiler wirtschaftlicher und sozialer Kräfte. Wo er schöpferisch die Hand anlegt, wächst aus wunderbarer Kraft Herrliches: er überträgt mit gelehrtem Fleiß und zu praktischen Zwecken die Bibel und schafft ein Kunstwerk der deutschen Sprache, er schreibt Lieder für den Gemeindegesang, und es sind Dichtungen von edelstem Gehalt.

Es ist die deutsche Tragik, daß dieser Mann einem Teil seines Volkes fremd bleiben mußte. Die fruchtbarsten Säfte unserer Art kamen in ihm zur Entfaltung: Zorn und Mut, Herzlichkeit und Milde.

Digitized by Google

Luther und das soziale Problem

Von Geheimrat Prof. Dr. Ernst Troeltsch (Berlin)

Die Redaktion erbittet von mir einen kurzen Aufsatz über „Luthers soziale Grundstimmung", um damit auch an ihrem Teil sich an der Gedenkfeier der Reformation zu beteiligen, die nun einmal durch die Überlieferung an den Tag des Thesenanschlages festgeheftet ist. Obwohl ich ähnlichen Bitten bereits anderwärts mehrfach entsprochen habe, will ich doch auch hier um der Sache willen mich der Aufgabe nicht entziehen. Der Gegenstand ist überdies ja auch so ungeheuer groß, daß er immer wieder neue Seiten darbietet.

Gerade die soziale Seite und Bedeutung hervorzuheben, ist ein Anliegen und ein Gesichtspunkt der Gegenwart, die, selber schwer unter bestimmten sozialen Problemen leidend, eine wesentlich sozialgeschichtliche Auffassung der menschlichen Dinge herausgearbeitet hat und daher geneigt ist, diese Fragestellung an alle großen Geschehnisse der Vergangenheit gleichfalls heranzubringen. Es ist auch außer jeder Frage, daß diese Einstellung des Blickes in der Tat die Auffassung aller historischen Dinge erweitert und vertieft hat und daß auch die Reformation in dieser Beleuchtung einen erheblichen Teil ihrer Bedeutung und Wirkung erst offenbart. Sie hatte und hat heute noch in dieser Beziehung eine ernsthafte Wirkung und einen eigenen Sinn.

Aber es darf freilich nicht übersehen werden, daß für ihr eigenes Bewußtsein und für ihre ganze Zeitlage diese großen Lebensfragen nicht zentral als Hauptsache empfunden wurden und auch tatsächlich nicht die Rolle spielten, die ihnen heute unter ganz veränderten Verhältnissen zukommt. Man berechnet die damalige Einwohnerzahl des heutigen deutschen Reichsgebietes auf etwa 12 Millionen, während es heute annähernd 70 Millionen sind. Das allein bedeutet schon, daß es ein soziales Problem von der heutigen Bedeutung durchaus nicht geben konnte. Der deutsche Boden konnte, auch wenn er nicht entfernt landwirtschaftlich und gewerblich so ertragfähig war wie heute, seine Bewohner ohne Schwierigkeiten ernähren und ließ aus keiner Enge des Nahrungsspielraums und der Absatzbedürfnisse schwere soziale Krisen hervorgehen. Ein deklassiertes, nur über seine Hände verfügendes, vom Boden getrenntes Proletariat, wie es die Voraussetzung der modernen Industrie war, gab es nur in einem ganz bescheidenen Umfang. Es konnte teils von der Wohltätigkeit bewältigt werden, teils strömte es dem Bettler- und Vagantentum zu, das man als eine normale soziale

Digitized by Google

Erscheinung betrachten und ertragen konnte. Gewiß kannte das Spätmittelalter ernste soziale Krisen und empfand sie auch als solche. Der kleine Adel war mit den veränderten militärischen und politischen Verhältnissen in eine schwere Lage gekommen. Die Bauern, vor allem des Südwestens, wehrten sich gegen die Herabdrückung durch den Grundbesitz. In den Städten strebten Gesellen und Demokraten gegen die Privilegien der Meisterschaft und das städtische Patriziat in die Höhe. Aber alles das waren keine inneren Erschütterungen des sozialen Gesamtaufbaues. Die Ritterfrage war eine verhältnismäßig kleine Teilfrage. Die beiden anderen Probleme waren an sich einer Lösung fähig, die die Gesamtstruktur nicht veränderte. So gab es für nur wenig Köpfe eine wirkliche Prinzipienfrage, von deren Beantwortung aus der ganze Körper hätte umorganisiert werden müssen. Im ganzen dauerte Blüte und Aufschwung bis zum Dreißigjährigen Kriege wenigstens äußerlich fort. Die großen religiösen Umwälzungen waren also vor ganz andere Grundfragen gestellt, vor die Aufgabe einer Neuordnung des überall als problematisch empfundenen Verhältnisses von Kirche und weltlicher Gewalt, von Priestertum und Laienchristen, von Mönchtum und Weltchristen. Gewiß waren nun gerade in diesen Dingen ernste soziale Probleme enthalten, Machtfragen und Wirtschaftsfragen aller Art, soziale Schwierigkeiten, Privilegien und Reformbedürfnisse. Diese hat man auch als solche erkannt und empfunden und durch kirchliche und religiöse Reformen zu heben getrachtet. Aber das sind ganz andere und sehr viel partiellere soziale Probleme als die modernen. Sofern sie überhaupt auf eine Prinzipienfrage hinausliefen und einen Umbau der Gesellschaft erforderten, lag das Prinzip in dem geistlich-kirchlichen Aufbau der Lebensordnung und die grundsätzliche Reform in einer Umgestaltung der spätmittelalterlichen Verhältnisse gerade und nur an diesem Punkte.

Die Prinzipienfrage auf diesen Punkt zu beschränken, dazu wirkte auch noch die Unverbrauchtheit und Selbstverständlichkeit der sozialen Grundideen und Ordnungsideale, die mit der christlich-mittelalterlichen Lebenswelt selbst gegeben waren und von der philosophischen wie theologischen Theorie als selbstverständlich behandelt wurden. Genau wie die christlichen Hauptdogmen und die Notwendigkeit einer kirchlich-religiösen Einheit samt ihrer zwangsmäßigen Aufrechterhaltung trotz aller Einzelkritik selbstverständlich blieben, so galt das auch von den Ideen des christlichen Naturrechtes, die, auf Philosophie, Vernunft, Bibel und Theologie gleichmäßig beruhend, das unausweichliche Geleise für alles soziale Denken und Fordern darboten. Der moderne Kritizismus, Subjektivismus und Historismus, die Neigung zum Problematischen und zur ständigen wissenschaftlichen Neustellung der Prinzipienfragen fehlte unten und oben vollständig. Noch lebte man ebenso-

Digitized by Google

sehr in der Welt des Glaubens als in der der unwandelbaren Vernunftwahrheiten, die nur in der Anwendung, aber nie im Grundsatz fraglich werden konnten. Dieses christliche Naturrecht betrachtete im Anschluß an die griechische Gesellschaftsphilosophie die sozialen Ordnungen als unveränderlichen und eindeutigen Ausfluß der Vernunft, die bei der Identität der Vernunft mit der christlichen Offenbarung eben damit auch ohne weiteres christlich war. Seit den Kirchenvätern hat man in dem Dekalog die biblische Anerkennung oder gar die Wurzel der griechisch-rationalen Gesellschaftsphilosophie gesehen und sie ebensosehr aus ihm als aus Aristoteles herausentwickeln zu können geglaubt. Das bedeutete eine völlige philosophisch-theologische Unantastbarkeit, Klarheit und Selbstverständlichkeit der sozialen Grundbegriffe. Inhaltlich gingen diese Grundbegriffe nach der Lehre des Hochmittelalters darauf hinaus, Staat und Gesellschaft als einen aus dem Wesen der göttlichen Vernunft hervorgehenden Organismus zu betrachten, der vernunftnotwendig in einer leitenden, am besten monarchischen, Gewalt gipfelt, der die Masse in wesentlich erblichen Berufsständen gliedert, der das positive Recht aus den allgemeinen Grundlagen in den Vernunftprinzipien je nach Bedürfnis entwickelt und rechtfertigt und der als Ganzes für das leibliche und geistliche Wohl seiner Untertanen durch Recht, Nahrungsschutz, Luxusgesetzgebung und intimes Verhältnis zur Kirche sorgt. Innerhalb dieses sich gegenseitig ergänzenden und tragenden Kosmos der Berufe hat ein jeder das freie und gleiche Recht der gottgeweihten und gottverpflichteten Persönlichkeit, ist der Herrscher an Gott und das natürliche Sittengesetz gebunden und hat jede Maßregel sich aus dem leiblichen und geistlichen Wohle der Gesamtheit zu rechtfertigen, um gültig zu sein. Staat, Politik und Wirtschaft quellen noch wesentlich gemeinsam und voneinander wenig unterschieden aus der in jedem Menschen sprechenden und von den Amtsstellen nur formulierten göttlichen Vernunft. Die Möglichkeit eines solchen Systems in der Sinnenwelt an sich ist noch außer jedem Zweifel. Es war als richtiges Produkt von Philosophie und Theologie im Grunde ein höchst idealistischer, fast utopischer Gedanke des Vernunft- und Glaubensstaates. Mit den wirklichen Verhältnissen traf er trotz alledem insofern überein, als die relative Unentwickeltheit von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft auch von sich aus Moralisches, Religiöses, Rechtliches und weltliche Interessen noch gar nicht gesondert und die konkreten Bedürfnisse der einzelnen Kulturgebiete noch nicht verselbständigt hatte. Das reale Leben war noch nicht zu einer Selbständigkeit und Verwickeltheit erwachsen, die in jenen Maßstäben etwas ihnen Fremdes hätten erblicken können. Auf der anderen Seite aber besaß jene Theorie doch auch eine große Anpassungsfähigkeit gegenüber den wirklichen Verhältnissen. Sie war ein Idealbau, hineingestellt in die Welt wesenhafter

Digitized by Google

und für die Masse unüberwindlicher Sündhaftigkeit. In dieser Lehre von der Erbsünde steckt das ganze Geheimnis der Zurechtfindung des christlich-rationalen Ideals mit der Wirklichkeit. Sie forderte vom Herrscher Strenge und Härte gegen die sündhaften Neigungen der Masse, Disziplin und Überwachung ihrer Begehrlichkeiten und Leidenschaften. Sie ließ in Handel und Wandel, Geschlechtsleben und Lebensweise allerhand Zugeständnisse an die Sünde und Bosheit machen, mit der man sich ja nun einmal verhalten mußte. Sie rechtfertigte den Krieg und die Unterdrückung feindlicher Mächte aller Art, wenn das zur Verteidigung des Guten diente. Sie nötigte überall das Ideal zu Kompromissen, in welchen Kompromissen das Ideal dann fast wie das Gegenteil seiner selbst erscheinen konnte. Wo der Druck des Erbsündendogmas gelockert und die natürlichen Ansprüche der freien und gleichen Persönlichkeit auf rationelle Gesellschaft und christliche Liebesordnung geltend gemacht wurde, wie bei einem Teil der Bauernprogramme oder der sog. Wiedertäufer, da kamen dann auch die revolutionären und kritischen Seiten dieses Ideals zutage. Solche Opposition wurde dann aber im Namen der gegen die Erbsünde und Begehrlichkeit notwendigen Ordnung rücksichtslos unterdrückt, wie das heute noch eine Neigung konservativen Denkens ist. Es ist derselbe Gedanke, der freilich in ganz anderer Wendung auch in den modernsten Systemen steckt als Unterscheidung des ökonomischen Unter- und des geistig-moralischen Überbaus oder in vorsichtigerer Weise als Lehre von dem Konflikte zwischen der soziologischen Naturgrundlage und der Eigengesetzlichkeit der höheren geistigen Kultur. Indem das Mittelalter die Naturgrundlage zu einem sehr großen Teil der Sünde überwies, vermochte sie sie stets prinzipiell ins Unrecht zu setzen und praktisch zu berücksichtigen. Darauf beruht die trotz allen Gegensätzen als zweifellos empfundene Einheitlichkeit der sozialen Welt und der sie deutenden Theorie.

Dieses christliche Naturrecht, auf dem die ganze Gesellschaft des Mittelalters — soweit Theorien dafür überhaupt in Betracht kamen — beruhte, war nun auch die selbstverständliche Voraussetzung Luthers und aller anderen Reformatoren. Daß bei ihm und seinen okkamistischen Lehrern der Vernunftidealismus des hochmittelalterlichen Naturrechts in etwas gebrochen ist, ändert gerade an diesem Punkte nicht viel, da gerade in der Soziologie auch bei ihnen der Rationalismus wesentlich erhalten blieb. Allerdings mochte dieser Umstand Luthern auch in weltlichen Dingen für die Autorität günstiger stimmen, als das bei dem philosophisch-theologischen Haupte der alten Kirche, dem heiligen Thomas, der Fall war. Je stärker seine Lehre überdies schon aus rein religiösen Gründen die Unüberwindlichkeit der Erbsünde betonte, um so schärfer trat bei ihm vollends die konservative

Digitized by Google

Seite und Anwendung dieses Gedankens hervor. Ein Mann wie Zwingli, der über die Erbsünde milder dachte und sie nicht als persönliche Schuld und Bosheit, sondern als Mangel und Schwäche ansah, hat demgemäß viel radikaler aus dem christlichen Ideal heraus den positiven Aufbau des züricherischen Gesellschafts- und Staatslebens in Angriff genommen. Auch bei Kalvin, dessen Prädestinationslehre wenigstens für die Erwählten selbst gleichfalls eine Unwirksammachung der Erbsünde ist, fand gleichfalls eine stärkere Richtung auf den sozialen Neubau statt. Aber all diese Unterschiede liegen immerhin nur innerhalb der gemeinsamen Voraussetzung des christlichen Naturrechts, wie es soeben charakterisiert worden ist. Und auf der anderen Seite hat doch auch Luther das mit der Vernunft und dem Evangelium identische soziale Ideal hochgehalten als die alleinige wahre Regel menschlichen Verhaltens. Ja, je mehr er die Hemmungen in Sünde und Wirklichkeit sah, um so schroffer und dringender hat er das Ideal selbst formuliert und ihm mehr als Zwingli und Kalvin den eigentlich utopisch-christlichen Sinn erhalten. Um so schmerzlicher mußte er dann aber auch freilich vor der Wirklichkeit der Sünde kapitulieren und sich auf das Innerste der mit der Welt unverwirrten Persönlichkeit zurückziehen. Sein soziales Denken bewegte sich — übrigens mit viel gesundem Menschenverstand und mit sehr wenig begrifflichen Kunstaktionen — auf der schwierigen Diagonale zwischen einem fast übermenschlichen Ideal der freien Persönlichkeit und Liebesgemeinschaft einerseits und einem überaus handfesten und konservativem Realismus andererseits.

Unter diesen Umständen gab es für Luther überhaupt kein theoretisches soziales Problem, sondern nur ein praktisches oder, wie das die naturgemäße Folge ist, ein unzusammenhängendes Bündel praktischer Probleme, für deren Lösung ihm wie aller Welt die Grundsätze des christlichen, aus heidnischer Vernunft und biblischer Offenbarung zu erleuchtenden Naturrechts zur Verfügung standen. Sie blieben überhaupt in Kraft, bis der moderne rationelle Verwaltungsstaat und sein wirtschaftlicher Rationalismus, damit zugleich dann auch die modernen politischen, juristischen, ökonomischen und soziologischen Theorien und Einsichten, sich durchgesetzt hatten. Aber auch nur in dieser Beschränkung hat Luther soziale Probleme zunächst überhaupt nicht gesehen. Er kam nicht vom Praktischen und Sozialen zur Reformation, sondern umgekehrt von dem Radikalismus des rein religiösen Heilssuchers aus zu einer neuen religiösen Innerlichkeit und erst durch die von dieser aus sich ergebende Hineinziehung aller Dinge in das religiöse Problem zum sozialen. Dieses hat er dann ganz naturgemäß nicht bloß in dem bezeichneten Rahmen des christlichen Naturrechts und seiner idealen Forderungen, sondern vor allem von der Seite aus gesehen, die bei solchem Ausgangspunkt vor allem sicht-

Digitized by Google

bar werden mußte: von dem Drucke aus, den Kirche, Papsttum, Bistum, Priestertum, Mönchtum vermöge ihrer Privilegien und Sonderrechte, ihrer Übermacht über die weltlichen Interessen und ihres kirchlichen Besitzes und Nutzungsrechtes auf das Gesamtleben ausübten. Das war ja in der Tat, wie bereits gezeigt, ein Hauptpunkt, vielleicht der Hauptpunkt in den sozialen Problemen jener Zeit, wo Fürsten, Bauern, Städte, Adel in ihrer Entwicklung überall sich an den hemmenden Fesseln der Kirche rieben. Die verschiedenen Zeiten haben verschiedene soziale Probleme; es ist nicht immer, wie heute, vor allem der Klassenkampf aufstrebender und um neue Ziele geeinter Massen. Dieses soziale Problem zu verstehen, war Luther durch seinen inneren geistigen Kampf mit der Kirche vorzüglich ausgerüstet, und er besaß auch den einheitlichen Schlüssel zu seiner Lösung aus seinen religiösen inneren Kämpfen her: die Scheidung des Geistlichen und Weltlichen, die Beschränkung des ersteren zu einer rein inneren Macht des Geistes und der Liebe und die volle Freistellung des letzteren in den Grenzen des christlichen Naturrechts. Dabei sollten und konnten beide dann nach seiner Hoffnung erst recht zur Aufrechterhaltung und Durchsetzung des „christlichen Standes" oder, wie wir sagen würden, der christlichen Einheitsgesellschaft beitragen. Es sollte ein freies Zusammenwirken der Liebe sein, wo die weltlichen Stände durch ihr Gewissen und den Glauben zur Pflege der Kirche getrieben sind und die Kirche in den Christen willigen Gehorsam gegen die Obrigkeit wie freudige gegenseitige Zusammenarbeit in der ständischen Berufsarbeit wirkt. Wie er von da aus das Bild der Dinge sich dachte, hat er in den noch hoffnungsvollen Anfängen in der berühmten Reformschrift an Kaiser und Adel hinreißend geschildert; er hatte das Mittel in der Hand, die alten Beschwerden deutscher Nation nun wirklich von Grund aus und wahrhaft christlich zu heilen. Die Resignation aller Reformer blieb ihm nicht erspart. Die Sünde, der Gewaltmißbrauch der großen Herren und die radikale Mißdeutung durch die aufrührerischen Bauern, waren stärker als Kirchenherrschaft und Luthers, die das Mönchtum abstreichende, tief innerliche Neubelebung des christlichen Naturrechts. Nun hat er gegen Rotterei und gegen Herzenshärte und Undankbarkeit geklagt und immer mehr der Gewalt und Disziplin der christlichen Obrigkeit alles anvertraut, nicht ohne aus der Souveränetät des christlichen Amtes und Geistes heraus auch diesen gelegentlich tüchtig die Leviten zu lesen. Ein Fürstenknecht ist er nie gewesen. Wie sich seine Sozialideale unter diesen Umständen gestaltet haben, kann, wer sich näher dafür interessiert, in meinen „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen" lesen. Es ist ein vom rechtlichen und wirtschaftlichen Druck der Kirche befreites, verinnerlichtes, verbürgerlichtes und territorialisiertes Naturrecht des Spätmittelalters, beseelt von

Digitized by Google

einer unendlich tiefen, trotzigen, warmen und gütigen Innerlichkeit, aber überall kapitulierend vor der Macht der Sünde, die Staatsgewalt zu Hilfe rufend und die tiefste Christlichkeit in der inneren Freiheit der Person und ihrer freien, berufstätigen Bruderliebe verschließend. Die Bürgerlichkeit ist dabei als Klein- und Ackerbürgertum in seinem Gegensatz gegen die harten großen Hansen und gegen die rohen und wilden Bauern gemeint, eine Bürgerlichkeit, die an die soziale Arbeit und Denkweise der spätmittelalterlichen Stadt sich anschließt und bei einer wohlmeinenden Territorialherrschaft sich am besten geborgen weiß. Von moderner Bourgeoisie ist dabei natürlich nicht die Rede, vielmehr hat Luther alles, was dahin vordeutete, aufs schärfste verworfen. Es ist deutsches Philistertum im engen wie im gemütvollen und gesunden Sinne dieses Wortes; Wilhelm Raabe hat in seinem Abu Telfan vortreffliche Worte dafür gefunden und auch Gustav Freytag hat es gepriesen.

Freilich betrifft all das die Sache nur, soweit Luther sich ihrer bewußt war und soweit sie auf der Oberfläche der Tatsachen zum Ausdruck kam. Man kann sehr wohl fragen, ob hinter all dem nicht noch etwas steckte, was darin nicht zum Ausdruck kam, was aber in den späteren historischen Wirkungen seinen Durchbruch fand. Damit käme man auf die Frage nach einer sozialen „Grundstimmung", die hinter Lehren und Werken Luthers lag und doch das eigentlich Neue und Wesentliche bildete. Diese Frage wird namentlich dann wichtig, wenn man von hier aus gewisse Eigentümlichkeiten des modernen deutschen Geistes gegenüber den angelsächsischen und westlichen Völkern erleuchten will. In der Tat, man wird nicht leugnen können, daß etwas Derartiges vorhanden ist und ein derartiger Zusammenhang besteht. Friedrich Meinecke hat völlig recht, wenn er kürzlich in seiner Rede über die „deutsche Freiheit" an Luther anknüpft und den Sonderzug der deutschen Freiheitsidee, die Vereinigung souveränster und innerlichster Eigenheit der Person mit williger Hingebung und Bindung des einzelnen an Gesamtgeist und überindividuelle Institution, aus Luthers Idee von der Freiheit eines Christenmenschen verdeutlicht. Ein Herr aller Dinge durch persönlichste und individuellste Gemeinschaft mit der geistigen Welt und doch ein Knecht aller Dinge durch freie Eingliederung und liebende Hingebung an das vor allen Individuen vorhandene Ganze: so wird man Luthers allerallgemeinste und grundsätzlichste soziale Grundstimmung wohl bezeichnen können. Auch ist der Weg von ihm zu Leibniz und Friedrich dem Großen, zu Kant, Fichte und dem Freiherrn vom Stein, auch zu Goethe und Bismarck wohl erkennbar. Allein man wird dann aber auch stark betonen müssen, daß das nur die verborgene Grundstimmung ist, daß diese sich nur auf das allgemeinste Grundverhältnis bezieht und in diesen modernen

Digitized by Google

Formulierungen von ihrer eigentlich Lutherschen religiösen Fassung weit abgerückt ist und daß der ganze für Luther so entscheidende Einschlag seines christlichen Naturrechts und seiner viel engeren und kleineren konkreten Zeitlage dabei beseitigt ist. Auch wird man sagen müssen, daß eine so allgemeine Charakteristik in der Hauptsache doch auch schon auf den Katholizismus und sein organisches Naturrecht selbst zutrifft, nur daß in ihm die geistige Welt zur Priesterkirche verdinglicht und damit auch die freie Hingebung an das Überindividuelle stark äußerlich und gesetzlich gebunden war.

Luthertum und Katholizismus treffen in dieser Hinsicht, wie in der Wurzel, so auch im modernen Ergebnis, auf große Strecken zusammen. Die ganze Bedeutung dieser Grundstimmung erhellt erst, wenn man die andersartige Grundstimmung der kalvinistisch-puritanischen Welt und deren Zusammenrücken mit dem rein rationalistischen, ökonomisch-demokratischen Naturrecht zusammenhält. Freilich handelt es sich hier auf beiden Seiten, beim modernen Luthertum und beim angelsächsischen Kalvinismus, nicht um rein religiöse Entwicklungen, sondern um die Überwältigung dieser durch allgemeine historische Verhältnisse. Insbesondere das preußische Luthertum ist zur Religion einer Herrenschicht geworden und trägt die Züge einer Herrenreligion, wie der puritanische Kalvinismus zu der gewerblicher Massen geworden ist und die Züge einer geschäftlichen Demokratie trägt. Das aber ist hier nicht mehr zu schildern. Ich habe es in meinen „Soziallehren" bereits eingehend erläutert, und man hätte aus ihnen reichlich mehr Verständnis für die angelsächsische „Heuchelei" und „moralische Politik" sowie für die angeblich lutherische Herkunft deutscher Machtmoral und Obrigkeitsreligion gewinnen können, als tatsächlich sich vorhanden gezeigt hat. Doch das führt über das Thema hinaus. Die Hauptsache ist: Luther selbst hat mit diesen Gegensätzen nur sehr wenig und dieses Wenige nur mittelbar zu tun. In seinem Zentrum war er eine rein religiöse Persönlichkeit, und deren soziale Grundstimmung wiederum erschöpfte sich ganz einfach in der Souveränität des gottgewissen Individuums und in der Gebundenheit einer durch den natürlichen Beruf sich schlicht auswirkenden Bruderliebe. Das aber gehört bis heute zu den besten Eigenschaften der Deutschen, auch der katholischen, und dieser Hoffnung kann sich jetzt beim Reformationsfest jedermann getrösten, indem wir zugleich hoffen, daß ihm für die Betätigung dieser Tugenden der endlich erworbene Lebensspielraum in furchtbaren Kämpfen erhalten geblieben und gefestigt worden ist.

Digitized by Google

Deutschprotestantische Abrechnung

Von Reinhold Planck

Auf den 31. Oktober 1917

1.

Wenn die evangelische Christenheit an dem kommenden großen Tag dankbar des Mannes gedenkt, in dessen Herz zuerst wieder der göttliche Funke des Evangeliums aufgeleuchtet hat, so steht sie zu gleicher Zeit vor dem fürchterlichen Rätsel, wie das himmlische Feuer, das er auf Erden entzündete, sich wandeln konnte in den Höllenbrand des Weltkrieges. Wir können es nicht mit der Art von Christen halten, die vermeinen, vor dem grauenhaften Schauspiel beiseite stehen und ihre Hände in Unschuld waschen zu dürfen. Wir glauben vielmehr, daß in dem verhängnisvollen inneren Zusammenhang der Dinge, der zum Weltkrieg führte, eine schwere Schuld des Protestantismus verborgen liegt, genauer ein Versäumnis, das, allerdings unter dem Druck der Übermacht der Vergangenheit, das Erbe Doktor Luthers in Bahnen trieb und in Formen zwang, die, wie sie schon der ursprünglichsten Absicht des Meisters widersprachen, nicht bloß dem eigenen Werke in steigendem Maße gefährlich wurden, sondern zuletzt das Ganze aus allergrößtem Segen zu allerschlimmstem Verhängnis werden ließen.

Wenn Martin Luther die Obhut und Verwaltung des neu erschlossenen Schatzes des Evangeliums grundsätzlich nicht mehr der selbstherrlichen Kirche, sondern der landesfürstlichen Obrigkeit anvertraute, so lag darin für die neue Art von Christentum die Notwendigkeit beschlossen, zu allererst dafür besorgt zu sein, daß diese menschliche Verwalterin nicht bälder oder später in einen vollen Gegensatz zu ihrem neuen höheren Beruf hineingerate. Die Aufgabe den Staat richtig auszubauen, war folglich noch wichtiger als die Sorge um die reine Lehre. Die Kämpfe um die letztere forderten nicht bloß gegenüber von der alten Mutter, sondern im Schoß der Reformationskirchen selbst Glaubenszeugnisse (Martyrien), deren Opfer zwar willig gebracht und ertragen wurden, die aber schon bald nach dem ersten Anfang unrichtig gewendet ihre volle Wirkung verfehlten. Denn nun konnte die landesfürstliche Selbstherrlichkeit als Vertreterin der neu festgelegten Glaubenslehre demselben Absolutismus anheimfallen, dem vordem das Papsttum sich hingegeben hatte. Schon jetzt wurde die neue Glaubensgemeinschaft mehr und mehr zur bloßen Bekenntnisgemeinde, nur der Druck der immer un-

Digitized by Google

gerechter werdenden Obrigkeit ließ sie noch als eine Art Duldergemeinde erscheinen. Aber als vollends jener geistlich weltliche Absolutismus nicht durch die innere Macht der Religion, sondern in der englischen und französischen Revolution durch weltliche Gewalt gebrochen wurde, da fiel jetzt das gesamte dergestalt emanzipierte bürgerliche Leben derselben Ungerechtigkeit anheim wie vorher das der Fürsten und Stände.

2.

Hier kommt es an den Tag, daß die geistliche Kraft der neuen Richtung durch die großen Glaubenskämpfe bereits gebrochen war, sonst hätte sie sich nicht so rasch vollends auf das tote Gleis schieben lassen. Denn anders ist es nicht zu erklären, daß weder der Dreißigjährige Krieg noch die napoleonischen Kämpfe ein Wiedererwachen des Protestantismus gebracht haben als dadurch, daß dieser aus der schöpferischen Kulturmacht, die er anfangs war, immer mehr zur bloßen Bewußtseinsreligion zusammenschrumpfte. Nur so ist es zu begreifen, daß die deutsche Landeskirche wie die englisch-amerikanische Freikirche sich der pietistischen Selbsttäuschung hingab, als könnte sie das Reich des Glaubens und der Liebe mitten hinein in diese Welt der vollendeten Ungerechtigkeit stellen, von deren sündigen Erzeugnissen sie doch mitlebt, ja ihre Kirchen baut und ihre Missionsanstalten unterhält; von deren Gift sie also fortwährend angesteckt werden muß. Hiergegen hat der Protestantismus kein Martyrium mehr aufgebracht, dessen Blutopfer den Glaubenssamen für die Neugestaltung des Verhältnisses von religiösem und bürgerlichem Leben gebildet hätte. Mit solcher Blindheit hat er aber auch dem Staat, seinem Beschützer einen schlechten Dienst geleistet. Indem er die Erlangung der Gewissensfreiheit widerspruchs- und widerstandslos bis zur vollen Unverantwortlichkeit des bürgerlichen Berufes fortgehen ließ, hat er das letzte Band, das die Welt der Religion noch mit der der staatlichen Gemeinschaft verband, vollends zerreißen lassen. Er hat zugegeben, daß zwischen dieser und ihm sich jetzt eine neue dritte bald allmächtige geistige Lebensschicht bildete, die bürgerliche Privaterwerbsgesellschaft, die durch den geltenden Grundsatz vom freien Spiel der Kräfte aller gegenseitigen Verantwortung bar und enthoben, nur formell durch die Staatsgesetze gebunden, aber durch deren Machtschutz vollkommen gedeckt die eigentliche Großmacht der Gegenwart, hoch über Kirche und Staat, darstellt. Alles liegt ihr zu Füßen. Ihr gehört der Boden des Landes, das Stammeserbe der Völker, ihr die Welt der freien Arbeit, ihr der ganze Markt. Sie führt den Schlüssel zu allen Türen: das Geld. Sie ist es, die alle Kräfte des nationalen Staats, ja die sittlichen Kräfte der verschiedenen Kirchen für

Digitized by Google

ihre Zwecke einspannt, obwohl sie im Innern des eigenen Volkes den Schwachen nicht weniger vergewaltigt, den Blinden nicht weniger betrügt, als sie es im Verkehr mit fremden Völkern, vor allem den noch unmündigen Nationen zu tun pflegt. Sie ist es, die dem Christentum seine Auswirkung als tatsächliche Lebensmacht aufs neue unmöglich gemacht, ihm sozusagen den Boden unter den Füßen weggezogen, die Lebensader unterbunden, ihm kaum noch den Lebensatem gelassen hat. Sie ist die Weltmacht, die die Eifersucht der Nationen (zunächst der slawischen und der romanischen gegen die deutsche) als Funke und Zunder benützt hat, um den Weltbrand zu entzünden, der ihr als Siegerpreis die Schlüssel zum vollen Ertrag des gesamten Weltmarkts für immer in die Hand spielen soll. Auf englisch-amerikanischem Boden erwachsen, hätte sie auch Deutschland seinen Teil am Weltraub. gegönnt, wenn nicht der ehrliche aus der Zeit der Notwehr überkommene Grundsatz der nationalen Selbständigkeit Deutschland vor diesem Schicksal bewahrt hätte. Wenn es nun Deutschlands Ehrenpflicht ist, diese letztere gegen die ganze Welt zu behaupten, so muß der Protestantismus, wenn er nicht mit dem dritten Weltkrieg sich endgültig zu den Toten legen lassen will, den blinden Völkern die Schlüssel zur Lösung des schrecklichen Rätsels und Verhängnisses bieten. Er ist hierzu verpflichtet. Denn er war es, der, allerdings nicht als deutscher sondern als englischer, diese eigentliche Großmacht der modernen Welt hat heraufziehen helfen. Er hat aber auch als deutscher in entscheidender Stunde das richtige Wort gegen diese ganze Scheinkultur, die außer dem Geld grundsätzlich keine Seele und kein Gewissen kennt, nicht aufgebracht. So ist er jetzt, in allerletzter Stunde dem Vaterland den Dienst zu leisten, schuldig, den er damals versäumte. Und wenn das Deutsche Reich eben dadurch in den Mittelpunkt jenes Verhängnisses gerückt worden ist, daß es bei seiner Erneuerung über der raschen Aneignung der materiellen Errungenschaften jener Privaterwerbsgesellschaft deren anfangs verborgene schwere Gefahren übersah, so kann der deutsche Protestantismus jetzt, wo sie sichtbar, ja empfindlich spürbar werden, seine Aufgabe zur Weckung und Rettung des Vaterlands (wie zur eigenen) nur finden in dem unermüdlichen Hinweis darauf, daß das, was ihn selber um den religiösen Ernst betrog, zugleich der Selbstmord der Nationen (Bevölkerungsschwund infolge mammonistischer Unersättlichkeit) wie der gegenseitige Mord der Nationen im Weltkrieg ist.

3.

Die Voraussetzung solcher Hilfeleistung ist die Selbstbesinnung des Protestantismus auf seine eigenen geistigen Grundlagen. Mit dieser hat er den Schlüssel zu jener. Im Weltkrieg ist offenbar geworden, daß die bloße staat-

Digitized by Google

liche Machtpolitik zuerst der nationalen Anmaßung zum Opfer fällt, dann aber samt dieser der kapitalistischen Maßlosigkeit der bürgerlichen Privaterwerbsgesellschaft. Hat also der Staat kein sittlich religiöses Rückgrat mehr, so verfällt er rettungslos selber diesen beiden blinden Mächten. Das ist nicht nur seiner staatlichen Souveränität unwürdig, sondern seinem nationalen Bestand unmittelbar gefährlich. Er selbst aber hat ohne sittliche Selbstermannung kein Heilmittel dagegen. Für die Völker wird ein solches nur wirksam in Gestalt einer religiösen Wahrheit, die mit neuer elementarer Kraft sich geltend macht. Es scheint uns nun, als habe das Christentum sich bis heute auf seine allererste Grundlage noch nicht genügend besonnen, auf die Wahrheit des Kreuzes. Hat der Christus damit die Anmaßung und Selbstüberhebung seines Volkes treffen wollen, so will er auch die aller anderen Völker, die sich in nichts von jener unterscheidet, damit treffen. Denn in aller Welt ist dieselbe Anmaßung der Grund aller Ungerechtigkeit und alles Streites, gleichermaßen im Kreis der Familie, der Stände und der Völker.*) Wo der Mensch das Maß einhält, da herrscht das Recht und der Friede. Der Weltkrieg besteht darin, daß ein Volk allen anderen Völkern ihr Maß setzen will, während es sich selbst sein Maß oder Unmaß vorbehält. Da aber tatsächlich alle Völker ihre Grenze und alle Dinge ihr Maß haben, so kann dieses so gut wie im engen Kreis so auch in dem der Stände öffentlich verantwortet werden. Es gilt nur, die Eigenmächtigkeit der Ansprüche auf ihr wirkliches Maß zurückzuführen, was bekanntlich für jeden Menschen nicht bloß, sondern auch für Stände und Völker das einzig wahrhaftige, dazu aber auch das einzig gesunde und zuträgliche ist. Wenn sich nun die letzteren, durch den Weltkrieg gewitzigt, zu dem bequemen müssen, was längst jeder halbwegs erzogene Mensch anerkennt, so hätte die elementare Wahrheit des Kreuzes als Erinnerung aus der christlichen Vergangenheit die Völker vor diesem unverantwortlich teuren Lehrgeld bewahren können. Denn wenn alles Lebendige sein Maß hat, so ist wirklich nicht einzusehen, warum nicht die Staaten als berufene Vertreter ihrer Völker sich über dieses Maß sollten verständigen können — vorausgesetzt, daß sie diese wirklich in ihrer Gewalt haben und daß also nicht wie heute der Staat nur der Fuhrmann ist, der mit der Peitsche der nationalen Eifersucht die Völker als Pferde behandelt, um den Wagen des eigentlichen Gewalthabers, des blinden Mammon, an sein Ziel zu bringen.

Nicht daß wir dächten, als könne diese Wahrheit des Kreuzes sich auf Erden völlig durchsetzen; es handelt sich nur darum, daß der Staat als Ver-

*) Die alte Übersetzung „Heiden" statt „Völker" verdirbt in der Bibel häufig diesen nationalen Hintergrund. — Zum Ganzen vgl. „Der Sieg des Deutschen" (163. Flugschr. des Dürerbundes) München, Callwey.

Digitized by Google

treter des öffentlichen Gewissens nicht länger der blinde Sklave der grundsätzlichen Charakterlosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft ist. Denn dann ist er wirklich nicht mehr Herr, sondern nur noch Fuhrknecht. Erkennt er aber im rechtlich ausgesprochenen Staatsgrundsatz die Niederschlagung jeglicher individuellen, ständischen, völkischen Selbstüberhebung als seine eigenste Pflicht an, so kommt er damit nicht nur erst zu seinem vollen Charakter, sondern er bietet mit dieser festen, zuverlässigen Rechtsgrundlage erst der ganzen Kultur wie der Wahrheit der Kirchen die Stätte zum Bau der höheren Reiche des Geistes. Ohne diese stehen sie einfach in der Luft, d. h. sie bleiben ohne echte volle tiefe Wirkung.

4.

Sollte jemand die religiöse Form dieser Kreuzeswahrheit beanstanden und dafür nach natürlicher oder philosophisch-idealistischer Begründung derselben einfachen Wahrheit sich umsehen, vielleicht mit dem Hinweis darauf, daß ja das Christentum versagt habe, so sei ihm erwidert, daß wir ja bisher schon die Einheit der natürlichen und religiösen Wahrheit anerkannt und bewiesen haben; weiter aber, daß wir selbstverständlich den kategorischen Imperativ Kants von der Allgemeinheit der Pflicht als nicht weniger echten Ausdruck des protestantischen Geistes schätzen wie den Katechismus Luthers. In diesem Punkte laufen alle geistigen Ströme: Gesetz und Maß der biologischen Wissenschaft, das Rechts- und Sittengesetz des deutschen Idealismus zusammen mit der schlichten, gottvertrauenden Selbstbescheidung des Christen. Und da hiezu seit den Augusttagen des Jahres 1914 noch der ganze große Strom der deutschen Selbsterhaltung kommt, so sei also dies der Einigungspunkt, in dem alle Geister der Vergangenheit mit der Gegenwart sich treffen. Die älteste wie die jüngste Wahrheit ist im Grunde eine. Es kommt nur darauf an, daß man auf sie baut und nicht auf den Sand menschlicher Willkür. Denn dann stürzen die Stürme der Welt das Haus in dem Augenblick, da man es am nötigsten braucht. Ewige und alltägliche, himmlische und irdische Wahrheit sind eins, das ist's, was der deutsche Protestantismus dem deutschen Volk und Reich zu sagen schuldig ist.

Dann mag sich auf dem Reich des Rechtes, d. h. auf dem des gesetzlich und beruflich verantworteten Maßes, fernerhin das Reich der Liebe aufbauen, die allein auf Erden das Recht besitzt, ohne Maß und Schranke sein zu dürfen.

Digitized by Google

Jakob Kneip

Jakob Kneip gehört zum Kreis der „Quadriga", zu den „Werkleuten auf Haus Nyland". Man weiß, wie diese Dichtergesellschaft seltsam und stark in die Literatur unserer Tage einbrach. Ihr Schaffen umgab sich zuerst mit Anonymität, an deren ehrlicher Absicht nicht zu zweifeln, deren Reklamewirkung aber auch nicht abzuleugnen ist. Ihr Gott war der Titanentrotz moderner Technik und Industrie. Hierin brachte der Krieg Wandlung, starke Wandlung. Die „Werkleute" erkannten die Ohnmacht der äußeren Dinge. Was sie angebetet, diente der Lebenszerstörung und konnte unmöglich der höchste Triumph der Menschheit sein. In ehrlichem Suchen fanden sie zurück zum Geistigen, zur Seele. Sie wurden menschlich, das Versteckspiel schwand, und aus der fallenden Hülle der Namenlosigkeit hervor fanden sich in ihren Reihen zwei wirklich Begnadete: Josef Winckler und Jakob Kneip.

Winckler, der sonore Pathetiker, wurde schnell bekannt. Jakob Kneip ist stiller, gesammelter. Jetzt erst tritt er mit einem Gedichtbuch hervor, das er demütig-stolz „Bekenntnis" nennt (Leipzig, Insel-Verlag). Das Buch ist eine Beichte stiller Abendstunden, ein Rückerinnern und Untertauchen in vergangene Tage. Es umschließt ein Leben.

Jakob Kneip hat in dem Quadrigakreis inniges Verhältnis zur hochentwickelten Technik und Industrie gewonnen. Er, von Beruf Oberlehrer, steht auch in enger Verbindung mit der Geisteswissenschaft. Aber in seinen besten Stunden fällt alles dies ab von ihm, wertlos für die Seele, und der Dichter ist nur Mensch, nur Kind seiner Heimat und der Natur.

Davon bekennen seine Verse: von den frühen Tagen der Kindheit in der Heimat, im kleinen Hunsrückdorf, das still, himmelnah und einsam auf der Höhe liegt. Nur manchmal dringen Glockenklang und dumpfes Rollen ferner Züge vom Moseltal herauf. Dort lockt die Welt. Von der Ausfahrt in diese Welt da draußen künden die Verse. Von dem Kampf mit ihren Gewalten, diesem tiefsten Kampf um der Jugend Glauben und Ideale, die zu wanken beginnen vor des reifenden Mannes Erkenntnis.

Es ist ein Buch starker Innerlichkeit. Seltsam klingt es, von zarten Dingen der Seele, von den Wundern der Heimat und den Geheimnissen der Natur in fester Männersprache zu hören. Daß ein Dichter aus einem Kreise, wo man vorgestern noch zu dem Gott der Maschinen und Hochöfen betete, heute still zur Seite steht, demütig und fromm die Seele der Dinge suchend, das ist es, was uns das Buch lieben läßt.

Echtes Dichtertum wurzelt in echtem Menschentum. Es ist ein ganzer, tiefer, ethischer Mensch, der sein Bekenntnis anhebt mit den Worten:

Ich komm aus einem düstern Land,
wo meiner Väter harte Hand
jahrhundertlang geführt den Pflug,
und wo der Frauen stummer Zug
allmorgendlich die Kirche füllt.
Die Scholle ist dort rauh und wild,
und meiner Mutter harter Blick
war nie erfüllt von Glanz und Glück.
Gebt mir die Hand!
Wie ich bin,
so arm und reich — so nehmt mich hin.

Hanns Heinrich Bormann

Der deutsche Feldsoldat

Die wenigen Schriften, die sich mit dem deutschen Feldsoldaten dieses Krieges beschäftigen, sind entweder von Psychologen und Philosophen geschrieben wie Everts: „Seele des Soldaten" oder von Dichtern und

Digitized by Google

Künstlern wie Falkenfelds „Musik der Schlachten". Der Mannheimer Intendant Karl Hagemann spricht in seinem im Rahmen der Zeitbücher bei Reuß & Itta in Konstanz erschienenen Büchlein „Der deutsche Feldsoldat" als Historiker und Politiker, als Soldat und Künstler. Der Bühnenästhetiker zeigt hier einen überaus scharfen Blick und bleibt in der Grundeinstellung im besten Sinn doch „unkünstlerisch-nüchtern". Der Artilleriehauptmann Hagemann gibt das Bild vom Werden und der Struktur des deutschen Soldaten nicht wieder, ohne die mannigfaltigsten Beziehungen zu den politischen Geschehnissen dieser Zeit aufzuzeigen, ob er nun den Gedanken von der allgemeinen Wehrpflicht als urgermanisches Volkseigentum nachweist (denn wehrfähig und -pflichtig waren ja alle freien Germanen), oder ob er den orientalischen Ursprung des stehenden Söldnerheeres erklärt (der Despot mußte ja immer bewaffnete Reisige zu seinem Schutz und zu seiner Wehr haben); seine Darstellung bleibt doch nicht im schematischen Formalismus hängen, sondern weiß sehr wohl, wie wenig rein die Begriffsbestimmung des Typischen gerade in der politischen Geschichte eines Volkes sein darf. Als bedeutsamsten Vorgang in der Entwicklung der deutschen Machtmöglichkeiten sieht er das restlose Aufgehen des orientalischen Prinzips eines stehenden Heeres in das germanische Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht an, damit würde „das stehende Heer nicht nur ein Instrument des Krieges, sondern auch ein Instrument des Friedens". In den Randnotizen über das deutsche Volksheer in diesem Weltkriege finden wir manche klugen Erkenntnisse, in denen er, ohne in die landläufige, rein gefühlsmäßige Begeisterung zu verfallen, die eine wissenschaftliche Arbeit leicht zu einer pathetischen Rede umbiegen kann, doch prächtige Worte prägt. Die besondere Fähigkeit des Deutschen, zu organisieren, der Ordnungssinn, findet billige Wertung und Würdigung. Der deutsche Feldsoldat ist ein neuer Soldatentyp: der Unterschied von Aktiven, Reserve, Landwehr und Landsturm ist weggefallen. Es gibt nur noch Kämpfer. „Das Reichsheer wird zur Reichswehr." Sympathisch berührt es uns, daß Hagemann weder die Stärke und Tapferkeit des gegnerischen Soldaten unterschätzt, noch die Nachteile zu erörtern vergißt, die der deutsche Feldsoldat gerade als Typus des kämpfenden Mannes für die Kulturerfordernisse aufweist. Nicht etwa in kleinlich-ängstlichem Schrecken, sondern mit fester, kühler Entschiedenheit betont Hagemann die Notwendigkeit, „Gewehr bei Fuß" auch nach dem Kriege unseren Kulturauftrag zu erfüllen. Der Starke kann allein segensreich als Glied des Ganzen wirken, wenn ihm der Wille erhalten bleibt, Schützer zu sein und die Kulturhemmungen mit Gewalt zu beseitigen. Das kleine Büchlein interessiert uns auch heute im dritten Kriegsjahre noch als Bekenntnis eines Mannes, der Soldat, Gelehrter und Künstler zugleich ist.

Rudolf Karl Goldschmit

Amerikanische Kriegswirtschaft

Bis zum Frühjahr 1917 war Amerika der Nutznießer des Krieges. Während Europa sich zerfleischte, lieferten die Vereinigten Staaten „zu den höchsten Tagespreisen" mehr oder weniger gute Ware an die Entente,

Digitized by Google

eroberten teilweise deren frühere Absatzgebiete in Asien und Amerika und bildeten sich zum Weltbankier aus. Es läßt sich namentlich an Hand der Außenhandelsstatistik berechnen, daß Amerika bis zu seinem Eintritt in den Krieg annähernd 7 Milliarden Dollar Kriegsgewinne erzielte. Diese ungetrübte Freude hat aufgehört, und zwar überraschend plötzlich und überraschend gründlich. Heute ist es tatsächlich so weit gekommen, daß auch drüben die breite Bevölkerung und namentlich aber auch die großen Steuerzahler unverkennbar unter den Kriegslasten seufzen. Selbstverständlich dürfen diese Lasten in ihrer Gesamtheit auch nicht annähernd mit den unsrigen verglichen werden. Vor allem ist ja bisher das Land von Menschenopfern verschont geblieben, und zudem liegt es weit vom Schuß. Die Lasten liegen auf finanziellem Gebiet. Die Washingtoner Regierung schätzt selbst die reinen Kriegslasten für das laufende Rechnungsjahr 1917/18 auf nicht weniger als $10^3/_4$ Milliarden Dollar! Das sind unter Zugrundelegung der normalen Valuta annähernd 45 Milliarden Mark, eine geradezu unheimliche Summe. Um einen Begriff von der Größe dieser Last zu geben, sei erwähnt, daß England, das doch unter den europäischen Staaten bei weitem die größten Kriegsausgaben zu tragen hat, in seinem Budget für 1917/18 einschließlich der Vorschüsse an seine Verbündeten keine größeren Summen eingestellt hat. Allerdings werden die englischen Ausgaben erheblich größer sein, wie sich jetzt nachträglich herausstellt, nämlich 2600 Millionen Pfund Sterling gleich 13 Milliarden Dollar. In jenem Voranschlag von $10^3/_4$ Milliarden Dollar hat aber die Wilsonsche Regierung selbstverständlich jene Summen noch nicht eingeschlossen, die an die Verbündeten geliehen werden sollen. Hierfür sind weitere 5 bis 6 Milliarden Dollar für das laufende Rechnungsjahr ausgeworfen. Die Höhe dieser Summen läßt übrigens ganz zweifellos erkennen, daß es den Amerikanern mit ihrem Krieg bitter Ernst ist und daß wir das nächste Jahr mit sehr fühlbaren amerikanischen Angriffen zu rechnen haben, vorausgesetzt freilich, daß die nötige Tonnage zum Herüberbringen der Armee zur Verfügung steht.

Tatsächlich hat man sich drüben vollständig auf den Krieg umgestellt. Das war allerdings nicht schwer, nachdem man bereits in den Jahren der Neutralität an Stelle von Schreibmaschinen Granaten gemacht hatte. Die meisten Fabriken arbeiten jetzt dort Tag und Nacht, und man hat den Eindruck, als wenn von Washington aus die Leitung der Kriegsvorbereitungen nicht schlecht wäre. So ist es unverkennbar eine kluge Handlung Wilsons gewesen, die Kriegsgewinne scharf einzuschränken. Das geschieht vor allem durch Höchstpreise für alle möglichen Waren. Die Folge davon ist im Gegensatz zu Deutschland ein Rückgang der Rentabilität in der Großindustrie und ein unaufhaltsames Abschwächen der Börsenkurse. Es ist bezeichnend, daß das größte amerikanische Industrieunternehmen, der Stahltrust, voraussichtlich seine Dividende, die er in den fetten Jahren der Neutralität außerordentlich erhöht hat, wieder ermäßigen wird. Freilich hängt das u. a. auch zusammen mit den Kriegssteuern. Diese sehen neben anderen sehr einschneidenden Abgaben vor, 60 Prozent des Konjunkturgewinns für den Staat einzuziehen. Wir könnten da manches lernen.

Natürlich ergeben sich auch drüben, wie für den Kenner der amerikanischen Verhältnisse nicht überraschend sein wird, allerhand Korruptions-

Digitized by Google

geschichten, die aber bei jedem Krieg vorkommen, die namentlich auch in England aufgedeckt wurden und die nicht unbedingt schaden müssen, wenn sie nicht allzusehr überhandnehmen. So hat sich herausgestellt, daß ein ansehnlicher Teil der Munition, welche man dem General Pershing mitgegeben hat, nicht nur unbrauchbar, sondern geradezu lebensgefährlich für die eigenen Soldaten ist. Sie mußte schleunigst zurückgezogen werden. Eine große Untersuchungskommission über diese und andere unerfreuliche Dinge hat der Kongreß eingesetzt.

Nach zwei Richtungen bringt die aktive Beteiligung am Kriege heute schon den Vereinigten Staaten schwere Enttäuschungen. Das kann vor allem gesagt werden in bezug auf die Aspirationen, sich zum Weltbankier aufzuschwingen, und dann in bezug auf den Wunsch, endlich eine gesunde Währungspolitik zu treiben. Nach beiden Richtungen hin sind die hochfliegenden Hoffnungen der Amerikaner jetzt schon stark herabgestimmt. Herr Wilson hat vor kurzem die Goldausfuhr verboten. Wer den Weltbankier spielen will, darf niemals zu einem solchen Mittel greifen, denn das war ja von jeher die Stärke des seitherigen Weltbankiers, England, daß man, ohne mit der Wimper zu zucken, willig auch Gold aus dem Lande hat gehen lassen. Damit ist die Weltstellung des Pfundsterling erst restlos durchgeführt worden. Jedermann wußte, daß englische Wechsel auf Wunsch ohne weiteres in Gold eingelöst würden. Man wird das vom amerikanischen Dollarwechsel künftig noch weniger glauben als bisher. Denn Amerika hat sich in diesem Punkt als durch und durch unzuverlässig erwiesen; schon bei Kriegsausbruch, als England seine Forderungen in Neuyork geltend machte, ließen es die dortigen Bankiers lieber zu, daß der Wert des Dollars in geradezu beängstigender Weise fiel, als daß sie Gold ausführten. Erst auf sehr nachdrückliche Geltendmachung politischer Einflüsse wurde damals Gold in beschränktem Maße ausgegeben. Als dann kurz darauf Amerika zum Großlieferanten der Entente wurde, war das nicht mehr nötig, im Gegenteil, es floß von allen Seiten das gelbe Metall in ungeheuren Beträgen nach Amerika. Es waren von Anfang 1915 bis Mitte 1917 nicht weniger als 2200 Millionen Dollar, womit der Gesamtvorrat in Gold auf 3 Milliarden Dollar stieg; das ist natürlich bei weitem der größte Goldvorrat, den jemals ein Land sein eigen nannte. Als nun in den letzten Monaten aus Gründen, die noch zu erörtern sind, Gold abfloß, und zwar an jener großen Summe gemessen in ganz bescheidenem Maße, da wurden die Amerikaner nervös und verboten kurzerhand die Goldausfuhr. Die Folge davon ist nun, daß auch der amerikanische Dollarwechsel in neutralen Ländern sich sehr erheblich verschlechtert hat und weit unter seiner Parität steht. Freilich hängt das auch damit zusammen, daß die Amerikaner unklug genug sind, den englischen Wechselkurs, koste es was es wolle, zu halten. Seit Jahr und Tag nämlich steht in Neuyork das Pfund Sterling (für telegraphische Auszahlung) auf 4,7645. Das kommt daher, daß zu diesem Kurs für die Firma Morgan jeder beliebige Betrag Pfundwechsel zur Verfügung gestellt wird, gleichgültig, ob Material da ist oder nicht. Die Folge davon ist nun, daß es für andere Länder vorteilhaft ist, Forderungen auf England in den Vereinigten Staaten einzuziehen, denn dort bekommt man ja erheblich mehr Geld als anderswo. Allmählich hat man dieses gefährliche Manöver in Amerika erkannt, und die Zeitungen fordern schon recht

Digitized by Google

unverhohlen eine Änderung in dieser Sache. Das wird aber nicht so leicht möglich sein; das kluge England wird sich durch Verträge gesichert haben.

Der zweite Punkt, in dem man drüben sehr böse Erfahrungen macht, sind die Verhältnisse der Bundesreservebank. Es ist wohl bekannt, daß Amerika bis vor drei Jahren keine Zentralnotenbank hatte, daß in bezug auf die Währung dort recht komplizierte und eines modernen Großstaates unwürdige Verhältnisse herrschten. Erst damals gelang die Gründung des Bundesreserveamtes, die ähnliche Aufgaben übertragen bekommen hat wie unsere Reichsbank. Man hat sich mit Recht von dieser Neuschöpfung eine grundlegende Besserung und Festigung des aufgeregten amerikanischen Wirtschaftslebens versprochen. Der Krieg nun zwingt in zunehmendem Maße, die strengen Vorschriften, die bei der Gründung im Interesse der Währung festgesetzt wurden, zu durchbrechen. Auch drüben spricht man immer mehr von der „Inflation", das heißt von der künstlichen Überschwemmung des Landes mit Geldzeichen. Die Folgen sind, wie in den europäischen kriegführenden Ländern, in einer sehr erheblichen Teuerung zu finden, die namentlich die Festbesoldeten und auch die Arbeiter schwer bedrückt. Diese machen sich Luft durch Streiks, die um so unangenehmer wirken, als ohnehin Arbeitermangel schwer fühlbar ist, am meisten in der Landwirtschaft, die über eine allgemeine Landflucht klagt, weil in den Städten ganz andere Löhne bezahlt werden. Das kommt in den Ernteerträgen unverkennbar zum Ausdruck. So dürfte die wichtige Baumwollernte in diesem Jahr ein außerordentlich schlechtes Ergebnis liefern, wie u. a. aus den Baumwollpreisen hervorgeht, die mit augenblicklich 28 bis 29 Cent mehr als viermal so hoch sind als vor drei Jahren. Für die europäischen Freunde der Vereinigten Staaten noch wichtiger dürfte der Ausfall der Getreideernte sein. Da beobachten wir nämlich neben einer sehr guten Maisernte wiederum eine Mißernte in Weizen. Infolgedessen ist die Ausfuhr in dieser ausschlaggebenden Brotfrucht anhaltend recht gering. So sind vom 1. Juli bis 15. September 20 Millionen Bushels Weizen weniger aus Nordamerika ausgeführt worden als im Vorjahr. Es gibt wohl wenig Punkte von entscheidenderer Bedeutung für die weitere Entwicklung des Krieges wie gerade die Frage, in welchem Umfange die Amerikaner in der Lage und gewillt sind, diese Ausfuhr von Brotgetreide zu steigern, es sei denn die Frage der Schiffsneubauten, die ja damit im Zusammenhang steht und über die man restlose Klarheit aus den vorliegenden Berichten noch nicht gewinnen kann. Wer heute klipp und klar voraussagen könnte, wie sich in den kommenden Monaten das Verhältnis der Schiffsneubauten in England und Amerika zu den Versenkungen stellen wird, der hätte wohl zum erheblichen Teil die Frage der Kriegsdauer, wenn nicht gar des Kriegsausgangs beantwortet.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Männer, deutsche Frauen, welchen Standes und welcher politischen Partei Ihr sein mögt, schart Euch einmütig in der Vaterlands-Partei zusammen! **Deutsches Volk, laß dich in den großen Fragen, die jetzt zur Entscheidung stehen, nicht irre machen!** Glaube an dich selbst und an Deutschlands Zukunft! Die Stimme des Gewissens muß dir sagen, welchen Weg du zu gehen hast.

Berlin W. 10, Viktoriastraße 30, den 12. Oktober 1917.

Der Vorstand der Deutschen Vaterlands-Partei.

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Ehrenvorsitzender.

Großadmiral von Tirpitz, 1. Vorsitzender.

Generallandschaftsdirektor a. D. Dr. **Kapp,** 2. Vorsitzender.

Beitrittserklärungen nehmen an:

1. alle **Ortsgruppen und Ortsvereine;**
2. alle **Landesvereine der Deutschen Vaterlands-Partei,** und zwar:
   in der Provinz **Ostpreußen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Ostpreußen, Königsberg i. Pr., Brotbänkenstr. 131; in der Provinz **Westpreußen** die Geschäftsstelle der D. V. P. des Landesvereins für die Provinz Westpreußen, Danzig, Landeshaus; in der Provinz **Pommern** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Pommern, Stettin, Werderstr. 31; in der Provinz **Posen** die Geschäftsstelle des Posener Landesvereins der D. V. P., Posen, Friedrichstr. 7; in der Provinz **Schlesien** die Geschäftsstelle des Schlesischen Landesvereins der D. V. P., Breslau, Gartenstr. 74; in der Provinz **Brandenburg** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn Oberbürgermeister Bosberg, Potsdam, Behlertstr. 31; in der Provinz **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Sachsen, Halle a. d. Saale, Hagenstr. 2; in der Provinz **Hannover** die Geschäftsstelle des Landesvereins Hannover der D. V. P., Hannover, Trammplatz 2; in der Provinz **Schleswig-Holstein** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Schleswig-Holstein, Altona, zu Händen von Vizeadmiral Daenhardt, Moltkestr. 68; im Regierungsbezirk **Cassel** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Kurhessischen Landesvereins der D. V. P., Cassel, Hohenzollernstr. 61 I; in **Nassau** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn v. Grothus, Wiesbaden, Nikolasstr. 11; in der Provinz **Westfalen** die Geschäftsstelle des Niederrheinisch-Westfälischen Landesvereins der D. V. P., Dortmund, Ostwall 31 1/2; in der **Rheinprovinz** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Rheinprovinz, Köln, Altenberger Str. 12; im Königreich **Bayern** die Geschäftsstelle des Landesvereins Bayern der D. V. P., München, Neuhauser Str. 10 III l.; im Königreich **Württemberg** die Geschäftsstelle des Württembergischen Landesvereins der D. V. P., Stuttgart, Schellingstraße 4, Erdgeschoß; im Königreich **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Königreich Sachsen, Dresden-A., Waisenhausstr. 29; im Großherzogtum **Baden** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., Freiburg i. Br., zu Händen von Herrn Professor Dr. Hoche, Weiherhofstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Schwerin** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, Weinbergstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Strelitz** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn von Yorry, Neustrelitz; in den **Thüringischen Staaten** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen des Herrn Geschäftsführers Dunkel, Friedrichroda; außerdem für Weimar: Justizrat Flintzer, dortselbst; für Sondershausen: Bankprokurist Wenzel; für Arnstadt: Schulinspektor Henschel; für Greiz: Gymnasial-Direktor Müller; für Meiningen: Professor Köhler; für Eisenach: Professor Flex; für Jena: Professor Plate; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Hamburg** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für Hamburg, Hamburg, Sandtorquai 14; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Bremen** die Geschäftsstelle des Bremischen Landesvereins der D. V. P., Bremen, Bankhaus Weyhausen, Wachtstraße; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Lübeck** die Geschäftsstelle des Lübecker Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn Müller, Lübeck, Breite Straße 48; Geschäftsstelle des Landesvereins für **Waldeck-Pyrmont** in Corbach, zu Händen des Herrn Oekonomierat Eduard Emde; Ortsgruppe Bad Pyrmont, zu Händen des Herrn Chr. Holborn, Kurhausbesitzer.
3. in **Berlin** und **in allen unter Nr. 2 nicht aufgeführten Landesteilen** die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Vaterlands-Partei Berlin W. 10, Viktoriastr. 30, Fernsprecher Lützow 5549. Telegrammadresse: Vaterlandpartei.

Es wird gebeten, die Beitrittserklärungen an die oben unter 2 und 3 bezeichneten Stellen schriftlich zu bewirken.

Bei dem gewaltigen Widerhall, den die Bewegung in ganz Deutschland gefunden hat, kann die Hauptgeschäftsstelle in Berlin die in **riesiger Zahl** bisher eingegangenen Postsendungen nur allmählich aufarbeiten. Es wird daher um Geduld gebeten, wenn die zahlreichen Anfragen, Anregungen und Anmeldungen nicht gleich erledigt werden.

Mindestbeitrag 1 Mark

Digitized by Google

Zwei neue, hervorragende Erscheinungen von hohem literarischem Wert

Ich warte ...

Ein Straßburger Roman von

Niklaus Bruck

Geheftet M 4.–, geb. M 5.50

Das Thema „Elsaß-Lothringen" beschäftigt die deutschen Gemüter wieder besonders lebhaft. Da wird dieser Roman schon rein stofflich auf lebhaftes Interesse rechnen dürfen. „Ich warte ..." ist nicht etwa ein Tendenzroman, sondern ein durch und durch lebendiges, farbiges Bild von Straßburger und Elsässer Zuständen und Stimmungen – kurz

ein Elsässer Roman voll köstlicher Frische und tiefen Sinnes.

Ehrliche, nach keiner Seite blinde Liebe zum Reichsland wie zum großen deutschen Vaterland, innigste Vertrautheit mit der Lebensführung und -auffassung, dem Stammesempfinden und den politischen Anschauungen der Elsässer, ein köstlicher, trockener Humor, großes, im besten Sinne volkstümliches Geschick im Erfinden der Handlung und in der Schilderung der Menschen – das ist das Geheimnis, wodurch Niklaus Bruck sich die Leser und seine Elsässer Landsleute zu Freunden macht.

Der Schatten der Gorgo

Ein Zeitroman von

Fr. W. von Oestéren

Geheftet M 4.50, gebunden M 6.–

Ein Roman aus dem Kriege, aber kein Kriegsroman, fernab von kriegerischen Ereignissen und Kampfhandlungen auf neutralem Boden spielend und dennoch ein Spiegelbild des Völkerringens, ein umfassendes Gemälde der seelischen und geistigen Verfassung der Zeit – das ist Oestérens neues, großes Werk. Eine bunte und interessante Gesellschaft ist es, die sich da in den ersten Monaten 1916 in einem der vornehmsten Hotels des Engadin trifft. Die erschütternden Erlebnisse einer vornehmen Deutschen, die Herzenskämpfe einer italienischen Marchesina, der rührendsten Mädchengestalt, die Oestéren bisher schuf, die Leidenschaftsschicksale einer französischen Hauptmannsfrau – das alles ist in packender Weise zu ergreifender Wirklichkeit gestaltet. Oestérens „Schatten der Gorgo" ist

ein internationaler Roman im besten Sinn des Wortes,

wie wir ihn überhaupt noch nicht besitzen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

U-Boot und Großkampfschiff

Von L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Auf militärischem Gebiet dürfte kaum eine Frage in höherem Grade Interesse begegnen als die nach dem Wert der U-Bootwaffe. Wird das U-Boot oder wird sein Antipode, das Großkampfschiff, als Sieger aus diesem Kriege hervorgehen?

Zurzeit, da der Kampf auf dem Lande wie auf den Meeren noch tobt, ist eine objektive Aussprache über militärische Machtmittel und ihre Verwendung erschwert. Gar leicht weicht unter dem scheinbar überzeugenden Druck momentaner Begebnisse die ruhig und sachlich abwägende Kritik einer Impulsivität, und eine Formel wird festgelegt, die aufrechtzuerhalten beim weiteren Verlauf der Ereignisse auf den Kampfplätzen nutzlos, wenn nicht widersinnig dünken muß.

In der nachfolgenden Besprechung sollen die Gesichtspunkte beider Parteien, der Großkampfschiff- und der U-Bootanhänger, sine ira et studio dargelegt werden.

Der Streit zwischen den Großkampfschiff- und den U-Bootverteidigern ist alt. Vor mehr als zwei Jahrzehnten tobte er bereits, vornehmlich in Frankreich. Unter der Leitung des Admirals Aube traten die Anhänger der „jeune école" für die These ein, Frankreich müsse, da es nie mit Großbritannien hinsichtlich der Großkampfschiffe sich würde messen können, in einem Kriege mit Kreuzern, Torpedo- und Unterseebooten den feindlichen Handel zu schädigen versuchen. Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzten die energischen Bestrebungen zur Herstellung eines brauchbaren Unterseebootstyps ein. Lang und dornenvoll war der Weg, den die Unterseebootsenthusiasten zurückzulegen hatten. Mißgeschick stand auf der Tagesordnung. Fortlaufend gab es Rückschläge durch Fehlkonstruktionen, Havarien usw. Viel Gut und Blut wurde geopfert. Die französische Kriegsmarine zollte dem Ausbau der U-Bootwaffe im Frieden bereits hohen Tribut. Manchem Hohn und Spott waren die Vertreter der jeune école und im besonderen die U-Bootjünger ausgesetzt. Aber sie ließen sich nicht irre machen, verfolgten weiter ihren Leidenspfad, und endlich, am Anfang dieses Jahrhunderts, begann ihre Ernte. Das U-Boot hatte sich aus seinem Embryozustand zu einer kriegsverwendungsfähigen Waffe entwickelt. Vizeadmiral Fournier äußerte in einer 1905 verfaßten Denkschrift: „Bis jetzt galt als

Digitized by Google

einziges Mittel, um eine Flotte zu bekämpfen, ihr eine andere gegenüberzustellen, die über die gleichen Waffen und Ausrüstung verfügte. Man bediente sich auf beiden Seiten derselben strategischen und taktischen Maßnahmen. Nun aber werden durch das U-Boot alle die alten Grundsätze ins Wanken gebracht. Das U-Boot ist imstande, die stärksten Schlachtschiffe zu vernichten. Auf diese Weise kann eine Macht, die genügend U-Boote besitzt, auch ohne Schlachtschiffe jeden Angriff auf ihre Küsten abschlagen. Wir brauchen keine Schlachtschiffe mehr, wohl aber viele und gute U-Boote. Sind sie erst unser glücklicher Besitz, dann haben wir nicht mehr nötig, vor Großbritanniens überstarker Seerüstung in Sorge zu sein."

Anders wie in Frankreich vollzog sich in England der Werdegang der U-Bootwaffe. Hier herrschte von jeher eine instinktive Abneigung gegen jedes neuartige Kriegsinstrument, das das Grundprinzip britischer Herrschaft auf den Meeren, das sich auf zahlreiche schwer armierte Schlachtschiffe aufbaut, zu erschüttern vermag. Stets galten den Briten Linienschiffe und Fregatten als der eigentliche, unbezwingbare Kern ihrer Seemacht. Als der Amerikaner Fulton vor etwa hundert Jahren der britischen Admiralität sein Unterseebootsprojekt angeboten hatte, fiel der bekannte Ausspruch des Siegers von St. Vincent, des Admirals Lord Jervis: „Pitt war der größte Narr, als er eine Kriegswaffe begünstigen wollte, die die Beherrscher der See nicht wünschen und die, wenn sie Erfolg hat, möglicherweise diesen die Herrschaft rauben kann." Ähnlich war es in neuerer Zeit der Fall, als der U-Bootwaffe in Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Auf jede Weise wurde der Versuch gemacht, das U-Boot in Mißkredit zu bringen. Vergeblich, sein Siegeslauf ließ sich nicht mehr hemmen. So tat die britische Admiralität endlich den Schritt, vor dem sie sich lange Zeit gesträubt hatte. Anfangs dieses Jahrhunderts wurden die ersten U-Boote, zu denen das nordamerikanische „Holland"-Unterseeboot das Modell bildete, auf englischen Werften vom Stapel gelassen. In der Folge förderte man dann den Ausbau der U-Bootflottillen mit Energie. Zahlreiche U-Boote wurden erbaut. Trotzdem wollte keine rechte Begeisterung in England für die U-Bootwaffe aufkommen, und noch dicht vor Ausbruch des Krieges mußten die Befürworter der U-Bootwaffe ihre Stimmen erheben, um vor der Unterschätzung des modernen Kriegsinstrumentes zu warnen. So schrieb der Admiral Scott in den „Times" am 5. Juni 1914: „Das U-Boot hat meiner Ansicht nach den Nutzen der Überwasserschiffe zunichte gemacht. Die U-Boote und die Flugzeuge haben den Seekrieg von Grund auf geändert. Keine Flotte vermag sich dem Auge des Flugzeugs zu entziehen, und das U-Boot kann selbst am hellen Tage einen tödlichen Angriff machen."

Digitized by Google

Und in einem anderen Aufsatz in den „Times" liest man über den Handelskrieg folgende interessante Sätze: „Sei es Tag oder Nacht, gutes oder schlechtes Wetter, die U-Boote müssen ausfahren und nach Beute suchen. Finden sie sie, so ist sie verurteilt. Kein Pardon wird gegeben. Die U-Bootleute können nicht an Bord des feindlichen Schiffs gehen und es wie in alten Zeiten als Prise nehmen. Sie warten nur, bis die Beute sinkt, wenn der Torpedo sein Ziel erreichte. Dann kehren sie heim, ohne auch nur die Zahl der menschlichen Wesen zu kennen, die sie auf den Grund der See sandten."

Wie sich der Ausbau der U-Bootwaffe in Deutschland vor dem Kriege gestaltete, ist bekannt. Erst im Jahre 1907 wurde das erste und 1908 das zweite U-Boot dienstbereit. Auch bei uns hatten die Befürworter des U-Bootbaus mit starken Vorurteilen zu kämpfen. Die öffentliche Meinung wurde fast völlig durch die Anhänger des Großkampfschiffs beeinflußt und beherrscht. Nur ein Beispiel, wie über die U-Bootwaffe gedacht wurde, sei erwähnt. Die „Alldeutschen Blätter" schrieben im Jahre 1901: „Gesetztenfalls aber, man würde in die Lage kommen, durch Gott weiß welche, heute noch ganz undefinierbare neue Erfindungen ein brauchbares Unterseeboot zu konstruieren, dann würde man immer noch vor der Frage stehen, was man mit dem Ding in der Finsternis tief unter Wasser machen sollte? Jeder gewiegte, besonnene Seemann oder Seeoffizier, der sich diese Frage stellt, wird stets zu dem Schluß kommen: „Ich kann mit dem Ding unter Wasser nichts anfangen." ... Betrachten wir mal die Leute, welche sich mit dem Bau von Unterseebooten beschäftigt haben: es sind alles Dilettanten, Autodidakten, geradezu Schuster und Schneider. Nie wird sich ein tüchtiger Ingenieur, der die Naturgesetze kennt, mit solchen Dummheiten beschäftigen. Da nun aber eine gewisse Art von Menschen nie alle wird, so wird der Spuk des Unterseebootes auch noch auf ewige Zeiten schwache Gemüter beunruhigen." Ein Kommentar erübrigt sich! Die verflossenen drei Jahre haben die Voraussagen der U-Bootfreunde nach jeder Richtung hin bestätigt.

Die Anhänger des Großkampfschiffs können sich trotz der entgegenstehenden Lehren, die aus den Ergebnissen des Kriegs gezogen werden müssen, schwer entschließen, von ihrem bisher eingenommenen Standpunkt zu weichen. Ihre Verteidigung, bald mehr, bald weniger temperamentvoll vorgebracht, gipfelt zumeist in den Sätzen, wie sie vor kurzem in einem großen Wiener Blatt zu lesen waren: „Die Existenzberechtigung des Großkampfschiffs ist nicht im mindesten erschüttert. Siegreich zur See ist nur der, der die Meere beherrscht. Die Ententemächte tun dies, wenngleich auch ihre Bewegungsfreiheit ein wenig durch die U-Bootstätigkeit ein-

Digitized by Google

geschränkt ist. Das U-Boot hat keine strategischen Maßnahmen der Entente verhindern können." — Hierauf antworten die Anhänger der U-Bootwaffe: „Die Beschränkung der Bewegungsfreiheit der Ententeflotten durch die U-Boote ist unbestreitbar recht erheblich. Verschiedene Maßnahmen strategischer Art wurden gehemmt. Die feindlichen Flotten halten sich aus Sorge vor den U-Booten zumeist in den schützenden Häfen, die Saloniki-Expedition wurde und wird andauernd stark beeinträchtigt durch die Versenkungen von Truppen- und Kriegsmaterialtransportdampfern. Der Angriff auf die Dardanellen im Frühjahr 1915 wurde infolge des Auftretens deutscher U-Boote aufgegeben. In die Sicht der deutschen wie der österreichisch-ungarischen Küsten wagte sich nur ganz vereinzelt ein feindliches Kriegsschiff aus Sorge, es könne torpediert werden. Unbestreitbare Tatsache bleibt, daß kein Dreadnought, Linienschiff, Panzerkreuzer, geschützter Kreuzer, Torpedoboot usw. sicher ist vor der Vernichtung durch ein U-Boot. Vertreter aller Schiffsgattungen erlagen den U-Boottorpedos."

Weniger fanatische Großkampfschiffsverteidiger gestehen wohl den Wert des U-Boots ein, aber sie meinen, ohne Rückhalt an den Großkampfschiffen könnten die U-Boote nichts ausrichten. Die Vertreter der U-Bootwaffe ziehen jedoch die Erfahrungen des Kriegs heran, die für das Gegenteil Zeugnis ablegen. Deutsche U-Boote wirkten erfolgreich im Nördlichen Eismeer, im Atlantischen Ozean und im Mittelländischen Meer, also fern den heimischen Basen und fern der Unterstützung durch die Großkampfschiffe. Vor den Dardanellen versenkten U-Boote englische Linienschiffe u. a. m. und bewirkten, daß der Feind von seinem Eroberungszug nach Konstantinopel Abstand nahm. Keine türkischen Großkampfschiffe standen hilfreich zur Seite. (Die Türkei verfügt nur über einen Schlachtkreuzer „Sultan Javus Selim", unsere „Göben".) Die U-Bootanhänger behaupten, Stützpunkte genügen, Stützpunkte, die durch Küstengeschütze und Minen verteidigt werden, Großkampfschiffe sind nicht vonnöten.

Die unbedingten U-Bootanhänger treten also für den Bau von U-Booten ein und verneinen die Existenzberechtigung des Großkampfschiffs. Der ernste Fachmann wird Bedenken äußern, ob sich die Wünsche der unbedingten U-Bootanhänger erfüllen werden. Für den weiteren Bau von Großkampfschiffen sprechen mancherlei Ursachen, auf die näher einzugehen in jetziger Zeit nicht angängig ist. Voraussichtlich werden alle die, welche die Ausmerzung des Großkampfschiffs, sei es vom fachmännischen Standpunkt, sei es von finanziellen Gesichtspunkten aus, herbeisehnen, eine Enttäuschung erleben. Der Baupreis eines modernen Dreadnought beträgt, nebenbei bemerkt, heute 90 Millionen Mark. Es gibt der Interessenten auf der Welt genug, die dafür sorgen, daß nicht die billigen, sondern die teuren Waffen

Digitized by Google

geschaffen werden! Solange nicht die in der Antwort unserer Regierung auf die Papstnote in Aussicht genommene Beschränkung der Rüstungen Tatsache wird, wird man gut tun, sich an den Ausspruch von Nietzsches Zarathustra zu erinnern: „Der Herr der Heerscharen ist nicht der Gott der Goldbarren. Der Fürst denkt und der Krämer lenkt."

Organische Wirtschaft und Weltwirtschaft

Von Emil Zimmermann

Herrn Georg Gothein, M. d. R., dem mein Aufsatz „Am Scheidewege" im Märzheft vom 11. September nicht gefallen hat, darf ich zugeben, daß man wohl auch Herrn von Caprivi als den Vater der Weltwirtschaftspolitik ansehen kann. Ihre ausgesprochensten Vertreter aber waren Fürst Bülow und Herr von Tirpitz, und ihr eifrigster Verfechter in der Öffentlichkeit ist neuerdings Graf Reventlow. Diese Männer fordern ganz folgerichtig Belgien und die flandrische Küste. Nachdem alle Welt die deutsche Weltwirtschaftspolitik abgelehnt hat, wollen jene Männer sie mit Gewalt durchsetzen. „Weltwirtschaftsfrage ist Machtfrage" sagt Graf Reventlow (siehe meinen Aufsatz „Am Scheidewege").

Mit allen diesen Männern stimme ich zum Teil, stimmt zum Teil aber auch Gothein überein. Er glaubt, wie die Bülow, Tirpitz, Reventlow, daß Deutschland Weltwirtschaft haben müsse, meint aber im Gegensatz zu ihnen, sie werde wieder ganz von selber kommen, wenn erst Friede ist.

> „Und ist mit seinem (des Krieges) Ende der Blutrausch verflogen, so ist in allen Völkern der Boden bereitet für den Gedanken der internationalen Verständigung, der freien volkswirtschaftlichen Betätigung aller Völker," sagt Gothein.

Stimmt das? Wo war denn der Blutrausch, als schon um 1902 in England gepredigt wurde: Jeder Engländer ist morgen reicher, wenn heute Deutschland vernichtet wird? Dachten wohl die Engländer damals daran, und in allen den Jahren später, daß Deutschland ihr bester Kunde war? Hat nicht Fürst Bülow ihnen das wieder und wieder gepredigt? Und mit welchem Erfolge?*) Wer wie ich auf weiter Fahrt Menschen und Länder gesehen hat und mit

*) In seiner Rede in der Albert Hall zu London am 22. Oktober sagte Lloyd George: „Deutschland lachte, als es erfuhr, daß China, Brasilien und Peru den Krieg gegen Deutschland erklärten. Das Lachen ist hohl geworden ... Und sogar wenn die deutsche Militärmaschine die Oberhand behalten würde, was sicher nicht der Fall sein wird, kann jenes Bündnis freier Völker die Preußen niederzwingen, indem diese Völker ihre Produkte zurückhalten."

Digitized by Google

Tausenden von Engländern zusammengekommen ist, der weiß, daß der Krieg unabwendbar kommen mußte, eben wegen der Weltwirtschaftspolitik. Diese Politik war nichts anderes als eine Kolonialpolitik, aber auf fremden Böden, die anderen die Ehre der Flagge und die Kosten der Erschließung und Verwaltung lassen, selber aber das Fett abschöpfen wollte.

Gothein meint, unser Dumping export in gewissen Waren — wie z. B. Porzellanwaren mit alten Mustern — hätte im Auslande Erbitterung erregt. Vielleicht bei Fabrikanten draußen; aber das war nicht das Entscheidende. Wichtiger war und die Stimmung verderbender, daß wir in Gebieten, die andere erschlossen hatten, ganze Geschäftszweige monopolisierten, wie das Palmkerngeschäft in Westafrika, das Reis- und Häutegeschäft in Indien, manche Exportzweige in China.

Heute handelt es sich gar nicht mehr um reinen Warenaustausch. Gothein führt selber sehr richtig an, daß die Nordamerikaner und Engländer sich in Südamerika eingefressen haben, Bahnen finanziert, den Quebrachohandel, die Vieh- und Häuteverwertung monopolisiert haben. Die großen Wirtschaftsmächte suchen die kleinen ganz zu durchdringen, sie zwar hochzubringen, aber den Rahm für sich abzuschöpfen. Das ist Weltwirschaftspolitik. Diese Politik drückt sich bei den Engländern in der Hauptsache als Kolonialpolitik aus, weil sie ihre riesigen Kolonialgebiete haben. Nordamerika hat seine eigenen Riesengebiete, greift zwar auch nach Süd- und Mittelamerika hinüber und tritt dort den englischen Interessen entgegen; aber die Vereinigten Staaten sind erstens den Engländern nie in ihren eigenen Kolonien unbequem geworden, zum zweiten bieten sie ihnen ihr eigenes großes Gebiet an, soweit die Engländer nicht in Kanada engagiert sind. Wir dagegen saßen den Engländern überall auf dem Nacken, in Westafrika, Südafrika, Indien, Australien, und als Gegenleistung hatten wir ihnen offene Tür in den wenigen und unerschlossenen deutschen Kolonien zu bieten, für die wir grundsätzlich nichts taten, während für China, Venezuela, Mittelamerika, Südamerika, Südafrika bei uns immer große Kapitalien da waren, die wir jetzt in den Mond schreiben können. Der einzige Mann, der in England für deutsche Interessen eintrat, war John Holt, der bekannte Großkaufmann, der in Kamerun bedeutende Niederlassungen hatte. Hätten wir in einem Riesenkolonialreich Eisenbahnen gebaut, Häfen, große Anlagen aller Art zur schnellen Entwicklung des Landes, und hätten die Engländer an allem teilnehmen dürfen, dann hätten sie es vielleicht ertragen, daß wir auch in ihren Kolonien saßen, und der Weltkrieg wäre vielleicht nicht gekommen. Aber wenn England sehen mußte, daß anspruchslose Deutsche, die zehn Stunden arbeiteten, wo der englische Kaufmann an fünf genug hatte, seine jungen Leute in englischen Kolonien aus dem Geschäft drängten,

Digitized by Google

dann mußte das eines Tages zum Zusammenstoß führen. Und wir wollten noch mehr als das, wir wollten England einen großen Teil des Weltfrachtgeschäftes, des internationalen Kommissionsgeschäftes fortnehmen.

Auf dieser Bahn gab und gibt es kein Verstehen, wie Gothein glaubt; es gibt da nur — und da haben die Bülow, Tirpitz, Reventlow recht — Sieg oder Unterliegen. Denn der Krieg wird von England geführt, die geschilderten Zustände auszurotten. Und von seinem Standpunkt hat es völlig recht. Was Deutschland verlangt, können auch die Vereinigten Staaten, Japan und andere aufsteigende Mächte fordern, und das kann England nicht zulassen. Es hat seinen Kolonialbesitz nicht erworben, um dort „freie Bahn dem Tüchtigen" zu geben, sondern um seiner Jugend Gelegenheit zu bieten, sich draußen zu bereichern. England wird nur dann wieder offene Tür in seinen Kolonien zugestehen, wenn es dazu gezwungen wird. Und auch das würde nichts nützen; es gibt nachher tausend Mittel und Wege, sich diesem Zwange zu entziehen. Deshalb stimme ich nicht mit den Forderungen der Bülow, Tirpitz und Reventlow nach einer Gewaltpolitik überein, deshalb rufe ich: Los von den Angelsachsen.

Das heißt nicht, daß wir künftig keinen Handel mit ihnen treiben sollen, wie Herr Gothein anzunehmen scheint, das bedeutet Schaffung einer großen organisch aufgebauten Wirtschaft mit Einschluß eines großen Tropengebietes in Afrika. Auf dieses Gebiet sollen wir uns mit aller Kraft verlegen, und wir sollen unseren in die Welt drängenden Kaufleuten in deutschen Gebieten eine Zukunft eröffnen. In diesen Tagen hat Herr Gothein im Reichstage eine Milliardensumme für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte bewilligt. Und da glaubt er, daß kein Geld für die Entwicklung eines großen afrikanischen Reiches vorhanden sein werde?

Daß ich seit Jahren gerade Mittelafrika zu meinem Spezialstudium gemacht und diesen großen Teil des Kontinents durch eine ganze Anzahl Reisen tief in sein Innerstes persönlich kenne, dürfte Herr Gothein wissen. Über Mittelafrika kann ich also wohl besser urteilen wie er und mancher andere. Das Gebiet, wie es mir vorschwebt, hat 30—35 Millionen Einwohner und Arbeitskräfte genug, seine gewaltigen natürlichen Reichtümer auszubeuten. Diese Reichtümer sind seine Ölpalmen- und Holzbestände. Die Ölpalme ist die wichtigste Ölpflanze und die ergiebigste; sie kommt in Mittelafrika in Riesenbeständen wild vor. Als Nichtkenner von Kolonialfragen nur kann Herr Gothein den von deutschen Südseeinteressenten in den Vordergrund geschobenen deutschen Südseebesitz gegen mich ausspielen. Ein gewisser Bernhard Dernburg hat sehr richtig gesagt, Menschen seien das größte Kapital in den Kolonien. Mittelafrika hat 30—35, die Südseebesitzungen haben noch nicht 1 (eine) Million Einwohner. Die Kokospalmen-

Digitized by Google

pflanzungen dort sind rentabel, weil Kokosöl zu 900—950 Mark die Tonne in die Margarinefabrikation ging. Seit wenigen Jahren erst wird Palmöl maschinenmäßig gewonnen, und vor dem Krieg war es gelungen, ein fettsäurearmes Speisepalmöl zu produzieren, das Kokosöl völlig verdrängen kann, weil es möglich ist, Palmöl zu 600 Mark die Tonne anzubieten. Wird gutes Speisepalmöl zu diesem Preise geliefert, dann sind alle Kokospflanzungen kaputt. Mit 200 Mark Ausgabe reinigt man 1 Hektar wilden Ölpalmenbestand, mit 200 Millionen Mark eine Million Hektar und macht sie zu Pflanzungen, die Milliardenwert haben. Baut man in dieses Gebiet 500 Fabriken für je $^1/_2$ Million Mark, dann können 1 Million Hektar 1 Million Tonnen Palmöl für 600 Millionen Mark und 1 Million Tonnen Palmkerne für 400 Millionen Mark jährlich liefern. Für solche Riesengeschäfte sollen sich keine Kapitalien finden? Allerdings gehören zur Durchführung dieses großen Werkes mindestens 300000 Arbeiter. Aber sie sollten nicht unter 30 Millionen Menschen zu haben sein, wenn die Fabriken regelmäßig Fleisch bieten, ärztliche Verpflegung, guten Lohn, anständige Unterkunft? Die große englische Firma Lever Brothers, die 1912 im inneren Kongogebiet über 100000 Hektar Ölpalmenkonzessionen erhielt, hatte in ganz kurzer Zeit über 10000 Arbeiter zur Verfügung.

Zum Ölpalmenreichtum kommen die riesigen Nutzholzbestände Mittelafrikas. Die Holzfirma J. F. Müller & Sohn in Hamburg preist geradezu ihre gewaltige kapitalbildende Kraft.

Natürlich gehört zu einer solch großen Kolonialpolitik, daß das Kapital auch entschlossen zupackt, wie das die Engländer tun. Aber in Deutschland wird von Sümpfen, von Schlafkrankheit und Frambösie geredet, und erst wenn andere trotz dieser angeblichen Seuchen neue Gebiete erschlossen haben, geht das deutsche Kapital ihnen nach. Und da wundert man sich über englische Feindschaft?

Ich bin kein Feind der Engländer, dazu denke ich nicht klein genug, aber ich bin auch nicht ihr Freund. Im Verhältnis zu England muß nüchternste Überlegung maßgebend sein. Wir brauchen uns künftig von den Angelsachsen nicht abschließen; das wäre auch Unsinn. Aber wir müssen los von ihnen, ihnen zeigen, daß wir sie nicht brauchen. Deutschland soll aus eigener Kraft empor durch Schaffung einer neuen organischen Wirtschaft. Große Interessengebiete, die den Zank um den Absatz aufheben und damit die in der Weltwirtschaft immer drohenden Weltkriegsgefahren, das ist die Losung. Sie schließt keineswegs einen Verkehr zwischen den Interessengebieten aus und verhindert nur dies, daß überall in der Welt deutsche, amerikanische, englische und japanische Wirtschaftsinteressen künftig immer wieder zusammenstoßen.

Digitized by Google

Troll

Von Reinhard Weer

Spät abends wurde ein Leutnant mit Beinschuß ins Feldlazarett eingeliefert.

„Notieren Sie," sagte der Stabsarzt zum Sanitätsfeldwebel, der im Gummischurz neben ihm stand, „Oberschenkel links, Flintenkugel, drei Uhr nachmittags, glatter Durchschuß, Knochen wahrscheinlich heil, starker Blutverlust, Tetanus-Antitoxin. Dem Wärter Aufmerksamkeit einschärfen ..."

Das Lazarett lag zu nahe an der Front, als daß es ein gutes Unterkommen hätte bieten können. Die Stube war kahl und unreinlich, zwei Betten standen darin und ein aus einer alten Kiste zusammengenagelter Tisch, Stühle fehlten. Nun, die würde er vorerst doch nicht gebrauchen. Einen Augenblick dachte er: wie schön könnte ich's haben, wenn ich mich, wie die Ärzte vorschlugen, mit dem Lazarettzug nach Deutschland bringen ließe: ein gutes Krankenzimmer, Schwestern zur Pflege, bessere Kost. Aber dann gedachte er einer Frau, einer einsamen, dem gefallenen Vater nachtrauernden, und sein Wille festigte sich: ich bleibe hier, im Feldlazarett meines Standorts, dann erhält sie jeden Tag ihren Kartenbrief wie immer und ahnt nicht, was vorgefallen. Denn die Nachricht von dieser Verwundung würde sie zu sehr ängstigen, hatte doch auch beim toten Vater die Diagnose zuerst nur auf einen leichten Fall gelautet. Er kam sich ein wenig wie ein tapferer Märtyrer vor bei seinem Entschluß, und das erleichterte ihm wieder den freiwilligen Verzicht auf Deutschland, auf das gute, behagliche Lazarett, auf die Schwestern und die bessere Kost.

Freilich, das ahnte er, würden ihm in dieser Umgebung kleine Rückfälle aus seinem tapferen Märtyrertum in Verzagtheit und Heimweh nicht erspart bleiben ...

Am Morgen stellte sich, ihn ziemlich unsanft aufschreckend, ein kleiner blonder Mann an seinem Bette ein, der ausgezeichnet als Rüpel in den „Sommernachtstraum" gepaßt hätte. Sein rundliches Äußere war derart, daß jeder, der ihn zum ersten Male sah, ein wenig lachen mußte. Es ergab sich, daß dies der Krankenwärter war. Also mein Schwesternersatz, dachte er wehmütig (denn Schwestern gab es in diesem frontnahen Feldlazarett überhaupt nicht). „Ich komme mit 'em Frühstück," sagte der kleine Mann und rückte an seiner schiefen Infanteriemütze, „ich bin nämlich für Herrn Leutnant zuständ'ch." Von dem Frühstück war vorläufig nur ein großer

Digitized by Google

Aluminiumbecher zu sehen, der eine mißfarbene trübe Flüssigkeit enthielt; alsbald aber förderte der Kleine („Troll" mußte ihn der Patient in Gedanken nennen) aus den Taschen seiner schmutzigen Hose weiteres zutage: ein Butterbrot, uneingewickelt, ein Ei und ein Fieberthermometer. Ein Löffel fehlte, doch das war dem nach schlechter Nacht zu müder Resignation Erwachten ziemlich einerlei, er begann das Ei aus der Schale zu essen. „Aber Salz könnten Sie mir noch bringen, wie?" — „Wes Gnebbchen, das hab ich dodal vergessen!" Er verschwand, riß beim eiligen Öffnen die Türklinke herunter. Als er wiederkam, hatte er eine brennende Zigarette im Mund und als Vorrat eine hinter jedem Ohr, in der linken hohlen Handfläche, die er dem Patienten freundlich einladend unter die Nase hielt, ein wenig Salz, in der Rechten aber ein Glasgefäß, halb Kolben, halb Flasche, bestimmt, im Krankenzimmer für gewisse Menschlichkeiten bereitzustehen. Den Appetit am Frühstück vermochte diese Art des Servierens nicht zu steigern, zudem war das Ei inzwischen kalt geworden. Aber man konnte dem kleinen Troll nicht ernstlich böse sein, seiner guten wasserblauen Kinderaugen wegen, die immer bereit waren, mit Unschuldsblicken für ihren Herrn einzutreten.

Für das geschiente Bein zeigte er lebhaftes Interesse und viel Sachverständnis. Seine Bemerkungen darüber waren in keiner Weise von weichherzigen, unsoldatischen Schonungsrücksichten beeinflußt. „Es hat schon Gombligationen gegäben, wo solche Sachen den Tod nach sich zogen. Jawoll." Das Fiebermessen überließ er der Selbstfürsorge des Patienten, zum Pulszählen setzte er sich in seinen schmutzigen Hosen ungeniert aufs Bett. „Herr Leutnant, ich möchte um den Buls gebäden haben." Er hörte sich nicht ungern reden.

Vormittags wurde reingemacht, das heißt tüchtig Staub aufgewirbelt. Später, als der Arztebesuch vorüber war, erschien Troll, um nach etwaigen Wünschen zu fragen: „Ich mechde mich bloß ergundigen; es genndе doch sein, daß irgendwas fehlt." Auf dem Bett lag ein rosafarbenes Reklambändchen, Faust, II. Teil. Troll nahm es ohne viel Frageumstände in die roten Tatzen, versicherte sein Interesse für „Deadersticker" und deklamierte pathetisch von der gerade aufgeschlagenen Seite:

„Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munder hafenein.
Ein großer Gahn ist im Begriffe,
Auf dem Ganale hier zu sein."

Das schien ihm jedoch wenig zuzusagen. Er stellte ein paar Fragen, die zur Prosa des Lebens überleiteten. „Zum dritten Male ist der Herr Leutnant verwundet? Au Backe — da däd ich aber doch nicht mähr middun." Er verschwand, über die beschädigte Tür schimpfend.

Digitized by Google

Spät am Nachmittag brachte er eine Kartoffelschalensuppe (was es nicht alles gibt!), Kommißbrot und Tee (oder das, was man unter den erschwerenden Umständen Krieg und Feldlazarett als Tee zu bezeichnen pflegt), und sein Daumen ragte freundlich über den Rand des Bechers in die Flüssigkeit hinein. Von draußen, wo ein paar Verwundete auf ihren Betten in der Sonne lagen, kam alle paar Minuten ein quälender Ruf, der aber nicht Troll, sondern einem seiner Kollegen galt: „Wärtä—ä—är!" — „Hilft dem Ärmsten denn niemand?" fragte der Offizier. „Ach, Herr Leutnant, där macht meim Gamerad das Läben schwär! Er hat en Schuß in Goppe, mitten durch, und kann sich nicht rühren. Und dann is er ganz aufgelägen. Jetzt ist er im Garten, und dann ruft er allemal nach seim Wärter, daß der ihm die große Zeh anders lägt oder den gleenen Finger. En ganz unzufriedener Gumban!"

Für die Nacht sollte der Verwundete eine Morphiumspritze erhalten, und Troll hatte Weisung, für neun Uhr den diensttuenden Assistenzarzt zu bestellen. Vergebliches Warten von neun bis elf, dann Einschlummern des Patienten. Aber schon um halb zwölf wurde er wieder geweckt: der Erwartete erschien mit Troll, der die rechtzeitige Bestellung vergessen hatte, sich aber sehr zufrieden und stolz zeigte, daß es ihm noch eingefallen war. „Ich bin nicht zur Ruh gegomm', ich hab gewußt, daß noch irgend etwas fählt," meinte er, und später: „So, nu ist doch wänigstens der ärztlichen Vorschrift Genüge geschähn."

Das war am zweiten Abend im Feldlazarett, am dritten aber ereignete sich dies: Spät kam noch unerwarteter Besuch ins Krankenzimmer, man hörte draußen ein Auto vorfahren, dann Schritte auf dem Gang. Der Offizier mit dem Beinschuß hatte drei Stunden lang auf Troll gewartet — eine Schelle gab es nicht und Rufen hatte nichts genützt. Er war gerade mit der schwierigen Erledigung sehr persönlicher Dinge, die Gesunden und Verwundeten nicht erspart bleiben, fertig geworden, als die Tür sich auftat: der Divisionskommandeur! Der erschien mit zwei begleitenden Herren, um eine Dekoration zu überbringen. Niemand, der die Besucher angemeldet hätte, sie traten ganz unvermittelt herein. Wie es unter den angedeuteten Umständen um das Zimmer in diesem Augenblick bestellt war und wie die Begrüßung der Herren ausfiel — male sich's aus, wer Lust dazu verspürt! Der Leutnant bot schnell starke türkische Zigaretten an und blieb in peinlicher Verlegenheit, bis der Besuch gegangen war. In diesen Minuten aber verfluchte er Troll viele Male und inbrünstig, trotz den guten wasserblauen Kinderaugen!

Digitized by Google

Spiegelung

Von Max Barthel

Der Berge dunkelblaue Höhenzüge
sind ruhig in das Abendrot gestreckt.
Still gehn der Wolken Adlerflüge,
die Schwingen in den Glanz gereckt.
Der Krieg mit Haß und Hohn und Lüge
liegt irgendwo im Grund versteckt.
Der kühle Wind streicht leicht mein Haar.
Die Dinge liegen hell und klar.

In dieser Stunde goldenem Geschmeide
schmück ich mir die verstürmte Brust ...
Doch alles, was ich duldend leide,
wird mir mit einemmal bewußt
und funkelt wie des Dolches Schneide
in meine Träumerei: Du mußt!
Der Brudermord ist dein Gewerbe,
du fremder Schuld verfluchter Erbe.

Der Schmerz legt seinen grauen Schleier
mit müder Hand um Berg und Tal,
und in die stille Abendfeier
springt jäh der Herzblutquell der Qual.
Granaten, die verfluchten Schreier,
umorgeln mich mit einemmal.
Es tobt der Ansturm der Gewalt.
Das Licht erlöscht. Die Luft wird kalt.

O du zerfetzte Friedensstunde,
wie tost dein Aufschrei hart und schrill!
Mein Herz ist eine wehe Wunde
und blutet schwer und tief und still.
Der Zeitgeist ist mit mir im Bunde!
Denn hört, mein Mund spricht fest: Ich will!
Ich will trotz allem mit Vertrauen
am Bruderland der Menschheit bauen.

Digitized by Google

Der bayerische Staat als Lohndrücker

Lohndruck ist unmoralisch. Die bayerische Regierung schämt sich dessen nicht. Es handelt sich um einen neuen Zug in der Tragik des Lehrerstandes. Die Sache ist kurz erzählt: 95 Millionen bewilligt der bayerische Staat als Kriegszulagen für seine Beamten aller Grade. Die Beamten der Klasse 15 der bayerischen Beamtenordnung erhalten z. B. eine einmalige Zulage von 120 Mark, eine laufende von 450 Mark. Da die Lehrer in den Städten diesen Beamtengruppen im allgemeinen gleichgeordnet sind, so hielten es die Städte, die ihre Lehrer aus eigenen Mitteln besolden, für ihre selbstverständliche moralische Pflicht, die Lehrer im selben Maße gegen die Hydra der Kriegsteuerung zu schützen wie der Staat seine Beamten. Das aber will die bayerische Staatsregierung nicht. Sie erklärt es klipp und klar, daß sie nicht wünscht, daß der Stadtlehrer auch die ach so notwendige Kriegsteuerungsunterstützung bekommt. Noch mehr, die bayerische Regierung, die die Notlage der Festbesoldeten gegenüber der wildgewordenen Verdiengier wohl kennt, kündigt sogar an, daß später eine Herabsetzung der Bezüge der bayerischen Lehrer in Städten erfolgen werde. Der Sinn dieses Vorgehens ist in dem Bremserlaß, der die Lehrer mit dem bayerischen Kriegssegen beglücken möchte, mitgeteilt. Mitten im Kriege sucht man die Städte zu bewegen, die Besoldung ihrer Lehrer herunterzudrücken, um den Abstand zwischen Landlehrer- und Stadtlehrereinkommen zu „mildern". Mit anderen Worten: Damit die bayerische Regierung sich der Pflicht entziehen kann, die in Ausarbeitung begriffene, von ihr selbst als durchaus unzulänglich erkannte Besoldung der Landlehrer nach dem Maßstabe der absoluten Gerechtigkeit auszugestalten; damit sie der wirtschaftlichen Niederhaltung der bayerischen Landlehrerschaft den Schein der Erklärlichkeit und planhafter Gerechtigkeit umhängen kann, deshalb sollen die Städte auf Wunsch bayerischer Regierungsweisheit aufhören, ihre Lehrer nach ihrer sozialen Einsicht zu entlohnen, sie sollen sie vielmehr aus ihrer heutigen sozialen Lage um einer elenden, unsittlichen Zweckmäßigkeit willen herauswerfen. Das erste Beispiel staatlicher Lohndrückerei im Rahmen der Besoldung öffentlicher Beamter. Ein einziger Schrei der Erbitterung zitterte in diesen Tagen durch die Parlamente über die Preistreiberei der Nutznießer der Kriegskonjunktur, die sich an der Wehrlosigkeit der Nurverbraucher mästen. Und in dieser Zeit der fortschreitenden Geldentwertung vermag es eine Regierung mit ihrem Gewissen zu vereinbaren, eine einzige Staatsdienergruppe, nur weil sie mit dem Namen Lehrer behaftet ist, von einer wirksamen Hilfe gegen die wirtschaftliche Erniedrigung ausdrücklich und geflissentlich auszuschließen. Manchmal hört man, daß sich der Staat als Vertreter der Moral ausgebe und sich christlich nennt. Er kann aber auch Ausnahmen machen. Vor Wochen sang ein bayerischer Regierungsvertreter den Volksschullehrern ein bewegtes Loblied. „Treuhänder der Heimat" pries er sie. Heute höhnt man die Treuhänder durch soziale — Bestrafung, indem man sie zum Opfer einer zweiseitigen Gerechtigkeit macht. Ja, herrlich erglänzt die Sonne der neuen Zeit . . . U.

Digitized by Google

Angewandte Politik

Der bayrische Landtagsabgeordnete Dr. Pius Dirr veröffentlicht soeben ein 479 Seiten starkes, schwergewichtiges Buch über das Königreich Belgien als französische Ostmark.*) Dieses Buch erdrückt. Eine derartig große Summe von Dokumenten ist hier zusammengespeichert, Dokumente für Belgiens Untreue an seiner beschworenen Neutralität, daß man sich fragt: Wie konnten diese schlimmen, zutage liegenden Tatsachen nur Deutschlands öffentlicher Aufmerksamkeit vor dem Kriege so gänzlich entgehn?

Unmöglich, den Inhalt des Werks mit wenigen Worten nachzuberichten. Dirr schreibt ein Staatenschicksal: Wie soll man die Vielfalt aller Verhängnisse, der treibenden und bremsenden Kräfte, die Vielfalt der aus Länderkunde, Rasse, Gesellschaft, Geld und Schrifttum sich zusammensetzenden Bedingnisse, woraus Dirr Belgiens Entwicklung ableitet und aufbaut, mit einigen Sätzen wiedergeben? Wiedergegeben sei also fürs erste nicht der Gehalt an sofort verwertbarer Erkenntnis, sondern der unmittelbar im Gefühl sich erzeugende, der, wenn man will, just von aller Tendenz freie Eindruck des Buches.

Dieser formuliert sich so, daß man hier grell und unerbittlich ein wütendes Drama sich abrollen sieht. In ein Dunkles wird plötzlich Helligkeit gebracht, klärende Übersicht in ein scheinbar Verworrenes, Begründung und Entscheidung ins geheim sich Verschlingende. Der Staat Belgien liegt auf einmal entblößt. Die Personen in den Ministerialbüros, in den Zeitungsstuben, in den Geschäftskontoren, Beratungen der Diplomaten und Generalstäbler, Empfänge fremdländischer Fürsten und Theatergrößen, dies füllt die Szene, und als Hintergrund wimmelt es von der vielköpfigen Menge derer auf den Brüsseler Boulevards, der Aussteller auf den internationalen Gewerbeschauen zu Gent, der Redner und Schwärmer auf den Literaturkongressen in Lüttich — und ein jeder wirkt hier nicht und nur als Mensch, sondern immerzu als ein Träger, Führer, Schieber oder Fanatiker politischer Pläne, politischer Anschläge, politischen Ringens um die Macht. Alles in Belgien dreht und treibt um Politik, alles in diesem Buche zielt auf Politik, der Stil, die Formung, die Weltbetrachtung ist eine rein politische.

Rein politisch insofern, als die Geschichtsbehandlung nicht ein Geschichtsreferat blieb. Dirrs wissenschaftlicher Apparat arbeitet lückenlos; aus tausend Quellen sprudeln die Belege, die Hinweise. Zeitungen, Flugblätter, Bücher, Gesandschaftsberichte wurden zu Rate gezogen, die allerjüngsten Veröffentlichungen aus Paris und London mit einverwoben, aus Gesprächen, aus Mitgliedschaften der Bankaufsichtsräte, aus Verschwägerungen und Schulfreundschaften wurden Beziehungen der Personen und Schlüsse auf ihr Handeln aufgedeckt, aber nirgends um ihrer selbst willen und aus der kalten Freude an objektivem Wissen, sondern mit einer heftigen, ja leidenschaftlichen Gier, ein Lebendes in voller Tat und Wirkung zu erhalten.

Das Wesen der Politik und der politischen Persönlichkeit ist hier handgreiflicher erfahrbar, als aus noch so viel weise zusammengeschichteten Begriffsableitungen. Vielleicht ist die Sprache, welche Dirr schreibt, nicht reich an Schattierungen; aber die Ausdrucksfähigkeit, welche er den Dingen sel-

*) Belgien als französische Ostmark. Zur Vorgeschichte des Krieges. Verlag von Max Kirstein, Berlin SW.

Digitized by Google

ber gibt, die überraschende Beziehungsfülle, womit scheinbar entlegene Vorgänge untereinander zu etwas Gemeinsamem, sich Ergänzendem vereint werden, geben diesem Buch etwas ungemein Bewegliches und Spannendes. Mit verschlagenem Spürsinn behorcht und belauscht Dirr das täglich werdende, täglich schwankende, täglich rastlose Handeln des belgischen Gemeinwesens, der Einzelnen und der Massen; er erklärt die geheimen Beweggründe von Manöverreisen, von Kammerdebatten, von Pressefeldzügen, von Gesetzesannahmen, und nirgends entgeht ihm, was hinter den Programmen, den großartigen Redensarten, den edelmütigen Institutsgründungen steht, der heiße Drang nämlich nach Macht, der Sieg und das Unterliegen, die mit allen Mitteln geführte Fehde der Starken untereinander.

Es ist ein Lehrbuch. Belgien dient als Unterlage. Unsere Zeit erzwang die Niederschrift. Geht das Buch jeden Deutschen an, der wissen will (jeder muß dies wissen wollen), was in Belgien auf dem Spiele steht: nicht etwa bloß die Rettung der Flamen vom Untergang, sondern die für viele Jahrhunderte, die vielleicht für alle Zeiten entscheidende Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England — so geht dieses Buch noch besonders alle jene Deutschen an, die an der politischen Zukunft Deutschlands öffentlich mithelfen: Parlamentarier, Presseleute, Großhändler, Wirtschaftler. Und es geht darum vor allem auch die neue Generation an, welche gewillt ist, Politik nicht als Ideologie zu erleben und zu führen, sondern als ein unmittelbares und sehr verpflichtendes Einsetzen ihrer Existenz und ihrer Persönlichkeit.

F. M. Huebner

Ein Faustroman

Der Verlag S. Fischer in Berlin hat nun den Roman von Gustav Sack „Ein verbummelter Student" auf den Markt gebracht. Er ist ein Stück Literatur, das auch schon ein Stück Literaturgeschichte geworden ist; denn einunddreißigjährig fiel Gustav Sack am 5. Dezember 1916 auf dem Marsch nach Bukarest bei Finta Mare, die Kugel in der Brust. Sein Tod verhalf seinem Werk zur Auferstehung. Für die vielen ist es nicht, aber die wenigen, die wahrhaft jung waren und im Überschwang nach dem Ursinn des Daseins suchten, nach den letzten Dingen oder wie man es sonst nennen mag, die werden sein Buch lieben mit schmerzvoll eingedenker Melancholie, mit wehmütigem Lächeln, das bereut, mit peinvollem Zähneknirschen, daß es doch nicht anders ging; denn auch von den wenigen haben die meisten verzichtet und erkannt, daß sich von den großen Fragen nicht leben, nicht Brot schaffen läßt für den eigenen Mund und den von Frau und Kindern. Nein, von großen Fragen läßt sich nicht leben, sondern von kleinen Antworten und frechen Behauptungen. Und so haben sie sich beschieden. Es ist zweckmäßig, sich zu bescheiden, zweckmäßig für jeden selber und für alle miteinander, die die kleinen Antworten am Ende und mit der Zeit weiterbringen als die großen Fragen; aber schön, schön, liebe Brüder, ist es nicht!

Gustav Sack oder Erich Schmidt, der Schöpfer oder sein Geschöpf (einer steht für den anderen, einer lebt des anderen Leben) hat sich nicht beschieden. Sucher sind alle beide, Grübler, Ergründer, ewige Fragensteller nach ewigen Dingen: mit zornroten Wangen, mit geballten Fäusten schlagen sie sich durch zum Kern des

Digitized by Google

Lebenssinnes. Dieser Kampf um Transzendentes, um eine Weltanschauung ist ein Kampf auch im nichtmetaphorischen Sinne, ein Kampf mit Zähneknirschen, Muskelknacken, keuchendem Atemholen. Kraft gegen Kraft. Aber die Schleier der Maja sind ohne Zahl, neue, wenn bebende Finger die früheren in Fetzen gerissen haben, immer andere, immer neue, eine Zwiebel ohne Kern. Es ist ein fruchtloses Beginnen, ein unendliches Sichverlieren, ein grauenhaftes Greifen ins Ungreifbare für einen robusten Kerl, wie Gustav Sack einer war oder sein Erich Schmidt einer ist. „Das Denken ist ein Verbrennungsprozeß und darum muß er gelöscht werden, wie der Heilige von Padua seine Liebesglut löschte", sagt Erich Schmidt einmal; und in einem anderen Werk bekannte Gustav Sack in höchstpersönlichem Entsetzen über die auslaugende, blutsaugende Zerstörung eines solchen Intellektualismus: „Lieber verroht, als vergeistigt!"

Ich weiß nicht, wie Gustav Sack war. Aber sein Erich Schmidt ist ein Fortinbras an Figur und Feuer. Drei Mädel wirft er an einem Tag in die Mahd, ins Korn, ins Mägdebett, und am anderen Tage notiert er lapidar ins Tagebuch: „Saufen!" Ein Unband, ein Ausbund, ein Zuendegeher in jeder Form. Und an keiner gestillt, von keiner befriedigt, in keiner dauernd gefangen. Nicht in der des Hirns, nicht in der des tierisch tosenden Blutes, nicht in der des Herzens. Denn Erich Schmidt liebt, und es ist eine der wunderlichsten und wunderbarsten Lieben, die er mit dem Wald- und Wiesen- und Märchenkind Loo, dem Grafentöchterlein, liebt; ein anderes „Frühlingserwachen", ein toller Bogen blutroter Erdenlust und darüber gespannt ein glühenderer, bunterer Gedankenbogen unendlicher Gespräche, voll Phantastereien, Kosmogenien, teleologischer Fragen und zwischendurch, hineingeschossen, wiederum der blutrote Bogen, der im blutroten Tode, im Mord, endet, verlischt, verpufft wie eine rotgoldene Sternschnuppe in einer silbrig flimmernden Augustnacht.

Niemand wird je das Rätsel ganz raten, warum Erich Loo mordet. Es soll auch nicht daran geraten werden! Es soll ungedeutet stehenbleiben, unberührt, als eines jener großen Runenzeichen, von denen dieses Buch voll ist, und an denen Erich am Ende selbst zerschellt, zerstiebt; atomisiert unter den Atomen des Weltraumes. Über Nietzsche und Stirner und Schopenhauer führt die erkenntnistheoretische Kurve dieses Buches hinaus zu völligem philosophischen Nihilismus. Auf der letzten Seite stehen die Sätze: „Es ist ein Lügen, das Leben lieben, von dem ich nur seine Lüge kenne. Wozu? Wo ist der Sinn? Wo ist der Zweck? Wo ist der Grund? Kein Wissen, kein Sinn, kein Zweck, kein Grund, kein Ziel, kein Entfliehen — verflucht!"

Aber im Gedächtnis haftet am längsten, was früher einmal, lange nach Loos Tod, eine Dirne sagt: „Denk nicht daran, wir sind allesamt arme Hunde, ach, wie arme Hunde!" Und dann dies, was Loo einmal spricht: „Du, warum lachen wir eigentlich nie?" Hans Wantoch

Österreichisch-deutsche Valutafrage

An dem starken Rückgang unserer Valuta sind unsere Bundesgenossen, vor allem Österreich-Ungarn, nicht unbeteiligt. Das hängt wie folgt zusammen: Die österreichisch-ungarische Valuta ist im Ausland noch erheblich

Digitized by Google

mehr gesunken als die deutsche, sie steht, wenn man von der russischen absieht, von den Währungen aller kriegführenden Länder am ungünstigsten. Daher ist es begreiflich, daß österreichisch-ungarische Importeure im Ausland lieber mit deutschen Reichsbanknoten zahlen als mit der so sehr entwerteten Krone. Die Folge davon ist hinwiederum ein Druck auf den deutschen Wechselkurs, entsprechend dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Denn wenn, um ein Beispiel zu nennen, Wiener Händler in der Schweiz ständig Reichsbanknoten auf den Markt werfen, so muß davon die Kursbildung ungünstig beeinflußt werden. Das ist um so unvermeidlicher, als eine irgendwie beträchtliche Nachfrage nach deutschen Banknoten im neutralen Auslande nicht besteht und nicht bestehen kann. Denn man hat bei uns die Verfügung getroffen, daß die Auslandszahlungen nach Deutschland in der ausländischen Währung zu leisten sind. Wenn wir also Waren nach Holland schicken, so erhalten wir die Gegenleistung in holländischen Gulden und nicht in Reichsmark, die Schweiz zahlt uns mit Franken usw. Das verlangen wir, damit wir für unsere Importe die nötigen Auslandszahlmittel zur Verfügung haben. Schon deshalb mußte alles Mögliche geschehen, um den Umlauf deutscher Banknoten im Auslande nicht weiter zu erhöhen. Daher versteht man auch, warum unsere Regierung seit einiger Zeit (leider reichlich spät) den Export von deutschen Banknoten verboten hat. Bedauerlicherweise sind die guten Wirkungen dieser Maßnahme durch die oben geschilderten Transaktionen österreichisch-ungarischer, aber auch türkischer und bulgarischer Firmen durchkreuzt worden.

Um dem entgegenzutreten, hat die Reichsbank vor einiger Zeit recht unvermittelt eine Bestimmung getroffen, die diesem Mißstand einen Riegel vorschieben soll. Sie verfügte nämlich, daß fortab für Wertpapierverkäufe für österreichisch-ungarische Rechnung in Deutschland keine sofortige Zahlung gemacht werden dürfe, sondern daß das so entstehende Guthaben bis zwölf Monate nach Friedensschluß bei unseren Banken stehenbleiben müsse, es sei denn, daß der Erlös zur Bezahlung österreichisch-ungarischer Käufe in Deutschland verwendet werde. Man kann sich denken, daß unsere Bundesgenossen diese Bestimmung nicht gerade mit Vergnügen aufgenommen haben, besonders da sie ohne vorherige Mitteilung ganz überraschend kam. Sie machen geltend, daß wir als der Stärkere gewissermaßen die Verpflichtung hätten, ihnen in ihrer gegenwärtigen Bedrängnis zu helfen. Niemand bei uns möchte sich einer derartigen selbstverständlichen Pflicht entziehen. Indessen liegen die Dinge doch anders, als man sie in Österreich-Ungarn darstellt. Zunächst einmal stellt die neue Maßnahme insofern eine Art Vergeltung dar, als für deutsche Warenlieferungen nach Österreich-Ungarn in sehr vielen Fällen, auch dann, wenn es sich nicht um reine Luxuswaren handelt, eine Bezahlung überhaupt nicht zu bekommen ist, weil die dortige Devisenzentrale keine Mittel hierfür zur Verfügung stellt. So sind Fälle bekannt, in denen jetzt deutsche Kaufleute einfach darum außerstande waren, Kriegsanleihe zu zeichnen, weil sie ihre Forderungen in Österreich-Ungarn nicht realisieren konnten. Hier liegt eine ganz eigenartige Inkonsequenz der österreichischen Einfuhr- und Devisenpolitik vor. Während nämlich bei uns nur solche Waren zur Einfuhr gelangen dürfen, für die später auch Zahlungsmittel zur Verfügung gestellt werden,

Digitized by Google

gestattet man in Österreich die Einfuhr in solchen Fällen, in denen man gar nicht daran denkt, später die Zahlungsmittel herauszugeben. Wie denn überhaupt die Strenge, mit der man erfreulicherweise seit einiger Zeit in Deutschland die Einfuhr überwacht, in Österreich noch nicht in vollem Maße erreicht ist. Es hat bis Ende 1916 gedauert, bis man wirklich einigermaßen ernsthaft in dieser Frage an eine Regelung der Verhältnisse in der Donaumonarchie ging. Bis dahin war es geradezu unglaublich, was man alles trotz der finanziellen Not hat einführen dürfen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man wiederholt österreichisch-ungarische Käufe in Diamanten und Perlen in der Schweiz beobachtet hat. Diese Zahlungen wurden selbstverständlich mit der Reichsmark bewerkstelligt. Und zu allem Überfluß glaubt man zu wissen, daß es sich um Schmuck handelt, der teilweise aus Frankreich kam. Wenn diese Darstellung stimmt, so würde also die deutsche Reichsmark zu nichts anderem mißbraucht worden sein als zur Verbesserung der französischen Zahlungsbilanz! Das ist nun seitdem allerdings unmöglich geworden. Aber auch nach den letzten Verfügungen haben Beobachter aus dem Ausland Dinge geschildert, die geradezu unglaublich klingen. So sollen noch bis vor kurzem für österreichisch-ungarische Rechnung in Genf österreichische Effekten erworben worden sein, die kaum von anderswoher als ebenfalls aus Frankreich gekommen wären. Ob darüber hinaus nicht auch noch weiter Dinge nach Österreich auch heute noch importiert werden, die zum mindesten nicht unbedingt notwendig sind, wäre weiter zu untersuchen. So wird versichert, daß man aus Schweden in sehr hohem Maße Zellstoff einführe, also vermutlich für Zeitungspapier. Wer die österreichischen Zeitungen mit den unserigen vergleicht, wird zugeben, daß man dort in bezug auf Einschränkung der Zeitungen lange nicht so rigoros verfährt wie bei uns. Das ist aber doch ein Unding, daß wir, die wir zugegebenermaßen finanziell kräftiger dastehen als unsere Bundesgenossen, uns Dinge versagen müssen, die man dort noch mit verhältnismäßiger Leichtigkeit erhält, und daß diese Dinge dann mit deutschen Banknoten bezahlt werden müssen. Unter diesen Umständen muß man es vom deutschen Standpunkt durchaus billigen, daß die Reichsbank endlich einmal einschreitet.

Das ist um so notwendiger, als gerade die letzten Wochen wieder äußerst empfindliche Rückgänge der Reichsmark im Auslande gebracht haben. Für diese Erscheinung ist es nur ein halber Trost, daß gleichzeitig auch die Devisen unserer Feinde teilweise geradezu panikartig fallen, daß beispielsweise das stolze Albion für Käufe in Schweden heute einen Aufschlag von vielleicht 60 Prozent zu zahlen hat. Alles in allem ist heute der internationale Devisenmarkt derartig aus dem Gleichgewicht gebracht, daß man sich nur schwer vorstellen kann, wie innerhalb kurzer Zeit normale Verhältnisse wiederhergestellt werden können und sollen. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Warum wir für die Deutschen sind

Von Prof. Dr. W. A. Versluys, Den Haag
(Einzig berechtigte Übersetzung von Adolf Teutenberg, Weimar)

Obwohl die „Toekomst"-Redaktion das Ziel, um dessentwillen die Zeitschrift begründet wurde, unmißverständlich gekennzeichnet hat, so scheint man da und dort nicht recht begriffen zu haben. Um ganz deutlich zu sein, kommt es mir nützlich vor, noch einmal auf andere Art zu sagen, was uns veranlaßt hat, das Wochenblatt in unserm Lande erscheinen zu lassen.

Wir sind gewiß in erster Linie holländisch gesinnt. Aber das sind wir alle: mir ist nicht eine einzige in Holland erscheinende Zeitschrift bekannt, die gegen Holland wäre. Die redaktionelle Feststellung also, daß wir für Holland sprechen, scheint nicht ganz kennzeichnend. Und dann sind wir Holländer, die es als Hollands stärkstes Interesse erachten, daß Deutschland siegt, und wir halten es für angebracht, dies offen auszusprechen.

Wir wünschen Deutschland den Sieg, weil wir den Frieden wünschen. Die Erfahrung der letzten vierzig Jahre hat genugsam erwiesen, daß, solange Deutschland mit seinen Bundesgenossen stärker schien als Frankreich und Rußland, der Friede nicht gestört wurde. Der Friede kam in Gefahr von dem Augenblicke an, daß England die europäischen Machtverhältnisse änderte, indem es sich Frankreich anschloß und Italien aus dem Dreibund heraus kaufte; letzteres dadurch, daß es diesem Lande einen Teil der Türkei in die Hände spielte.

Natürlich sagt man hierauf: Frankreich wird doch keinen Krieg anfangen können, wenn es am schwächsten ist. Mich dünkt, daß es dann sehr wünschenswert ist, daß Frankreich schwach bleibe. Was aber Deutschland betrifft, so hat es nun gerade gezeigt, den Ruhm der Stärke tragen zu können, ohne Krieg zu machen. Wenn Deutschland wirklich kriegslustig wäre, hätte es seinen großen Schlag schlagen können während des Russisch-Japanischen Krieges. Japan gab damals dem durch innere Unruhen schwachen Rußland alle Hände voll zu tun. England hatte seinen im Burenkriege erlittenen Blutverlust noch nicht überwunden. Wenn Deutschland jemals freies Spiel hatte, war es in jenen Tagen. Indessen hat es von der guten Gelegenheit keinen Gebrauch machen wollen.

Aber wird ein siegreiches Deutschland Holland nicht annektieren wollen? Meine Überzeugung ist: nein! Denn Deutschland ist uns stets ein freundlicher Nachbar und oft ein guter Freund gewesen. Von woher dann aber

Digitized by Google

diese holländische Furcht vor Annektierung? In meiner Jugend bin ich wohl einmal Deutschen begegnet, die derartige Möglichkeiten im Munde führten, späterhin aber niemals mehr. War vielleicht die unserer studierenden Jugend so sehr eigene Überlegenheitsgeste, die andern unangenehm ist, Veranlassung zu solchen Drohungen? Wenn Deutschland uns unterwerfen wollte, hatte es von 1870 bis 1902 vollauf die Macht und die Gelegenheit dazu. Mich dünkt, diese Tatsache kann beruhigend wirken. Mehr noch: denn Deutschland ist für uns eine unentbehrliche Rückendeckung gegen Angriffe von der Seite Englands oder Frankreichs. Besonders aber von der Seite Englands, das uns immer und überall, wo es das konnte, benachteiligte; das, einen soeben geschlossenen Vertrag schändend, uns Singapore nicht zurückgab; das seine Hand in dem Mordspiel von Palembang hatte; das, von Straits aus, den Aufstand von Atjeh nährte.

Dieses England hat bisher von dem schönsten Teil unserer Kolonien abgesehen, weil es fürchtete, uns in die Arme von Deutschland zu treiben. Ich kenne keine Macht, die England hindern würde, unsere Kolonien in Besitz zu nehmen, wenn Deutschland einmal überwunden ist. Die Geschichte Südafrikas hat doch deutlich genug gemacht, daß, wenn England einmal auf etwas sein begehrliches Auge geworfen hat, ihm genug Grund vorhanden ist, um zur Einverleibung überzugehen.

Nun, unsere schönen Kolonien *sind* ein begehrenswerter Besitz. Es ist also vom Standpunkt Hollands sehr wünschenswert, daß England *nicht* Sieger wird.

Obendrein aber würde ein Sieg Englands den Keim zu einem neuen großen Krieg gegen England in sich tragen. Denn schon jetzt ist deutlich geworden, daß dieses Land infolge seiner Seebeherrschung imstande ist, jedem west- oder mitteleuropäischen Reiche die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden. Wenn Frankreich und Italien verstärkt aus diesem Kriege hervorgehen würden, müßte ihr erstes Bestreben sein, die Allmacht der englischen Seeherrschaft zu brechen. Demnach ist es auch zur Erhaltung des europäischen Friedens erforderlich, daß England nicht Sieger werde.

Ein siegreiches oder auch nur starkes Frankreich ist für uns unerwünscht, weil dieses Land noch immer, sobald es sich stark fühlte, zu Felde zog. Sogar in der Zeit der französischen Schwäche, nach 1870, drängte Abenteuer- und Expansionslust dieses Volk zur Einverleibung von Tonkin, Tunis, Madagaskar und Marokko. Und dies tat man nicht etwa, um sich Absatzmärkte für eine sich ausbreitende Exportindustrie zu schaffen, denn die französische Ausfuhr besteht zum großen Teil aus Luxusgegenständen, die mehr der Märkte in Kulturländern bedürfen. Auch ging man nicht auf diese Eroberungen aus, weil man für einen Bevölkerungsüberschuß ein

Digitized by Google

Bedürfnis nach räumlicher Ausbreitung empfunden hätte; in Algier wär dafür noch Raum genug gewesen. — Aber es gab für Frankreich freilich ein anderes Motiv.

Bei der Behandlung der Annexion von Marokko, mit welcher Frankreich den soeben abgeschlossenen Vertrag von Algeciras verletzte, wurde in der französischen Kammer als einer der Beweggründe angeführt, daß Frankreich dadurch die Verfügung über ein paar hunderttausend marokkanischer Soldaten in die Hand bekomme, die man in einem Revanchekrieg gegen Deutschland nötig brauchen werde. Die hier sichtbar werdende französische Seele bedroht auch uns. Wir sind im Jahre 1672 von den Franzosen beinahe vergewaltigt worden, und im Jahre 1810 wurden wir Frankreich einverleibt. Wir haben also zweimal am eigenen Leibe erfahren, daß ein starkes Frankreich für unsere nationale Selbständigkeit gefährlich ist. Also muß es für Holland wünschenswert sein, daß Frankreich aus diesem Kriege nicht als Sieger hervorgeht.

Die größte Gefahr für Holland und für ganz Westeuropa liegt in dem Näherkommen Rußlands. Diejenigen Engländer, die der Meinung waren, daß England in diesem Kriege auf der falschen Seite kämpfe, haben diese Gefahr verstanden. Auch Schweden begreift die Lage, Holland dagegen noch nicht. Ich habe die Behauptung gedruckt gesehen, daß Rußland sich nach einem Siege darauf beschränken werde, die durch slawische Volksteile bewohnten Gebiete Deutschlands und Österreichs sich einzuverleiben. Aber wie sollte Rußland dabei stehen bleiben? Es nahm doch auch Finnland, Beßarabien, Kaukasien und ganz Nordasien, und in diesen Ländern wohnten doch keine Slawen. Im Besitze von Polen, Galizien und Böhmen ist Rußland noch keineswegs dahin gelangt, wohin es will, nämlich an den Atlantischen Ozean. Der Weg dahin ist aber nur kurz im Vergleich mit der innerhalb eines Jahrhunderts zurückgelegten Strecke vom Ural nach Wladiwostok. Ich kenne keine europäische Macht, die imstande wäre, Rußland den Fortgang auf diesem Wege zu sperren, wenn Deutschland einmal sollte vernichtet sein. Etwa England und Frankreich, die in diesem Kriege nicht einmal die kleinere Hälfte des deutschen Heeres überwältigen können? Indessen wenden einige harmlose Gemüter ein: es gehe nicht darum, Deutschland zu vernichten, und später würden England und Frankreich einem von Rußland bedrängten Deutschland ohne Zweifel helfen. Aber dann wäre es doch einfacher gewesen, damit schon jetzt zu beginnen, anstatt dem bedrohten Deutschland in den Rücken zu fallen. Dieser Krieg wird so unerhörte Opfer an Menschen und Geld fordern, daß der verlierenden Mächtegruppe die Zähne so gründlich ausgebrochen sein werden, daß von ihr auf lange Zeit hinaus nichts mehr zu fürchten sein wird.

Digitized by Google

Seht also: weil Deutschland gegen slawische Herrschsucht Europens schirmender Schild ist; weil das ruhm- und streitsüchtige Frankreich für unsere holländische Unabhängigkeit stets eine Bedrohung gewesen ist und sein wird; weil England, ganz wie in den Tagen von Coen, die unverträgliche Nation ist, die unsern blühenden Handel und unsern reichen Kolonialbesitz immer bedrohen wird — darum sind wir für die Deutschen.

Der Grund, weshalb wir es für nötig erachten, zu zeigen, daß es Holländer gibt, die Deutschlands Sieg als eine holländische Angelegenheit betrachten, ist darin zu suchen, daß die holländische Presse von der Stimmung des holländischen Volkes keine richtige Vorstellung gibt. Unser Volk wünscht, wie unsere Regierung, neutral zu bleiben. Aber unsere Presse ist nicht neutral.

Wohl gibt es einige Blätter, die neutral sein möchten, aber ein Teil der Presse gibt deutschfeindlichen Gefühlen Raum. Dadurch erlangte die gewaltig ausposaunte Botschaft, als sympathisierte Holland mit den Ententemächten, einen Schein von Wahrheit. Dies aber ist nicht wahr, und so schien es uns, um Irreführungen vorzubeugen, geboten, dagegen anzugehen und in die Äußerungen der holländischen Presse mehr Gleichgewicht zu bringen. Wir wünschen der Möglichkeit zu begegnen, daß England und Frankreich in Holland ein neues Opfer seines überall geführten Verleumdungsfeldzuges gewinne. Dies würde, da man doch selten Ehrerbietung vor seinem am Narrenseil herumgeführten Opfer empfindet, unserer nationalen Würde nicht zuträglich sein.

Die englische Regierung konnte alle Proteste unsererseits, die sich gegen die mannigfachen und immer zunehmenden Benachteiligungen unseres Handels und unserer Schiffahrt richteten, getrost beiseite legen, solange sie aus der in der holländischen Presse gemachten Stimmung den Schluß ziehen konnte, daß das holländische Volk in diesem Betracht nicht geschlossen hinter seiner Regierung stehe. Ein Teil unserer Presse bekümmerte sich sehr wenig um diese Benachteiligung unserer nationalen Interessen, sondern zog es vor, das große Lesepublikum mit Greuelgeschichten, die nicht nachzuprüfen waren, weil sie zornigen oder verängstigten Einbildungskräften entsprangen, in Aufregung zu versetzen.

Wir wünschen durch die Herausgabe der „Toekomst" zum Ausdruck zu bringen, daß das holländische Volk, das hinter unserer Regierung steht, keine besonderen Sympathien für die Ententemächte hat; daß vielmehr neben Holländern, die solche Sympathien verausgaben, auch andere Holländer da sind, die ihr Augenmerk einzig und allein auf die Förderung der nationalen Interessen richten wollen. Diese werden, wir sind dessen sicher, von der Seite Deutschlands niemals angetastet werden.

Digitized by Google

Verteidigung

Von Alwin Saenger (München), z. Z. Soldat

„Nur die Einheit Deutschlands führt zu seiner Freiheit als Nation."
Fr. Hebbel, Tagebücher.

n einem Briefe an den Geheimsekretär Friedrichs des Großen von Preußen schrieb am 18. Juli 1756 General Winterfeldt: „Uns kann dabei nichts helfen wie prävenieren. Wenn wir warten wollen, bis alle kleinen Fürsten im Reich uns in ihrem Konseil die Justizii tun, daß wir nicht Agresseurs gewesen, so kommen wir zu spät und sind verloren." Ich glaube nicht, es möchte einen deutschen Bürger geben, der am 4. August 1914 in der vorhandenen weltpolitischen Lage nicht eine gleiche Notwendigkeit zur Verteidigung sah und fühlte. Freilich setzten nach Umlauf weniger Kriegsmonate in einzelnen Zirkeln, die im Laufe der Ereignisse sich von unserer sozialdemokratischen Gesamtheit lösten und in denen von jeher die Lust an der Konstruktion ewiger Lehrsätze die Liebe zu einem wahrhaftigen Fortschreiten überwog, rein abstrakt-theoretische Erörterungen über Angriffs- und Verteidigungskrieg ein. Diese Gelehrsamkeit der These scheidet für den handelnden Politiker schon um dessentwillen aus, da sie zu einer Klärung auf dem Papier erst lange Zeiten nach Kriegsausbruch gelangen zu können glaubt und mithin im Augenblick der notwendigen Tat versagen muß. Nein, ein wenig Verstand und vielleicht auch guter Wille sagt uns für immer schlicht und klar: der englische Weltimperialismus vermochte gegen die seine Hegemonie bedräuende deutsche Tüchtigkeit die feindlichen Kräfte zu einer Totalität zu binden, gegen die wir uns verteidigen mußten und heute noch müssen.

Und trotzdem gestehen wir um der Wahrheit willen, daß die nationale Harmonie der großen Stunde eines um die Selbstbehauptung kämpfenden Volkes unwiederbringlich dahin ist. Ein Beispiel mehr in der Historie, daß bislang kein menschliches Wollen Vieler sich die geistige Einheit bis zur Zweckerfüllung bewahren konnte, es sei denn, das einigende Band wäre aus der Transzendenz übersinnlichen Strebens genommen. Die Weltbewegungen des Katholizismus und des Sozialismus stehen für die Richtigkeit des Satzes. Darob Bedauern zu empfinden wäre nur dann erlaubt, wenn die Trennung zum Rückschritt führte. Das geschichtliche Erinnern aber mahnt uns vielmehr, daß aus der Divergenz doch gerade der Fortschritt, aus dem Zwiespalt eine neue Einheit entsteht, daß der Kampf der Vater aller Dinge ist. Machen wir uns eine solche Betrachtungsweise zu eigen,

Digitized by Google

so stellen wir unsere Kritik gegenüber dem entbrannten inneren deutschen Meinungsstreit über des Krieges Ende vielleicht grundsätzlicher und richtiger ein. Mit der Klage, daß wieder einmal „Guelf gen Ghibeline" im eigenen deutschen Land steht, kommen wir nicht weit. Im Gegenteil: wir werden uns auf eine steigende Kraft der wachsenden Meinungsverschiedenheit einzurichten haben. Wir sehen von der oft abstoßenden Aktualität des Tages ab und versuchen die allgemeine Wesenheit dieser notwendigen Auseinandersetzung zu erfassen. Der Weltkrieg ist eben keine nationale Episode, die ihren Abschluß in dem siegreichen Einzug durch das Brandenburger Tor findet. Der Weltkrieg ist Weltenwende, die blutige Geburtsstunde eines neuen Lebens der Völker für sich und untereinander; so glauben wir wenigstens, die wir uns zu dem Worte „Verständigung" bekennen. Und da dieser Glaube eben vorerst nur ein — allerdings reich auf Tatsachen gestützter Glaube ist, dem der Glaube eines reinen national beschränkten Militärsiegs als Zweckgedanke der drei blutigen Jahre gegenübertritt, so wird auch der Kampf im Innern weitergehen und eine deutsche Verständigung als der Natur dieser Auseinandersetzung zuwider nicht möglich sein. Ist es doch die in die tiefste Tiefe des menschlichen Individualbewußtseins greifende Frage der gesellschaftlichen Weltanschauung, die nach dem Verlaufe des Weltkrieges im Frieden zur Erledigung kommt und die um so erbittertere Streitigkeiten auslöst, je näher die Entscheidung heranrückt. Weltanschauungen aber sind die Heimstätten einer dem Charakter oft notwendigen Intoleranz, die ein Vermitteln nicht anerkennen darf, und so werden wir uns die Wahl zwischen „Verständigung oder Herrschaft" zu erkämpfen haben. Uns Deutschen erlaubten des Heeres wunderbare Siege, zuerst in den inneren Kampf um das Problem der staatspolitischen Menschheitgestaltung des Friedens einzutreten. Nunmehr scheint auch in einzelnen Teilen der feindlichen Nationen der sorgende Gedanke, ob das Ideal einer für die Zivilisation erforderlichen menschlichen Gemeinschaft vor seiner vollkommenen Zertrümmerung noch auf dem Fundamente der Verständigung gerettet werden könne, sich ganz langsam Bahn zu brechen.

Wir glauben nicht, Wünsche sind nur bei einem schwachen Geschlecht die Väter der Gedanken, daß dieser psychologische Umschwung bei den Gegnern in Bälde zu erwarten ist. Die kapitalistischen Gedankengänge der englischen Arbeiterklasse dünken uns für einen nahen Frieden noch immer reichlich wenig stubenrein. Im Lager drüben, alle Hoffnungen unserer armen, gequälten, friedenshungrigen Menschenherzen helfen nicht dawider, weisen noch immer die Staatsmänner eine bewundernswerte Stabilität auf, welche den Krieg als einen deutschen Ausrottungskrieg lieben, der „den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung stattfinden lassen würde".

Digitized by Google

Trotzdem und gerade deswegen dürfen wir im Bewußtsein ungebrochener Kraft das Wort Verständigung aussprechen. Wir Reichsdeutsche setzten damit folgerichtig nur eine Politik fort, die vor 46 Jahren mit der Antwortadresse des deutschen Reichstages im März 1871 auf die kaiserliche Thronrede inauguriert wurde:

„Die schweren Drangsale, welche über die Not des Krieges hinaus Frankreich heute erduldet, bekräftigen die oft, doch niemals straflos verkannte Wahrheit, daß in dem Verband der zivilisierten Völker selbst die mächtigste Nation nur in der weisen Beschränkung auf die volle Entfaltung ihres inneren Wesens vor schweren Verwirrungen gesichert bleibt. Auch Deutschland hat einst, indem die Herrscher den Überlieferungen eines fremdländischen Ursprungs folgten, durch Einmischung in das Leben anderer Nationen die Keime des Verfalls empfangen. Das neue Reich ist dem selbsteigenen Geiste des Volkes entsprungen, welches, nur zur Abwehr gerüstet, unwandelbar den Werken des Friedens ergeben ist. Im Verkehr mit fremden Völkern fordert Deutschland für seine Bürger nicht mehr als die Achtung, welche Recht und Sitte gewährleisten, und gönnt, unbeirrt durch Abneigung oder Zuneigung, jedem Staate die Wege zur Einheit, jeder Nation die beste Form seiner Gestaltung nach eigener Weise zu finden. Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem anderen Vorwande wiederkehren."

Auf dieses geschichtliche Faktum nachdrücklichst zu weisen, ziemt um so mehr, da der ernste Verständigungswille des deutschen Volkes hüben wie drüben noch einer starken Anfeindung begegnet. Die militärischen Feinde unterschieben uns als jenen Willen bewirkende Ursache Unaufrichtigkeit und weltpolitische Schwäche; die Gegner in der gemeinsamen Nation fassen ihre außerordentlichen Anklagen in den Worten „nationale Würdelosigkeit", „Verschacherer der deutschen Ehre und Zukunft" zusammen. Die Mehrheit unseres Volkes kann demgegenüber den durch den Fortgang der unvergleichlichen Leistungen der Armee ermöglichten Weg der Bekundung einer Weltverständigung unbeirrt weiter schreiten. Es ist das sicherste Mittel, eine unerläßliche, wesentliche Bedingung des Friedens zu schaffen: die beginnenden innerpolitischen Krisen der Ententestaaten zur Reife zu bringen. Unseren deutschen unbelehrbaren Widersachern gegenüber werden wir erreichen, die törichte Behauptung einer Mehrheit für ihre Weltanschauung verstummen zu lassen.

Freilich dürfen wir bei aller Notwendigkeit dieser Kämpfe nie vergessen, daß die Einheit Deutschlands, welche die Grundlage seiner Freiheit als Nation ist, nicht zu sehr belastet wird. In der siegreichen Kraft der Selbstbehauptung bis zum Friedenstage liegt unser aller Glück einer deutschen

Digitized by Google

Zukunft. Denn ungebrochen ist noch die eroberungssüchtige Kriegszielpolitik der feindlichen Mächtegruppe.

Aber mag auch der Auguststurm eines in Meinung und Gesinnung unterschiedlosen Deutschtums der Vergangenheit angehören: eines ist allen unzerstörbar aus jenen Stunden nationaler Wiedergeburt geblieben, der eiserne Wille, den Feind zu werfen in der Verteidigung. Und dieser angesichts der Gegnerschaft unerschütterliche Gemeinsamkeitswille ist eben die zur nationalen Freiheit notwendige Einheit.

Unbekümmert um die Politik des Friedenszieles, diesen Willen der Waffengemeinsamkeit in den großen Erklärungen der Zeitgeschichte hervorzuheben und kraftvoll zu betonen, erscheint uns als Notwendigkeit, der wir Alle trotz der Kampfesschärfe der Weltanschauung genügen können. Denn wir Alle dürfen die Frage: „Weshalb mußt du in den Krieg?" beantworten wie der Geliebte in einem deutschen Dichterwerk es der Braut gegenüber tat: „Es ist für diese Erde, für dich, für diesen Wald, damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!"

Lisette

Von Hermann Gottschalk

Als der Feind in die Stadt kam, war Lisette vierzehn Jahre alt. Man kann nicht sagen, daß sie eine besonders klare Auffassung von den Dingen gehabt hätte. Sie war noch nicht ganz aus dem kindlichen Zustand herausgetreten, der zur Hälfte übermäßig realistisch ist, nämlich im Bestehen auf seinen Forderungen, zur anderen Hälfte aber, im Begegnen mit den wirklichen Dingen, noch tief im verworrenen Deuten und Träumen steckt. Während ihnen allen, den Bewohnern des Städtchens, der Krieg über Nacht gekommen war, sich aus einem unbegreiflich naherückenden Drohgespenst durch Tage der Angst und Stunde eines rasch sich überschlagenden Schreckens in einen neuen Zustand entwickelt hatte, in welchem die kaum erst abgebrochene Vergangenheit wie aus dem tiefen Grabe noch einmal auferstand zu einem schattenhaften Nachleben, um nun erst im Laufe von Jahren, langsam, langsam, in Not und schleichendem Elend, in Nichtstun, Ermüdung, hundertmal enttäuschten Hoffnungen und gleichgültigem Stumpfsinn wirklich zu sterben — während alle andern, die Fertiggewesenen, das mit oft aufflackerndem

Digitized by Google

Widerstreben wie eine langsame Hinrichtung über sich ergehen ließen, mußte es sich in Lisette mit ihrem soeben erst im Aufgang befindlichen Lebenserwachen auseinandersetzen. Es flocht sich mit ein in ihr unregelmäßiges Wachstum, rankte sich durch ihre an sich selbst erstaunende, erschütterte Reife, mit dem Abfallen ihrer Kindheitsphantastik, mit ihrem Erwachen zur Welt. Sie verließ das Unvollkommene, nur um in ein Reich des Schweigens hinauszutreten, wo alles unterdrückt und abgebrochen war und sich vor jeder Frage scheue Augen nach der Seite wandten oder eine Hand sich vor die Lippe legte.

Sonst stürmt wohl die Zeit der Seelenwende durch den zitternden Leib wie ein gewaltsamer Wohnungswechsel: irgendeine rauhe Hand fährt herein, reißt die blumigen Tapeten von den Wänden, stürzt das unterste zu oberst, jagt hinaus, was lieb war im Herzen, vernichtet höhnisch, woran die Zärtlichkeit von Jahren hing — und endlich weiß die Bewohnerin nicht, ist sie es, die das Haus gewechselt, oder hat es sich in einem Wirbel um sie herum gedreht: sie erwacht als eine andere, in neuem, unduftig praktischem Hausrat, als ein Wesen, an das die Welt nun sehr einfache, nüchterne Ansprüche erhebt, und sie selbst fühlt, daß sie anders geworden ist. Sie beruhigt sich allmählich, mitten unter dem Schmerz der Ernüchterung. Um Lisetten aber hat sich kein Sturmwind gekümmert außer dem, der draußen vorübertobte und alles an sich riß. Der Umsturz alles Lebens um sie herum, das Stocken, das Aufhören, hat scheinbar bei allen die Entwicklung unterbrochen und jedes andere wichtiger gemacht, als was man einstens pflegte. Man lebt wohl zusammen, die Familie, ja, wenn man die beiden ältesten Söhne vergißt, die der Krieg verschlungen hat, aber es ist nicht der alte Garten, den man einstens pflegte, wo jedes Gewächs nach seinem Alter den rechten Stand und die rechte Liebe erhielt. In einer gewissen verantwortungslosen Ergebenheit bleibt das Ganze, wie jedes einzelne, dem blinden Wachstum überlassen. Es ist keine Leichtfertigkeit, ist auch keine religiöse Ergebenheit, es ist ganz einfach so, daß man von dem Klima des Friedens und der natürlichen Ordnung abgetrennt ist — denn was der Feind, gleichviel ob er mild oder strenge auftritt, an Ersatz dafür bringt, das ist ja nur eine künstliche Luft, in welcher der Atem stockt, der Wille schweigt, der letzte Funke natürlicher Freude erlischt.

Dieses Leben, das aus Verordnungen und Befehlen und Beaufsichtigungen besteht, aus täglichem Wechsel der Gesichter, aus schlecht verständlichem Gestammel statt allgemein fließender Rede, in dem jedes etwa sich bildende persönliche Band vom nächsten Augenblicke wieder davongetragen wird; dieses Leben, worin nicht der Aufbau, nicht einmal die Erhaltung mehr Gesetz ist, das vielmehr dem Verbrauche des letzten, sich dem Ende nähernden Kapitals gleicht, und das nur noch zitternd dem Alarm gehorcht.

Digitized by Google

der das überlebende Menschenhäuflein auf halbe Tage in die untersten Keller jagt und pfercht — nein, das ist kein Klima mehr für Werdendes. Aber es ist die Welt, zu der Lisette erwächst, die sie als Ablösung ihrer versunkenen, im Versinken noch zögernden Kindheit beziehen muß. Nein, keine Welt, kein Leben, nur ein regelloser Trümmerhaufen, wie das Städtchen selbst, von dem sie sich nicht einmal mehr erinnern kann, wie vor zwei Jahren noch seine Linien liefen. Sie selbst, ihre kleine Seele, bleibt im Trümmerhaften stecken, mitten am Wege zwischen Kind und Jungfrau, eine abgerissene Frage, und weder der verbissen schweigende Vater, noch die abgehärmt schweigende Mutter, noch die sich unwissend mit nimmermehr geklärten Kindheitsrechten herumwürgenden Geschwister geben ihr das hinzu, was in glücklicheren Zeiten ein zweites Paradies daraus gemacht hätte.

Sie wächst verschwiegen zwischen geheimnisvollen, großen Worten auf, wie Sieg, Befreiung, Vaterland. Sie scheinen unendlich viel mehr zu bedeuten als alles, was man nach obenhin lebt und treibt. Aber wenn sie frägt, erhält sie keine Antwort. Das heißt, sie frägt niemals. Ein Instinkt sagt ihr, daß das Fragen sind, die man nicht stellen kann. Urnächtliche Geheimnisse. Man fragt ja auch nicht mehr nach Gott, wenn man erst einmal vernünftig ist. Und ihr ist auch so, wenn sie über die Gassen wandert, als wäre alles Fragen nach oben nun unnötig geworden, seitdem man durch die geborstenen Dächer überall in den Himmel hineinsah. Der blaue Himmel, der durch die Sparren leuchtet, die weißen Sparren, die in den blauen Himmel ragen, ist das nicht eine feststehende Unterhaltung, viel gründlicher als zwischen Leuten, von denen der Fragende ebensoviel weiß wie der Antwortende — nichts? Alle mußten wohl so empfinden, denn es war ganz merkwürdig, wie wenig Raum das Fragen nach und nach in den immer magerer werdenden Unterhaltungen einnahm. Wenn Lisettes schweigender Vater so ein Wort wie jene halb zwischen den Zähnen verbeißt, so hat sie auch hier kein anderes Gefühl als unter den offenen Dächern. Da ist etwas, was sich von selbst beantwortet, rein und klar; man stellt fest, daß es da ist. Mehr will wohl der Vater nicht und sie nicht von ihm. Das ist noch das ganze Verständnis zwischen ihnen. Sonst versinkt er ihr fast gänzlich hinter seiner Mauer von Schweigen. Wenn sie ihn wirklich einmal etwas fragen wollte, würde sie sich wahrscheinlich erschreckend fremd vor ihm erscheinen. Er, die Mutter, die Geschwister, alle Leute haben sie in diesen Jahren so ganz unmerklich von ihrer Seite gelassen. Sie ist wie fortgerückt. Käme es darauf an, sie wüßte nicht zu sagen, wohin sie eigentlich gehörte. Aber man fragt einander nichts mehr. Einer nimmt den andern so hin. Das Dasein ist ein reiner Zufall geworden ...

Digitized by Google

Eines von den Worten, die in einem ganz anderen Sinn zwischen des Vaters Zähnen wohnen, ist: der Feind. Das bezieht sich auf unmittelbarste Nähe und Gegenwart. Da horcht und lauscht er und lebt beinahe auf, und wenn er wieder in Schweigen versinkt, so ist's, als knurrte er noch lange nach. Hier dürfte sie getrost fragen: sie fühlt es genau! Sie könnte ihm nahekommen damit. Das ist ein metallener Hammer, mit dem sie an jedes Herz rühren dürfte, und hundert wilde Schmerzen würden aufklingen! Aber gerade daran duckt sie sich vorbei. Nach diesem Worte — fragt sie nicht. Sie hält sich heimlich die Ohren zu, wenn es unvermeidlich herannaht, oder schleicht aus der Nähe fort. Nein, sie will davon nichts wissen! Ihr ist, ohne daß sie sich's erklären mag, als wenn es gerade das enthielte, wovon die kranke Stille des elterlichen Hauses so arm ist, so leer. Es ist etwas darin, wonach sie sich sehnt, vergeblich sehnt. Aber nur um so heftiger, schmerzlicher, je weiter es die unbekannte Kluft aufreißt zwischen ihr und den Ihrigen. Ja, ja! Sie gibt es gerne zu — denn der furchtbare Jähzorn des Vaters schwebt gemeinsam über ihr und dem, was sie in dem Worte nicht zu hassen vermag — es muß ja der Inbegriff alles Verworfenen, alles Verdammenswürdigen sein! Nur wissen will sie es nicht! Genug, daß es sich lähmend um ihre Füße windet, daß sie es wie die Last einer unmäßig erwachenden Lebensneugier hinter sich herschleppt, von Versteck zu Versteck ihrer süßen Unwissenheit. Ach, sie saugt sich fest an den heimlichen Flüchen, an der Gewalt des Hasses, der sie mit umschlingt, wenn im Winkel des Kellers die wenigen Nachbarsleute, zusammengepfercht beim flackernden Lichtstumpf, ihn keuchend ausbrüten wie eine Riesenschlange.

Was sie hassen soll, das sind sehnige, kräftige Mannesglieder, schwellende Jugend, Schultern, die sich lässig wiegen, und Augen, die sich an das Blau einer unschuldigen Ferne hängen — oft aber auch zu den ihrigen dringen, suchend, mitfühlend, bittend vielleicht, oder auch frech und hart. Sie hat sich daran gewöhnt, all diese Blicke aufzufangen. Es wird zur anderen Seite ihres Lebens, es folgt ihr Tag und Nacht wie ein immer unerträglicheres Entbehren. Es ist auch einmal eine Hand, die sich auf ihren Scheitel legt, ein Arm, der sich, als wäre sie ein Kind, um den ihrigen zwängt und sie auf einen Schoß zu ziehen sucht — oder eigentlich nein, wenn sie zurückdenkt, von Anfang an sind es Hunderte von „Männern" gewesen, die das elterliche Quartier durchwohnt haben, gute und weniger gute, an manchen hat sie auch ein wenig länger denken müssen. Aber zuletzt ist das nun so geworden, daß das keine „Männer" mehr sind, sondern daß sie sich scheu vor dem Einzelnen zurückhält, als fürchte sie, daß aus den vielen Augen, die sie angeblickt, ein Augenpaar werden müsse, eines, das nicht mehr vorübergeht, eines, das sie auf dem Wege gemeinsamer Schuld zum stehen bringt.

Digitized by Google

Nicht, daß sie etwas wüßte oder ahnte von Schuld. Aber das Schuldigwerden ist eine Angst, die das Blut seit aller Ewigkeit in sich trägt; die sich durch den Puls vordrängt, durch ein leises Schaudern der Haut, einen Druck des knospenden Busens — was fragt sie nach Wissen und Nichtwissen! Lisette zittert jetzt, wenn sie solch einem Paar Augen begegnet, weicht aus, wenn eine Hand sich nach ihr bewegt, doch mühsam nur. Ihre Angst drängt ihr Sehnen, ihr Sehnen ihre Angst vor sich her. Und immer bestimmter fühlt sie die süße Not, wie sie ihnen entgegensinken muß, diesen Augen und dieser Hand, und dann — waren sie da.

Tagelang wanderten sie um Lisettens Augen, um Lisettens Hände herum. Wanden sich darum wie blühende, glühende Kränze, wie zitternde Schlangen dann. Er war so jung, er war so lieb und innig und gütig, und dann — diese Welt, von der nur die Eltern so sprechen, als wäre sie noch, aber nein, nichts war ja mehr, alles Schutt, Staub, Auflösung! Und eine Nacht, so dunkel und so schwül ... Wie das Ende aller Schmerzen, alles Hasses ...

Etliche Monate später machte ein kaum glaublicher Befehl die Bewohnerschaft durcheinanderfahren. Antreten mit Sack und Pack! Evakuieren! Sammelstelle in .... Dort den „Freund" erwarten, den Landsmann, die Erlösung! Lachen und Weinen, neues Schelten und neue Ängste, unendlich schlimmer als alles Ausgestandene! Lieber bleiben! In den schicksalheiß ans Herz gebrannten Ruinen! Nur keinen neuen Zustand mehr! Was will man noch von uns? Wir waren ja zufrieden, laßt uns! — Hilft alles nichts, in drei Stunden muß es geschehen sein.

Und unter schwerem Regenhimmel, von den Granatengrüßen des nichts ahnenden Erlösers empfangen, hinaus ins freie Land, das sie wer weiß wie lange nicht gesehen. Wie wunderlich ist's umgepflügt — Loch bei Loch. Wo sind die Bäume, die Weiler? War da nicht eine Fabrik? Wo sind wir? Still! Kein Wort! Man wagt nicht zu atmen — es geht ins Unbekannteste vom Unbekannten hinein. In der frischen, reinen Regenluft zeigt sich erst, wie gänzlich abgestumpft man ist. Erlösung oder endliche Hinrichtung — es gilt gleich. Fürchterlich nahe schlagen oft die Grüße der Freunde ein, aber man zittert nicht stärker als die Pferde einer Batterie. Was ist der Mensch ohne Willen ...?

Lisette hat ihren Platz auf dem Leiterwagen bekommen, mit Alten und Kranken. Ihre Gedanken ziehen nicht mit. Sie beißen sich an den Trümmern fest, nach denen sie nicht mehr umblicken darf. Wer sie dort losreißt, der tötet sie. Die Ihrigen sind's, die nicht ruhten, bis man sie aus dem Versteck herauszog und aufpackte. Die sie endlich schlugen, bis sie gehorchte ...

Langsam rollen die Tränen auf ihr Leibchen herab, das sich leise zu runden beginnt.

Digitized by Google

Trauermantel

Von Karl Bröger

Über die Stellung ſpringt der Tod
im Morgenrot, im Abendrot ...

Euer Grab hüllt himmliſche Seide
in blauen Schein.
Hand in Hand mit dem Leide
weht trauernde Liebe hier aus und ein.
So köſtlich war, feſten Grund zu treten,
zu lachen, zu weinen, zu fluchen, zu beten
und Menſch zu ſein.

Der Roſenſtrauch auf eurer Gruft
rankt ins Licht,
reckt rote Roſen in die Luft,
daß Leben ſich dem Tod verflicht.
Tief wurzelt der Strauch in euren Herzen,
treibt eure Wunden, eure Schmerzen
zu neuem Geſicht.

Von weißen Faltern ein heller Zug
flügelt ohne Zahl.
Der Trauermantel führt den Flug
über das ſtille Tal.
Strebt keiner dem Schwarzen voraus, voran.
Alle ſind ihm untertan ...
Trauermantel fliegt überall.

Hoch tummelt die Schar in ſeligem Glanz
über dem Plan.
Doch immer huſcht dem ſilbernen Tanz
der Schatten, der ſchwarze Schatten, voran.
Ungeborne Seelen ſchaukeln im Wind,
Kinder, die im Vater erſchlagen ſind ...
Trauermantel, ſag an!

Über die Stellung ſpringt der Tod
im Morgenrot, im Abendrot.

Digitized by Google

Seelenuntergang der Idylliker

Hat der Bürger eines neutralen Landes, sei es nun Mann oder Frau, ein Herz, so mischt er in die blutigen Welthändel von heute nicht nur seine Neugier auf die Kriegskarte. Er geht auch mit Jammer und Gestöhn, mit Fluch oder Empörung all dem Tode, Wundfieber und Vergiften unserer Tage nach. Er zerstört nicht, sondern er singt nur feierliche Grabklage. — Die Schweizerin Roger Noëlle, die französisch schreibt, sonst eine sanfte kinderliebende Kantönlerin, deren Dichtung in stillerer Zeit mädchenhaft und flötend geblieben wäre, rettete sich aus dem Untergang ihres Gemütes qualvoll, indem sie apostolisch aufheulte und schrie: „All ihr Mütter, die ihr heute weint, fühlt ihr nicht in euch dieses unendliche Erbarmen? Von allen Städten und von allen Dörfern steigt es zu euch auf. Von allen Herzen kommt es, die, voll des Leides und des Dankes, jener Frauen gedenken, die ihre Söhne hergeschenkt haben. An allen Tagen, die anheben, und an jedem Tage, der zergeht, wird euch in eurem Kämmerlein dies Erbarmen dargebracht. Es ist voller Achtung und Zärtlichkeit, dieses weltumfassende Erbarmen der ganzen Menschheit. Ganz sachte füllt es euch an. Eure Einsamkeit durchwirkt es mit Leben!“ (Carnets d'une infirmière bei Attinger in Neuenburg.)

Während diese liebe Frau so Tröstliches nonnenhaft psalmodierte und kreuzschwesterlich eine Karitas flattern sah, die übermenschlich schön ist und darum unwahrscheinlich sein muß, rettete ihr Volksgenosse S. D. Steinberg auch seine artige Kantönlersseele. Auch er war ein junger Lyriker, der seine Stimmung in blaue Frühlingsfarbe kleidete und sich im weichen Rhythmus einer menschenfreundlichen und blumenfreundlichen Gesinnung wohlgefühlt hatte. Er hätte niemals gedacht, daß sich in ihm Lebenstrübsal bis zur weitschattenden Trauer verdichten und anhäufen würde. Er wäre im Frieden ein behaglicher, von lobenswerten Schwermutswallungen nicht verschonter Lebensbetrachter geblieben. Jetzt riß der Krieg den besten Freund aus seinem geistigen Reiche, und um seine zerstäubte Seele vor vollkommenem Untergang zu retten, springt er auf und stählt er sich gewaltsam. Er will, daß sein Schmerz ein Bildnis werde. Tausend Künstler haben es ja schon versucht, ihr Elend zu heilen, indem sie es mit Tönen, Steinen, Worten oder Farben formten. Steinberg sieht den Riesen, der vom Himmel die glänzenden Sterne losreißt, um sie im Meere der Finsternis zu ersäufen. Wahnsinnig ist die Gottheit selbst geworden. Er sieht junge Menschen und junge Häuser, die vom Krieg zerschlagen sind. Das Mädchen liebkost aufschluchzend den Stuhl, auf dem der tote Geliebte und Krieger gesessen hat. Schwanger ist die Witwe, aber der Vater ihres Kindes wurde schon längst auf dem Schlachtfelde eingesargt. Das ist wohl nichts Neues, aber glücklich wiedergefundenes Empfinden, Echo des Inferno, des Muspilli, des Rochegrosse, des Michael Schwertlos und geringerer Genien; aber es ist so sehr aufrichtig und bewegend gesagt und von einem, der doch ein Recht besessen hätte, die Gefahr des Seelenuntergangs durch Sorglosigkeit zu vermeiden. Steinberg verlangte trotzdem nichts von solcher kindlichen Unbeflecktheit, er wollte künftig leiden, leiden, leiden wie die anderen Millionen auch. („Untergang“ bei Rascher & Co. in Zürich.) Max Hochdorf

Digitized by Google

Die italienische Wirtschaft

Wie auf politisch-militärischem Gebiete, bringt auch auf wirtschaftlichem der italienische Treubruch dem Lande die schwersten Enttäuschungen und Opfer. Kaum ein Land hatte sich so schnell mit einem bewundernswerten Fleiß und hervorragender Tüchtigkeit aus einem armseligen Staate mit zerrütteten Finanzen und primitiver Volkswirtschaft zu einem festgefügten, schnell aufstrebenden Ganzen entwickelt wie gerade Italien. Namentlich die Art und Weise, wie dort die Anleihetechnik gehandhabt wurde, war bis zum Tripoliskrieg, der für Italiens Finanzwirtschaft den Anfang vom Ende brachte, schlechterdings mustergültig und zeigte ganz unzweifelhaft, welche Kraft in dem neuen Italien steckte. Die Kriegserklärung an die Zentralmächte hat das alles über den Haufen geworfen. Die Kriegskosten stiegen auch dort ins Phantastische; hatten sie im ersten Jahre nur etwa 20 Millionen Lire täglich betragen, so dürften sie heute auf annähernd 70 Millionen gestiegen sein. Es war natürlich auch nicht im entferntesten möglich, durch Steuern und Kriegsanleihen einen Ausgleich zu schaffen. Der Ertrag der Kriegssteuer ist im ersten Jahr mit 600 Millionen Lire zwar recht ansehnlich, reicht aber bestenfalls zur Deckung der Kriegskosten von etwa zehn Tagen. Die Kriegsanleihen sind namentlich zuerst recht schlecht gegangen. So brachte die erste nur eine runde Milliarde, und alle vier bisher begebenen erreichten etwa $8^1/_2$ Milliarden Lire. Man dachte bei der Einnahme von Triest die fünfte zu begeben und wollte sich bis dahin weiter mit allerhand Kunstgriffen behelfen. Auf diese Weise ist es gekommen, daß Italien neben den $8^1/_2$ Milliarden gesicherten Kriegsanleihen heute wohl annähernd 20 bis 25 Milliarden schwebende oder im Ausland aufgenommene Schulden ausweist. Als ausländischer Gläubiger kam zunächst England in Betracht, das annähernd 5 Milliarden Lire hergeliehen hat. Neuerdings ist es Amerika, woher ebenfalls bereits einige Milliarden gekommen sind. Für den Rest mußte die Papierpresse sorgen, das heißt, man hat das Land mit Banknoten überschwemmt. Heute sind davon etwa 6 Milliarden mehr im Umlauf als im Frieden, für das verhältnismäßig kleine Land immerhin eine Leistung.

Das hat sich bereits seit längerem bitter gerächt, u. a. durch den sehr schlechten Stand der italienischen Valuta. In der Schweiz beispielsweise notiert zurzeit der Lire ungefähr 55 Prozent. Nun könnte man sagen, daß die Mark nicht besser steht. Ein Vergleich ist aber darum nicht ohne weiteres zulässig, weil Italien fortgesetzt Milliarden um Milliarden aus England und Amerika geliehen erhält, was ja bei Deutschland völlig fehlt. Freilich fehlen den Italienern durch ihre ureigene Schuld zwei ihrer Haupteinnahmequellen normaler Zeiten. Das ist erstens der Fremdenverkehr und zweitens die Gelder, welche die Millionen im Ausland arbeitenden Italiener seither heimgeschickt hatten. Diese beiden Posten mußten bereits im Frieden die in zunehmendem Maße passiv gewordene Handelsbilanz ausgleichen. Das fehlt natürlich jetzt.

Nun wäre nichts irrtümlicher, als zu meinen, daß all die erwähnten Umstände, die rapid steigende Verschuldung, das Fehlen der wichtigsten Einnahmequellen und der ungünstige Stand der Wechselkurse, etwa schlecht auf

Digitized by Google

die Börse und die Unternehmungslust des Landes gewirkt haben. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Ein Blick auf die italienischen Kurszettel zeigt seit Anfang des Krieges bis zur Schlacht von Tolmein die tollsten Sprünge nach oben. Der Kurs von Wertpapieren, wie der bekannten Fiatwerke, hat sich verfünffacht, der des Eisenwerks Savona, eines berüchtigten Spekulationspapiers, ist von 137 Mitte 1914 bis Ende Oktober auf 1200 angelangt gewesen, und ähnliche Auswüchse waren mehr zu beobachten. Das hängt zusammen mit einem wahren Gründungsfieber, das sich der italienischen Kriegsindustrie bemächtigt hatte. Die Leute hatten förmlichen Größenwahn bekommen. Überall und allenthalben sah man die Bildung von Hundertmillionen-Unternehmen und Zusammenschlüsse zu riesenhaften Trusts.

Vor allem gilt das für die Eisen- und Schiffahrtsindustrie und daneben für die Wasserkraftwerke. Es ist richtig, daß nach dem Kriege ein nie dagewesener Tonnagehunger sich geltend machen wird, und darum ist die Gründung von Schiffahrtsunternehmungen ja recht naheliegend. Nur fragt es sich, ob man in Italien in diesem Punkte sehr konkurrenzfähig sein wird, denn es fehlen die zwei wichtigsten Voraussetzungen für jede Schwerindustrie, das sind Kohle und Eisen. Am ehesten wird sich noch die Kohle teilweise ersetzen lassen, weil man in Oberitalien über die mächtigsten Wasserkräfte verfügt, und es darf wohl keinem Zweifel unterliegen, daß man gerade in dieser Beziehung während des Krieges die Lehren aus dem Kohlenmangel gezogen und alles darangesetzt hat, um sich auf diese Weise allmählich unabhängiger zu machen. Dagegen ist der Eisenmangel nicht zu überwinden. Auch ohne den Zusammenbruch am Isonzo und Tagliamento hätte das maßlose Gründungsfieber eine sehr böse Reaktion bringen müssen. Wie man aber jetzt nach dieser Landeskatastrophe sich wirtschaftlich umstellen wird, das bleibt abzuwarten. Italien wird sicher durch sein wahnsinniges Eingreifen in den Krieg in seiner wirtschaftlichen Arbeit um Jahrzehnte zurückgeworfen. Freilich wird es aber auch wenig Völker geben, die sich damit so gut abfinden werden wie gerade die Italiener. Denn sie verfügen über die Voraussetzungen für den Wiederaufbau wie kaum ein anderes Volk. Die Italiener sind beispiellos genügsam, sind namentlich im Norden hervorragend fleißig, ihre Volkskraft und Volksfruchtbarkeit ist unverwüstlich, und ihre führenden Köpfe verfügen in technischer Beziehung über eine kaum zu übertreffende Genialität.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Hertling — Payer — Friedberg

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Bis diese Zeilen erscheinen, wird im „Reichsanzeiger" stehen, der erste Demokrat tritt in ein politisch einflußreiches Reichsamt ein, und der erste Nationalliberale nach Miquel wird Stellvertreter des Ministerpräsidenten in Preußen in dem Augenblick, in welchem es gilt, das auch von ihm als Staatsnotwendigkeit erkannte gleiche Wahlrecht für Preußen einzuführen.

Diesmal spiegelt sich die politische Entwicklung in Namen und Männern, die Träger der Entwicklung gewesen sind und bleiben sollen. Im Reich bedeutet die Verbindung Hertling und Payer eine politische Auswirkung der Mehrheitsbildung vom Juli 1917, der sich im Oktober die Nationalliberalen wieder angeschlossen haben. Das ist ein innerpolitisches Ereignis. Eine Hauptbedeutung liegt darin, daß die Annäherung sich auf außerpolitischem Gebiet vollzogen hat. Denn die Mehrheitsgruppierung, die sich unter Bethmann Hollweg gebildet hat, wurzelte in der Übereinstimmung der Mehrheitsparteien über die Bedürfnisse der außenpolitischen Politik. Graf Hertling ist dieser Politik als Vorsitzender des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten beigetreten in der deutschen Antwort auf die Papstnote. In dieser Antwort ist nicht alles ausgesprochen, aber sämtliche Faktoren des Reichs haben sich auch in Ansehung Belgiens auf den Standpunkt der Reichstagsresolution vom 19. Juli gestellt, von der übrigens auch der Reichskanzler Michaelis im September gegenüber einem Parlamentarier der Mehrheit ausdrücklich erklärt hat, er habe sich zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Politik der Resolution die richtige sei.

Wenn diese Durchringung nicht Wochen und Monate gedauert hätte, würde es für die auswärtige und innere Politik Deutsch-

Digitized by Google

lands von hohem Wert gewesen sein. Die Krisis, die im Juli begann, hätte nicht erst am 9. November gelöst werden sollen und gelöst werden können. Die Unentschlossenheit in der Willensbildung der obersten Stellen war der wesentlichste Grund für die Krisenhaftigkeit, und die „Vaterlandspartei" war der konservative Versuch einer Aufputschung der Regierung gegen die demokratische Entwicklung. Aber vielleicht mußten diese konstitutionellen Wehen wochen- und monatelang durchgemacht werden, um jedermann und alle Stellen zu überzeugen, daß es einen andern Weg im Reichsinteresse nicht gab, als die ehrliche Verständigung mit der Mehrheit. Der Schrei der Vaterlandspartei nach Konflikt ist längst heiser geworden, und die Antwort auf den Abenteuerwunsch nach absolutistischer Lösung ist die Berufung des konstitutionellen Demokraten Friedrich Payer zum Vizekanzler des Reichs.

Der Name Hertling hat einen persönlichen und einen politischen Klang. Aber eben deshalb eine Färbung, die für sich allein der Anforderung des geschichtlichen Zeitpunkts nach innen und außen nicht voll gerecht werden konnte. Er schien ein Halbrechts-Programm werden zu können, wenn nicht eine nähere Charakterisierung durch die Wahl der Mitarbeiter die Besorgnisse bannt. Dieser Schritt ist nach zwölftägiger Überlegung erfolgt, auf Grund der inzwischen erlangten Erkenntnis von der staatlichen Notwendigkeit.

Der Name Payer bedeutet ein politisches Programm. Es ist der große Vorteil einer Berufung von Politikern, daß ihre öffentliche Lebensarbeit über ihre geistige Richtung jedermann orientiert. Payer hat eine klare Vergangenheit, Willen, Ziel und Charakter, er hat Fähigkeit und hat Vertrauen bei allen, die mit ihm verkehrt haben. Das ist die Wurzel seines Einflusses.

Es ist das Wesen eines Koalitionsministeriums, daß nicht das Programm einer einzelnen Partei durchgesetzt werden kann; die Mehrheitsparteien haben in Erkenntnis der besonderen Aufgabe, die der Weltkrieg an Deutschland stellt, ein Programm mit dem Grafen Hertling besprochen, das die Hauptaufgabe der

Digitized by Google

nächsten Zeit hervorhebt. Aufgaben, über welche die Mehrheitsparteien sich geeinigt haben. Es wird also auch die Aufgabe Payers sein, für die rechtzeitige Durchführung der Programmpunkte innerhalb der Regierung mit tätig zu sein. Die erzielte Einigkeit und volkstümliche Entwickelung des deutschen Staats ist gleichzeitig die beste Waffe im Krieg und für den würdigen Frieden, dessen rechtzeitige Herbeiführung die höchste Pflicht aller zusammenwirkenden Organe des deutschen Staatslebens ist.

Es ist offen auszusprechen, daß der Deutsche Kaiser einer konstitutionellen Lösung der Krisis nicht entgegengetreten ist, sondern sie ermöglicht und gebilligt hat. Es ist die bestimmte Zuversicht berechtigt, daß die oberste Heeresleitung, deren unvergleichliche und rettende Leistungen Deutschland in diesem Herbst und November immer aufs neue dankbar fühlt, das Zusammenwirken mit einer aus dem Einverständnis der Volksvertretung hervorgegangenen neuen Regierung als eine Quelle erneuter Stärke einschätzt.

Die parteipolitische Verschiebung, die sich im Jahre 1917 vollzogen hat, findet ihren markantesten Ausdruck in der Stellung der konservativen und der sozialdemokratischen Fraktion.

Die konservative Fraktion steht grollend, wo nicht schäumend, zur Seite. Die leidenschaftlichsten ihrer Anhänger verkünden die politische Sündflut in dem Augenblick, in welchem sich eine machtvolle Verbindung zwischen Staat und Volk vollzieht, von welcher alle Faktoren, einschließlich der Krone, Stärkung erfahren können und sollen. Die Konservativen sind von Kriegsbeginn an falsch geführt. Blind für die Aufgabe Bethmann Hollwegs, durch Hinneigung nach links die Einheit zu erhalten, haben sie durch Mißtrauen und Leidenschaft die Autorität der Regierung in der Person Bethmann Hollwegs planmäßig abgegraben, um ihn nicht zu politischen Reformen stark werden zu lassen. Sie haben ihn gestürzt in dem Augenblick, in dem die

Digitized by Google

Sommerenttäuschung über die von ihnen prophezeite und von Bethmann Hollweg halb geglaubte Wirkung des U-Bootkriegs ausblieb und die Stimmung des Zentrums, der Nationalliberalen und der Sozialdemokraten unruhig wurde. Sie erhofften mit Tirpitz und Kapp aus dem Sturz von Bethmann ihre Rückkehr zur Macht und konnten im Sommer 1917 unter der Ära Michaelis den Schaden besehen, den sie mit ihren Elefantenbewegungen im Glasladen angerichtet haben. Der Verwirrung folgte die verworrene Vaterlandsparteigründung, die, weil parteiunehrlich, ein glatter Fehlschlag war. Die Zeit der Konservativen ist im Weltkrieg vorüber.

Klar, weitblickend und maßvoll war die Haltung der Sozialdemokraten. Die Unabhängigen im Rücken und die Alldeutschen vor der Front haben sie strategisch und taktisch richtig operiert. Davon haben wir uns in den dreimonatigen Verhandlungen der Mehrheitsparteien alle überzeugt. Sie haben nicht geredet, sondern Politik gemacht und waren durch Ebert, Scheidemann, David und Sydekum hervorragend und einheitlich vertreten.

Von Pessimismus und Optimismus gleichweit entfernt, von einem gesunden Mißtrauen gegen ein einseitiges Ministerium Hertling erfüllt, haben sie die Tragfähigkeit der staatlichen Situation realpolitisch eingeschätzt. Sie haben keinen Vertreter ins Ministerium entsandt, aus dem doppelten Motiv, um sich nicht zu kompromittieren und um keine Absage zu riskieren. Als Ausweg haben sie zur Bedingung ihrer Unterstützung die Aufnahme Payers als Vizekanzler gestellt. Diese Kreditgewährung gegen Bürgschaft ist im politischen Leben Deutschlands neu.

Ich stelle den Freund dir als Bürgen,
Ihn kann ich, entrinnst du, erwürgen.

Auf diesem Umweg ist die Sozialdemokratie nicht im Ministerium, aber in der Mehrheit. Das Vertrauen und die Anerkennung, die in der Haltung der Sozialdemokratie gegenüber der Volkspartei zum Ausdruck kommt, wird die Bedeutung

Digitized by Google

eines politischen Bandes behalten, und hätte, wenn die Kombination der Mehrheitsparteien an Zentrum oder Nationalliberalen gescheitert wäre, automatisch eine demokratische Linke im Reichstag geschaffen.

Helfferich ist ausgeschieden, seine anderweitige Verwendung ist vorbehalten. Dieses letztere ist ausdrücklich zu billigen und von der Volkspartei trotz politischer Einwände ausgesprochen worden im Hinblick auf das persönliche Kapital, das Helfferich verkörpert.

Die Krisis ist überwunden, die Zusammenarbeit ist abzuwarten. Albern sind die Redensarten von dem vielen „Reden" des Reichstags. Der Reichstag hat keine Reden gehalten, sondern er hat gehandelt, eine Mehrheit und einen Willen gebildet. Das ist vielen Leuten unbequem, entweder weil ihnen die freiheitliche Entwicklung nicht paßt, oder weil sie nicht verstehen, welchen Faktor die freiheitliche Entwicklung Deutschlands bis zu den Friedensverhandlungen und in der Zeit hernach zu spielen berufen ist. Man braucht sich bei den geärgerten Gedankenlosigkeiten nicht aufzuhalten. Die Geschichte wird verzeichnen, daß im Sommer und Herbst 1917 der Deutsche Reichstag sich seiner Verantwortlichkeit bewußt war.

Ein Reichsverkehrsamt

Von Dipl.-Ing. Otto Ernst Sutter

Die Anforderungen, die die Kriegszeit an die deutschen Verkehrseinrichtungen gestellt hat und noch dauernd stellt, gehen weit über die Voraussetzungen und Schätzungen hinaus, die früher hinsichtlich der Leistungen dieser Einrichtungen während eines Krieges gelegentlich ausgesprochen wurden. Wir werden dabei einer Erscheinung gewahr, die auch auf anderen Gebieten, auf denen sich die Wirkungen des Völkerringens entscheidend geltend machen, zutage tritt. Es ist gewiß richtig, wenn gesagt wird, unsere Eisenbahnen hätten sich beim Ausbruch des Weltbrandes in einer Verfassung befunden, die sie der Erfüllung sehr hoher Aufgaben durchaus gewachsen sein ließ. Und in der

Digitized by Google

Tat haben ja auch Personal und Material (unter Einschluß des Baues unserer Eisenbahnen) die Erwartungen, die wir auf ihre Tätigkeit zu setzen uns für berechtigt hielten, nicht enttäuscht. Was in den Parlamenten, in der Tagespresse und sonst in der Öffentlichkeit über die gewaltige Arbeit der deutschen Eisenbahnen im Kriege Anerkennendes und Lobendes zum Ausdruck gebracht wurde, ist keineswegs übertrieben. Daß bei der langen Dauer des Völkerringens für den Personen- und Güterverkehr in stetig wachsendem, immer einschneidender werdenden Maß Einschränkungen des Betriebs notwendig geworden sind, hängt mit der Kohlenfrage, mit dem zahlenmäßig auf ein Minimum beschränkten Stand an Angestellten und Arbeitern und mit einer ganzen Reihe anderer Probleme zusammen. Wird der Blick aufs Ganze gerichtet, kann mit gutem Gewissen festgestellt werden, daß die deutschen Eisenbahnverwaltungen die harte Probe, die sie während der letzten drei Jahre zu bestehen hatten und unter deren eisernem Zwang sie sich noch befinden, bis jetzt zur Zufriedenheit bestanden haben. Gleiches kann von unseren Binnenwasserstraßen nicht gesagt werden. Das heißt: soweit wir sie besitzen, haben sie ihren Wert voll nachgewiesen, ja, die Gestaltung der Verkehrsverhältnisse im Krieg hat sogar dazu beigetragen, die Einsicht von ihrem Nutzen ganz wesentlich zu fördern. Einmal hat die Erkenntnis an Boden gewonnen, daß wir viel zu wenig Wasserwege und vor allem, daß wir kein zusammenhängendes, planmäßig ausgebautes Wasserstraßennetz haben. Besäßen wir ein solches zusammenhängendes Netz von Kanälen und kanalisierten Strömen, so wäre uns auf dem Gebiet des Verkehrswesens während des Krieges sicherlich manche recht unangenehme Erfahrung erspart geblieben. Wir hätten unsere Eisenbahnen ganz außerordentlich entlasten, ihre Kräfte für Aufgaben freimachen können, denen sie sich jetzt versagen müssen.

Es würde wenig dabei herauskommen, wollte man heute in eine genaue Untersuchung der Tatsachen eintreten, aus denen es sich erklärt, daß der Ausbau der deutschen Binnenschiffahrtsstraßen vor dem Krieg nicht annähernd in dem Umfang erfolgte, in dem er hätte durchgeführt werden müssen, wenn wir wirklich großzügige Verkehrspolitik getrieben hätten. Nur ein paar wenige Bemerkungen mögen in diesem Betracht gestattet sein. An Politikern, Nationalökonomen, Kaufleuten, Ingenieuren, Industriellen usw. hat es nicht gefehlt, die mit Nachdruck die Forderung einer zielklaren Ausgestaltung unserer Binnenschiffahrtswege und die Schaffung eines möglichst ununterbrochenen Liniennetzes über das ganze Reich vertraten. Auch an Projekten für einzelne Vorschläge hat es nicht gemangelt. Desgleichen muß festgestellt werden, daß vor allem die süddeutschen Regierungen den Binnenschiffahrtsideen, deren Verwirklichung zur Hebung von Handel und Wandel in ihren Ländern angestrebt wurden, Teilnahme und Förderung

Digitized by Google

angedeihen ließen. In Baden gilt dies hinsichtlich des Oberrheingedankens, in Württemberg für den Plan der Neckarkanalisierung, in Bayern für die Donau-Main-Verbindung usw. Allein überall ging es eben nur um Einzelprojekte. Die Hand, die diese Einzelprojekte hätte zusammenfassen, unter einen Hut bringen sollen, mußten wir vermissen. Es wäre an der Reichsregierung gewesen, diese Aufgabe zu betreiben und zu erfüllen.

Auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens hat man für das Güterwagenmaterial in der Staatsbahnwagengemeinschaft den Versuch einer Vereinheitlichung unternommen. Die Ergebnisse sind nach wie vor durchaus günstig. Indessen, dieser erste Schritt allein genügt nicht. Er bedeutet nur einen Anfang. Während des Krieges selbst hat sich ein gewisser Wandel in den Anschauungen über die Tätigkeit des Reiches auf dem ungeheuer großen Feld des Verkehrswesens, vor allem hinsichtlich der künftigen Wasserstraßenpolitik vollzogen. Die Tatsache, daß das Reich seine Bereitschaft zur Beteiligung an der Schaffung eines neuen Donau-Main-Kanals erklärt hat, liefert den Beweis für diese Behauptung. Überall, wo man in den Fragen einer neuzeitlichen deutschen Verkehrspolitik zu klaren Vorstellungen gekommen ist, wird man diesen Schritt der Reichsregierung mit Freuden begrüßen und zugleich Hoffnung und Wunsch bekunden, es möge auf den nun betretenen Bahnen fortgeschritten werden.

Allerdings: eine Schwalbe macht noch keinen Sommer! Auch bei der Teilnahme des Reiches an der Schiffahrtsstraße Rhein-Donau kann es sich erst um einen Anfang handeln, um einen Beginn, der nur dann von wirklichem Erfolg begleitet sein wird, wenn aus ihm eine neue deutsche grundsätzliche Verkehrspolitik herauswächst, eine Verkehrspolitik, die als den obersten Grundsatz ihres Handelns, ihres Planens und Beschließens die systematisch, von einheitlichen Gesichtspunkten geleitete Erweiterung und Förderung des gesamten Verkehrswesens ansieht. Eine solche Verkehrspolitik wird die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes und den Ausbau des Wasserstraßennetzes nicht als zwei getrennte Gebiete ansehen, sondern vielmehr beide mit derselben Hingabe, aber auch unter einheitlichen Gesichtspunkten pflegen. Darauf vor allem kommt es an: Eisenbahnen und Wasserstraßen muß es heißen, nicht Eisenbahnen oder Wasserstraßen. Auch nicht: erst Eisenbahnen und dann an zweiter Stelle Wasserstraßen!

Die Verfolgung einer großzügigen deutschen Verkehrspolitik aber wird nur dann gewährleistet sein, wenn ihre Fäden in einer zentralen Stelle zusammenlaufen. Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß nun von heute auf morgen die bundesstaatlichen Eisenbahnverwaltungen zu verschwinden hätten, daß eine nach Wort und Sinn restlos durchgeführte Reichseisenbahngemeinschaft, unter Aufhebung aller bundesstaatlichen Organe und eisen-

Digitized by Google

bahnlichen Selbstbestimmungsrechte die Voraussetzung einer solchen deutschen Verkehrspolitik, wie sie hier kurz skizziert wurde, sei. Durchaus nicht! Man kann sich sehr wohl denken — im übrigen soll zur Frage der „Reichseisenbahnen" in diesem Zusammenhang nicht Stellung genommen werden —, daß die bundesstaatlichen Eisenbahnen weiterbestehen werden und dennoch die so notwendige Reichsverkehrspolitik in Erscheinung treten könnte. Die Schaffung einer zentralen Stelle für den deutschen Verkehr, eines Reichsverkehrsamtes, würde keineswegs bedingen, daß die einzelstaatlichen Eisenbahn- und Wasserstraßen-Generaldirektionen usw. verschwinden müßten. Denn ein solches Reichsverkehrsamt hätte ja seine Hauptaufgabe nicht darin zu sehen, die Missionen jener Direktionen zu übernehmen, sondern vielmehr darin, zwischen den Interessen der verschiedenen Einzelstaaten den Ausgleich herbeizuführen, der für das Reich in der Gesamtheit einen Höchstbetrag des Nutzens der Verkehrseinrichtungen für alle gewährleistet. Es würde sich bei ihm also um die leitende Stelle einer Art von Verkehrstrust, Verkehrszweckverbandes für das ganze Reich handeln, wobei immer wieder zu betonen bleibt, daß Eisenbahnen und Wasserstraßen gleicherweise in den Kreis der Pläne und Arbeiten solch eines Reichsverkehrsamtes zu ziehen wären.

Es versteht sich von selbst, daß sich im Rahmen eines an Raumrücksichten gebundenen Aufsatzes die Bedeutung eines Reichsverkehrsamtes nur skizzenhaft umschreiben läßt. Von einzelnen seiner Obliegenheiten zu sprechen, würde um vieles zu weit führen. Nur auf einen Punkt sei noch hingewiesen. Die Schaffung eines Reichsverkehrsamts allein scheint uns dafür die Bürgschaft zu geben, daß die Eingliederung der deutschen Verkehrsanstalten in den mitteleuropäischen und europäischen Gesamtverkehr in der Form bewirkt werden kann, die die Gewähr für eine wahrhaft befriedigende Berücksichtigung der Interessen des Reichs als politischer und wirtschaftlicher Gemeinschaft im europäischen Gesamtverkehr in sich schließt. Es ist zuzugeben, daß die Aufgaben eines Reichsverkehrsamts ungeheuer weitverzweigt und mannigfach sind. Der Wunsch, daß die einzelnen Zweige unseres Wirtschaftslebens die Möglichkeit eingeräumt erhalten sollen, Forderungen dem Reichsverkehrsamt gegenüber wirkungsvoll vertreten zu können, erscheint darum durchaus berechtigt. Man könnte sehr wohl daran denken, zur Klärung der Anschauungen über die deutsche Verkehrspolitik ein deutsches — ja, darüber hinaus — mitteleuropäisches Verkehrsparlament ins Leben zu rufen. Doch auch über diese Dinge läßt sich hier nur andeutungsweise sprechen. Die Vorteile eines Reichsverkehrsamtes aber liegen auf der Hand. Sie bestehen, noch einmal kurz zusammengefaßt, vor allem darin: Es gibt die Gewähr, daß bei dem so dringend notwendigen Ausbau unseres Eisenbahnen- und unseres Wasserstraßennetzes in erster Linie die Projekte in Angriff

Digitized by Google

genommen werden, deren Verwirklichung vom „Reichsverkehrsstandpunkt“ aus am wünschenswertesten erscheint. Nur so ist eine von großzügigen Gesichtspunkten beeinflußte Auswahl unter den vielen Kanal- und Kanalisierungsvorschlägen und Eisenbahnplänen möglich. Dann aber, und das ist nicht minder wichtig, wäre ein Reichsverkehrsamt im besonderen Maß dazu berufen, die Gesamtheit der Verkehrseinrichtungen, also Eisenbahnen und Wasserstraßen, nach gemeinsamen Richtlinien zu leiten und auszugestalten. Hätten wir vor vielleicht zwanzig Jahren ein solches Reichsverkehrsamt geschaffen, so läge, davon darf man überzeugt sein, während dieses Krieges weit weniger Grund zu Klagen — vor allem über das Fehlen eines zusammenhängenden Wasserstraßennetzes — vor. Schwere Versäumnisse gilt es nachzuholen. Zum Zaudern und Zögern ist die Zeit zu kostbar. Auch der Forderung nach einem Reichsverkehrsamt gegenüber lasse man sich nicht auf allzuviele und allzulange „Erwägungen“ und „Vorprüfungen“ usw. ein. Die Lage, aus der sich das Postulat, über das in diesen Zeilen nur kurz gesprochen werden konnte, sozusagen von selbst ergibt, ist für jeden, der die Dinge der Wirklichkeit mit offenen Augen zu betrachten gewöhnt ist, hinreichend geklärt.

Straßen und Horizonte

Von Dr. Hermann Sinsheimer (München)

Die Dichtkunst steht heute, auch mitten im Weltkrieg, laut und breit am Markte. Sie besitzt eine Publizität wie noch nie. Sie ist populär geworden — durch die Schnellpresse, durch die Annonce, durch das Plakat. Aber es geht ihr wie einem predigenden Einsiedler, der in Mode gekommen ist. Man reißt sich darum, ihn zu hören, aber ... er ist kein Einsiedler mehr. Das Einsiedlerische der Kunst — womit nicht etwa die romantische Fiktion von der Weltfremdheit des Dichtens gemeint ist, sondern seine Marktfremdheit, seine Gebundenheit an das irrationale Erlebnis — dieses Einsiedlerische ist verloren gegangen. Dem heutigen Dichter droht die Gefahr, daß er sich an die Zeit verliert, die sich um ihn reißt — an die Zeit, aus der er sich und andere herausreißen, aus der er sich und andere hinaus- und hinaufführen soll. Die Kunst soll ja kein Cicerone der Zeit, sondern ihre Erlöserin sein, nicht ein Weg in die Zeit, sondern ein Weg durch die Zeit hindurch. Nicht Straße allein, sondern auch Horizont! Jede Gegenwart ist ihrer Kunst nicht ein Seiendes und Ruhendes, sondern ein Bereitetes und Entschwindendes.

Digitized by Google

Darum wird es die Dichtkunst unserer Tage vor dem Richterstuhl der Ewigkeit nicht leicht haben. Denn unsere Zeit, ob groß oder klein, lastet durch die Vielheit und äußere Wucht ihrer Gesichte schwer auf dem künstlerischen Schaffen. Wir suchen den Herakles, der sich ihres Gewichtes freut, weil es ihm ein Leichtes ist. Wir suchen den Dichter, dem die Zeit nicht Vehikel, sondern Motor, dem sie Wind im Segel, nicht Steuerziel ist. Wir suchen diesen Dichter und — suchen damit zugleich auch das Wesen und Wesentliche unserer Zeit.

Diese Zeit nun ist geboren und in die ihr eigene Größe oder Ungröße hineingewachsen aus Gegensätzen — aus politischen, sozialen, religiösen und noch allgemeineren, kaum zu umschreibenden Gegensätzen. Das Vorschreiten des Einzelmenschen zur sozialen Pflichtgebundenheit, die zum Ferment eine ethisch-soziale Erlöstheit hat, fand statt und mußte stattfinden über eine schwanke Brücke, unter der alle überwindungsbedürftigen Individualinstinkte um so stärker und lärmender aufbrausten. Solange die Erlöstheit des Einzelnen im sozialen Körper noch nicht erlebt und erfüllt ist, muß jener Lärm der in letzter Aufbäumung sich emporwühlenden Ichkräfte, die das Du nicht gekannt und genannt haben wollen, weil die Verschmelzung mit ihm ihre Fortsetzung, Eindämmung und Ablösung werden muß, das zeitbildbestimmende Merkmal sein. Und damit, mit der Nebeneinanderhäufung der Ichs und Ichs und wieder Ichs, ist jeder Gegensätzlichkeit das Tor der Zeit geöffnet. Die Ableugnung des Du feiert um so stärkere Triumphe, je mehr ihr die Möglichkeit, sich aus der wahren, im Heraufzug begriffenen Zeitgesinnung zu substantiieren, dahinschwindet. So nur konnte die Zeit der internationalen Verständigungen ausmünden in einen Weltkrieg: wo Ich und Du sich beargwöhnen und immer zu gegenseitigem Nicht- und Mißverstehen hysterisch geneigt sind, da konnten auch Volk und Volk sich nicht verständigen. Daß sie sich überhaupt verständigen mußten, bewies schon, daß sie sich nicht verstanden. So kam es, daß die Nationen im Wirbel wellenhaft zusammenprallender und auseinanderfließender Egoismen ihre Lebensbedingungen, also etwas mehr oder minder Opportunes, zu Grundsätzen und Thesen von Wirtschaft und Macht verflachten, dadurch unter sich neue scheinlebendige Gegensätze schufen und Anlässen zu Streit und Krieg nicht mehr gewachsen waren. In diesem fast primitiven Sinne ist der Krieg das blutige Meer, in das die unterschiedlichen Strömungen des absterbenden Ichwillens sich ergossen ...

Nun aber steht am Rande der Zeit ein vielbeschwatzter Gott trauernd und fröstelnd und weiß nicht zu leben und nicht zu sterben: der Geist. Jener Geist, um dessen begriffliche Fassung seit Stirner, Nietzsche und Schopenhauer die nur impressionablen Köpfe sich bemühen zu müssen glaubten und sich

Digitized by Google

natürlich so bemühten, daß jeder Griff schon als Begriff galt. Es geschah eine merkwürdige Umkehrung: Weltanschauung schuf Welten (der Impression), und geistreiche Einfälle schufen Geist. Am Anfang aber war ... was denn nun eigentlich am Anfang war, diese faustische Frage fand ein wagnerisch-adeptenhaftes Echo, aber keine Antwort, dafür Antworten in Masse, keine Lösung, nur Lösungen. Ein Netz von Straßen führte durch das geistige Gewirr der Zeit, am Ziele aber mündeten sie nicht aus in einen Horizont. Und trauernd stand, nochmals gesagt, am Rande dieser mit Antworten und Lösungen übersättigten, aber jedes geistigen Echos baren Zeit der Geist, der ... am Anfang war! Der Geist, der über der Impression steht wie Himmel über jagender Wolke. Der Geist, der um das Ich und Du steht wie fließendes Wasser um Pfahl und Stock. Der Geist, die Vernunft, die Verstand und Seele in sich begreift, die ihren Ausdruck findet in der Gesamtheit der Menschen, Werke und Dinge, die das erhöhte, vergottete Ich der Welt ist und darum nicht Trennungen, sondern Zusammenfassungen, nicht Gegensätze, sondern Harmonien, nicht Spaltungen, sondern Vereinigungen weiß und schafft.

Der Mut und das Glück Goethes, dieses mutigsten und glücklichsten aller Deutschen, war es, daß er diesen Geist, der dem Witz der Seele und des Verstandes unerreichbar ist, suchte und fand. Und seine immerwährende Größe ist es, daß dieser allwaltende Geist, der den Unterschied und Gegensatz nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern auch zwischen Gott und Mensch aufhebt, sich aus all seinen Werken neu gebiert und größer ist als sie und sie daher in keinerlei errechenbarer ratio endigen läßt. Das ist Goethes wahres Olympiertum — und nach dieser in geistiger Anschauung und Ausschau gleicherweise begründeten Höhe, zu der kein impressionistischer, von den Sinnen getriebener Anlauf hinreicht, verlangt und langt auch schon unsere Zeit.

* * *

Die Kunst dieser Zeit nun rotiert in emsigen Drehungen um diesen neuen alten geistigen Mittelpunkt. Mit stärkster Zentripetalkraft schleudern dahin die Rhythmen mancher junger Lyriker, Werfels insbesondere, und Glaube und neue Frommheit blühen empor, ohne daß sie es nötig haben, einen neuen Parteigott zu schaffen. Nein, der alte Gott lebt noch, und eine mythische Vorstellung von ihm läßt ein Bedürfnis nach Kult und Ritus nicht aufkommen. Der Geist-Gott zieht, am Markte vorbei, in die Kunst ein, zieht, über den Markt hinweg, die Kunst an. Und so ergeht vom Dichter die schöne Forderung an die Zeitgenossen:

„Deine Gebärden sollen neue freie Gedanken sein,
Bis dir des Todes bunter Wechsel unter den Füßen flieht
Und dir vertraut am unbewegten Himmel die Sterne stehn."

Digitized by Google

Diese beglückende Aufforderung enthält ein Gedichtband von F. A. Schmid Noerr: „Straßen und Horizonte" (Verlag der Weißen Bücher). Dieses Buch eines in und vor der Zeit zu geistiger Gelassenheit gereiften Menschen ist — vorläufig — eine singuläre Erscheinung. Es spricht sich in ihm eine außerordentlich starke, außerordentlich frohe, im Geistigen und Formalen außerordentlich weitgreifende Persönlichkeit aus. Dieses Sichaussprechen geschieht nicht in individualistischen Purzelbäumen, auch nicht einmal durch die Pflege des persönlichen und nur persönlichen Erlebnisses, ja sogar nicht einmal dadurch, daß der Dichter sich selbst und der Welt eine bestimmte Richtung weist und gibt. Ein Größeres, ein weniger Alltägliches spricht sich in diesen Gedichten aus: ein Belassen der Welt in sich, ein schlichtes Finden des Geistigen in jeder Erscheinung und somit ein Auflösen und Erhöhen der Erscheinung im Geist. Hier endlich hat wieder einer das starke, kristallene Gefühl in sich, das hinreicht, um sich selbst als Gefühl der Welt, Sinn der Welt, Geist der Welt darzustellen. Hier ist ein Lyriker, der das Primäre dichtet und der ausspricht: Am Anfang war der Geist ...

Schmid Noerr ist ein Schwabe von 40 Jahren, also ein klug und reif gewordener Schwabe. Zwei bestimmende künstlerische Erlebnisse lassen sich aus seinen Gedichten erweisen. Das eine, besonderer Art, heißt Hölderlin. Von ihm aus hat Schmid Noerr Mut und Weg zur hymnischen und elegischen Dichtung gefunden. An ihm auch orientiert sich des Dichters glücklich stilisierende Art, in der er Moderne und Antike sich gegenseitig befruchten läßt und für große Gegenstände eine Form findet, die, funkelnd von der anschaulichen Frische des Erlebnisses, in eine zeitlose Größe hinaufmündet. So etwa, wenn es in dem Gedicht „Denkmal" heißt:

„O daß wir noch leben, wir Klugen, wir immer noch Wägenden
In Tränen; oder gar lächelnd, wie heimlich Gerettete,
An Gräbern entlang uns zu schleichen, wir Sterbens Unkundigen!
Ganz im Lebendigsten stehn die Gefallenen,
Die Helden ja alle, und leuchten von Sieg!"

Das andere deutliche Erlebnis dieses Dichters allgemeiner Art ist die Ergreifung der lyrischen Sprachform. Es gibt für sie keine Tradition mehr, es gibt nur noch eine Willkür des Einzelnen, die sich erfüllt oder versagt am Talent. Über die Möglichkeiten des Talents hinaus aber ist — von Rilke und Werfel abgesehen und von dem größten und absonderlichsten Stefan George zu schweigen — nirgends heute ein Gefühl vom magischen Geist der Sprache vorherrschend, der über alle Zeiten hinweg unabänderlich ist. Bei Schmid Noerr gilt die doppelte Wahrheit, daß am Anfang der Geist und das Wort war. Das will sagen: der dichterische Prozeß bei Schmid Noerr ist derart, daß das zu gestaltende Gefühl nicht etwa aus sprachlichem Material herausgemeißelt wird, wobei Sprache und Gefühl auch bei weit-

Digitized by Google

gehender geistiger Vertiefung und sprachlicher Durchformung zwei gemeinsam existierende Faktoren bleiben, sondern das Gefühl gestaltet sich zugleich mit der Sprache. Es läuft nicht auf dem Verständigungsmittel der Sprache einher, sondern es wird Wort oder es wird überhaupt nicht. Dies ist schönster, kunstvollster Expressionismus, in dem Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit der geistigen Form jede Erinnerung an die Natur und ihr Stoffliches ablöst und verklärt. Dies wird aber auch im höchsten Sinn des Wortes ein Rhythmus der Zeit, vor dem der Sinn des Begriffs „Modern" verblaßt und gleichgültig wird. Es gibt — bei Anlegung höchster Maßstäbe — wenig Gedichtbücher, in der ohne jede andere Tendenz als der des geistigen Seins unsere Zeit geistig so vergrößert, d. h. in ihren dauernden, dem Ewigen zugewandten Instinkten dargestellt ist.

Dadurch bekommt dieses Buch, wie jede künstlerische Emanation großen Stils, seinen über das Künstlerische hinausgehenden Sinn. Es wird ein menschliches, d. h. weltüberwindendes Dokument. Das Gedachte und Empfundene der Zeit wird Erlebnis und Wahrheit, das Phänomenale der Zeit wird schattenhaft und unwahr.

„Weiß, eine Wolke, schwebt des Geistes reine Taube
Zu Häupten des Gebirgs, und eine Stimme spricht:
Auf, Winzer! Feiert nun des Lebens heiligen Tod.
Auf, Schnitter! Schneidet zu! Und erntet Wein und Brot."

Mit diesen Worten endigt ein Gedicht „Der Erntetag", das mit der Schilderung herbstlich reifer Ährenfelder und Weinberge beginnt. Hier wird das Symbol, das Dichterische nicht erst gefunden aus der Anschauung der Natur, sondern es ist als menschliches und naturhaftes Wachstum gesehen.

Und einmal auch wird das Geheimnis solchen Sehens ausgesprochen:

„Still weiter wächst die Zeit.
In ihres Wachstums Adern aber, Gott
Und Mensch und alle Schönheit nährend, kreist
Der Ewigkeit kostbarstes Blut: der Glaube,
Der allen Lebens letztes Gleichnis ist."

Das Ziel des menschlichen Wachsens wird in dem leicht hingeworfenen Gedicht „Tannenversuchung" so ausgesprochen:

„Mich dünkt erfüllt, wohin die Sehnsucht trug:
Mit vielen andern so zusammen stehn,
Still atmen, Wald sein und sich selbst genug."

An diesen wenigen Beispielen des vielgestaltigen, reichen Buches erweist sich, um nun an die einleitenden Bemerkungen anzuknüpfen, der zeitgestaltende und zeitbestimmende Charakter dieser Lyrik: ihr Dichter lebt die Zeit in zwei Extremen, in der ewigen Natur und im ewigen Geist. Zwischen beiden eingebettet, lebt und spricht zu uns die Zeit. Die Natur, das Unbewußte, das an sich Schöne und Beredte, wird in die Zeit hineingedeutet, nicht um allegorisch für sie etwas auszusagen, sondern um als Bild und Vorbild

Digitized by Google

über ihr zu stehen — zugleich auch als Trost, Verheißung und Aufmunterung. Der Geist hinwiederum, das Bewußte, das Schaffende und Umwertende, wölbt sich über die Turbulenz der Zeit hinüber zur Natur — ihr Bruder, ihr Gleicherschaffenes — und stellt sich in letzter Verschlingung mit ihr als Zeitüberwinder dar. Die Zeit selbst wird so in diesen Gedichten, von der gelassen formenden Hand eines gelassenen Geistes erfaßt, ein großer Gerneklein. Dadurch geschieht, wonach wir uns alle sehnen, die Rechtfertigung des Geistes vor der Zeit, die sich ihrerseits in ihrer gegensätzlichen Zersetzung entwöhnt hat, sich vor dem Geist zu rechtfertigen. Schmid Noerr gehört zu den wenigen, die, ob sie Krieg oder Frieden bedichten, dem letzten Menschheitsideal anhängen: dem Ideal der ewigen Harmonie.

Von hier aus aber ist der einzige Weg heutiger großer Kunst sichtbar. Die Probleme der Zeit können nicht ohne weiteres Probleme der Kunst werden. Denn sie sind Probleme skeptischer Weltbetrachtung, die notwendig jeder (geistigen und politischen) Neuorientierung vorausgehen muß. Die Kunst aber hat vom Skeptizismus und Kritizismus der Zeit schon übergenug in sich aufgenommen, als daß sie im Problematischen noch neue Ziele finden könnte. Sie muß den Tag und seine Fragen überwinden. Sie muß ihn abtun, etwa mit den Worten Schmid Noerrs:

„Und was war nun der Tag? Ein Atemzug,
Ein Blinzeln nur im ewigen Schlaf der Dinge."

Und muß sich selbst ganz bewußt über die Zeit und in jene Zusammenhänge stellen, die man, weil sie Zeitliches auffangen und umwerten, die ewigen nennt. Das aber sind die harmonischen Zusammenhänge von Natur und Geist. Auf naturalistische Dichtung muß große Naturdichtung, auf geistreiche Planung geistiges Erfassen, auf aufwühlende Disharmonien gelassene Harmonie folgen. Dies ist der uralte Weg der neuen Kunst.

Nachtbild

Von Oskar Wöhrle

In schwarze Nacht die Welt versank,
In schwarzem Nebel hängt das Herz.
Die Winde liegen matsch und krank,
Kein Durchzug hebt sich wolkenwärts.

Digitized by Google

Nicht einem klingt ein Klang im Blut,
Das fließt so werktagstumpf wie Blei.
Was Lust sonst war, kehrt sich zu Wut,
Die Kraft der Dunkelheit liegt frei.

Als sei die Welt ein Kirchhoffeld,
Ein Tummelplatz des Elends nur,
Vom Todeswinselschrei durchgellt
Der abgeschlachteten Natur.

Der Kaiser im Volksstaat

Vor bald zwanzig Jahren hat Friedrich Naumann sein Buch „Demokratie und Kaisertum" veröffentlicht, in dem er als die Notwendigkeit einer starken deutschen Zukunft beschrieb, daß die geschichtliche Monarchie, besonders das Hohenzollerntum, sich mit den aus der Tiefe wachsenden Volksbewegungen zusammenfinde. Das Programm ist damals bei den beiden Seiten, an die es sich vor allem wandte, auf mehr Ablehnung als Zustimmung gestoßen — es hat sich als der Träger eines eigenen sammelnden Parteikörpers zwischen den geschichtlichen Gruppen nicht durchsetzen können. Der Nationalsoziale Verein, in dem dieser Gedankengang seine praktische Ausweitung in der Flottenfrage wie in den Zoll- und Wahlrechtskämpfen gefunden hatte, wurde aufgelöst.

Der Krieg hat nun mit der klärenden Wucht seiner ersten Wochen das alte Naumannsche Bild als eine wohltätige Selbstverständlichkeit erwiesen. Der Kaiser hat genau so Ansichten und Stimmungen revidiert wie die linke Demokratie: beide traten zusammen, und die Gemeinsamkeit ihrer Gefüh e, Gesinnungen, Tätigkeiten, Opfer hat das Vaterland gerettet. Dama s fragte mich ein führender sozialdemokratischer Publizist, ob wir alten „Naumannianer" nicht sehr stolz seien, wie recht wir in der Aussage über die deutsche Entwicklung behalten: „Ihr habt uns besser gek annt als wir selber." Ich antwortete ihm: „Nicht stolz, aber zufrieden." Bis heute hat sich, im Ausdruck schwankend, die alte Marschroute durchhalten lassen: Die kaiserliche Oster- und Julibereitschaft und Scheidemanns Würzburger Bekenntnis zur verantwortlichen Teilnahme an der Staatsarbeit sind die Malsteine.

Naumann selber hat die Problemstellung seines alten Bekenntnisbuches jetzt in einer kleinen Schrift aufgenommen: „Der Kaiser im Volksstaat". Sie zieht die Folgerungen aus den Tatsachen des Krieges und aus den demokratischen Entwicklungen, die von der Zeit erzwungen wurden. Mit jener schönen und überlegenen Klarheit des Ausdrucks, die sein Schriftstellertum auszeichnet, faltet er die Fragen auseinander, die heute jeden staatspolitisch denkenden Kopf bewegen müssen: wie wandeln sich Aufgabe, Gewicht, Einfluß, Verantwortung des Monarchen innerhalb unseres politischen Wesens, wenn gleichzeitig Volk und Parlament erfolgreich um die Ausdehnung ihrer Macht ringen? Wie ist in dem Bewußtsein des Volkes der monarchische

Digitized by Google

Gedanke verankert, welchen Schutzes bedarf er und zugleich welch neuer Abtönung? Indem Naumann, geschichtlich prüfend, auch Begriff und Inhalt der Demokratie von den Symbolen ihrer Vergangenheit erleichtert, gewinnt er die Unbefangenheit, die Grenzen der Wirksamkeit zu zeichnen, zugleich aber auch jene unbedingte gemeinsame Hingabe im vaterländischen Dienst zu beschreiben, dem beide Teile unterworfen sind. Man muß dies Buch vor allem jenem Kreis von Menschen ans Herz legen, deren politische Stellungnahme in dumpfen Gefühlen hängen geblieben ist, und die jetzt der Suggestion lauter Schlagworte der Rechten ausgeliefert sind. Hier werden sie vor eine sehr ernste Prüfung des ganzen Journalistengetöses gerückt, das heute die staatspolitische Auseinandersetzung unseres inneren Lebens nur im Rahmen kleiner politischer Personalstrebereien begreifen und beschreiben will.

Naumanns Büchlein leitet eine von W. Heile und W. Schotte herausgegebene Schriftenreihe „Der deutsche Volksstaat" ein, die im Verlag der „Hilfe" zu erscheinen beginnt. Ihr Ziel ist, die innerpolitischen Probleme in freiheitlichem und staatlichem Sinn abzuwandeln, um die geistige Luft vorzubereiten, in der der Aufbau des neuen Deutschlands betätigt werden soll. Die Reihe wird zunächst fortgesetzt durch eine Arbeit von Professor Max Weber-Heidelberg, „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland" und eine Schrift „Die Bundesstaaten und das Reich", in der ich die Fragen des Föderalismus und der zentralistischen Verfassungsentwicklung geschichtlich, rechtlich und politisch zu zeigen versucht habe. Theodor Heuss

Der Wanderer zwischen beiden Welten

Er heißt Ernst Wurche, dessen Gedächtnis Walter Flex sein schönes Büchlein gewidmet hat.*) Er war Student der Theologie, trat bei Kriegsbeginn als Freiwilliger ein. Flex lernte ihn kennen, als beide zum Offiziersaspirantenausbildungskursus in das Warthelager kamen. Das Buch schildert die gemeinsamen Erlebnisse bis zu der Nacht, wo Wurche auf Patrouille bei Posiminicze, von einer Kosakenkugel getroffen, starb. „Leutnantsdienst tun heißt seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon": So hat er seinen Dienst aufgefaßt und so ihn ausgeführt. Ein Jüngling klar, rein, ohne Widerspruch, so zeichnete ihn uns Walter Flex, der dem Freund nun selber in den Kämpfen auf Ösel nachgefolgt ist, nicht der Typus des deutschen Jünglings, eher ein mögliches Ideal. — So wird Ernst Wurches Bild — vielleicht etwas heroisiert — stehen bleiben und noch künftigen Geschlechtern künden von den deutschen Kriegsfreiwilligen vom August 1914. Namentlich wünschte ich das Buch in den Händen unserer heranwachsenden Jugend zu sehen.

Thomas O. Achelis

*) München, Oskar Beck, 1917.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Autonomie in Polen

Von Georg Gothein, M. d. R.

Seit länger als zwei Jahren ist Polen von uns erobert. Von vornherein haben die Zentralmächte keinen Zweifel gelassen, daß ihre Absicht sei, einen selbständigen polnischen Staat wiederherzustellen. In der Zwei-Kaiser-Proklamation haben sie dem feierlich Ausdruck gegeben. Aber der Krieg dauert lange, und das polnische Volk leidet wirtschaftlich noch schwerer unter ihm als das deutsche. Denn wenn auch die Landwirte für ihre Erzeugnisse überaus hohe Preise erhalten und in der Lage sind, ihre Schulden abzutragen, so ist doch Kongreßpolen mit 110 Einwohnern auf das Quadratkilometer ein überwiegendes Industrieland. Und da seine hauptsächlichste Industrie, die Textilindustrie, jetzt keine Rohstoffe hat, so stockt Handel und Wandel, sind Arbeitslosigkeit und Elend ungeheuer. Aber auch der Eisenindustrie, die die reichen Erze aus Kriwoirog in Südrußland bezog, fehlt das Rohmaterial, zumal auch die wenigen polnischen Erze jetzt in den oberschlesischen Hütten verarbeitet werden. Schließlich sind die deutschen Werke besser auf die Kriegsindustrie eingestellt; man zieht die polnischen Facharbeiter zu ihnen heran. Natürlich würden sie lieber in ihrer Heimat, bei ihren Familien sein.

Wenn die Zeit ohnehin so schwer drückt, empfindet es ein Volk doppelt lästig, von Fremden regiert zu werden, die ihnen zwar die Befreiung vom russischen Joch verkünden, aber ihm notgedrungen vorläufig ihr eigenes auferlegen; das geht im Krieg, wo die Kämpfe zudem sich in nächster Nähe abspielen, nun einmal nicht anders. Die Okkupationsmächte können die Verwaltung nicht völlig aus der Hand geben. Es kam hinzu, daß die russischen Beamten — und polnische gab es nicht; nicht einmal eine Gemeindeselbstverwaltung hatten die Russen den Polen gestattet — geflohen waren. Anfangs wollten die Polen aus Furcht vor der Wiederkehr der Russen auch gar kein Amt annehmen. Man war also auf die Beamten der Okkupationsmächte angewiesen.

Zweifellos hat die deutsche Verwaltung dort auf verschiedenen Gebieten Glänzendes geleistet: so in der Wiederherstellung wie im Bau von Eisenbahnen, ebenso wie in der Besserung und Neuanlage von Kunststraßen — war doch das Wegewesen in Polen planmäßig vernachlässigt worden. Die Sanierung der unglaublich vernachlässigten Städte wurde erfolgreich durchgeführt, so daß die vorher ständigen Seuchen größtenteils verschwunden

Digitized by Google

sind. Krankenhäuser wurden geschaffen, für einen einigermaßen geordneten Armenpflegedienst gesorgt. Eine unparteiische Rechtspflege unter deutschen Richtern wurde eingeführt, der Polizeidienst organisiert. Öffentliche Volksschulen, die bis dahin in Polen ganz fehlten, wurden im größten Umfang errichtet, die Universität Warschau ins Leben gerufen. Für die Juden wurde eine Religionsverfassung auf synodaler Grundlage geschaffen usw. Alles das sind Ruhmestaten der Okkupationsverwaltung, die eine spätere Zeit dankbar anerkennen wird. Aber die wenigsten davon sind geeignet, sofortige Sympathien zu erwerben. Und darauf versteht sich auch der deutsche Beamte — zumal der mit Vorliebe dort verwendete ostelbische — nun einmal nicht, am wenigsten in der Behandlung fremdsprachiger Volksstämme. Unsere Polen-, unsere Dänenpolitik sind ein recht unerfreuliches Kapitel. Die Psyche fremder Völker bleibt ihm meist ein versiegeltes Buch. Darauf aber kommt es doch recht wesentlich an, um die Volksstimmung im eroberten Land, das man zugleich befreien will, unter so schwierigen Verhältnissen einigermaßen hochzuhalten. Das ist gewiß nicht leicht, am wenigsten bei einem über ein Jahrhundert der Freiheit entwöhnten Volk, dessen große Mehrheit aus Analphabeten besteht, das zwar geistig recht lebhaft ist, wo ungeheuer viel politisiert wird, wo aber die politische Schulung fehlt. Und Politik ist die Kunst des Möglichen; im Krieg aber läßt sich vieles nicht ermöglichen, was im Frieden ohne weiteres erreichbar ist. Man wollte die volle Freiheit, die volle Autonomie, besonders seit der russischen Revolution; versprach diese doch sie allen Fremdvölkern Rußlands. Wie beides gemeint ist, zeigt freilich das Beispiel Finnlands. Vor allem übersahen die polnischen Politiker, daß die kriegerischen Vorgänge, die sich unmittelbar in nächster Nähe abspielen, gebieterisch verlangen, der Militärgewalt der Okkupationsmächte die letzte entscheidende Macht zu belassen.

Das durfte freilich nicht hindern, so weit als irgend möglich die Verwaltung des okkupierten Gebiets in die Hand seiner Bewohner zu legen. Man begann mit Schaffung einer Gemeindeselbstverwaltung der Städte. Gegenüber der russischen Zeit ein ungeheurer Fortschritt. Aber man verkümmerte ihn von vornherein durch ein unsagbar kompliziertes, ausgetüfteltes Kurien- und Klassenwahlrecht. Es scheint, daß man ängstlich bemüht war, der zahlreichen jüdischen Bevölkerung, die in vielen Städten die Mehrheit — selbst in der polnischsten, in Warschau, 40 % — ausmacht, keinen zu starken Einfluß auf die städtische Verwaltung zuzugestehen. Nicht aus Antisemitismus — der lag unserer Verwaltung sicher absolut fern dabei. Weit mehr aus der Sorge, es sonst mit den Polen zu verderben. Aber man erreichte damit, daß die polnischen Mehrheiten der Stadtvertretungen sich über die berechtigten Interessen der jüdischen Bevölkerung — ganz besonders bei den

Digitized by Google

Schul- und Armenfragen, bei den Notstandsarbeiten u. a. m. — in einer Weise hinwegsetzten, die wiederum ein Eingreifen der deutschen Aufsichtsbehörde unabweisbar machte. Das erschien vielen als ein Eingriff in die Freiheit, in das Recht der Selbstverwaltung, und es war doch geboten im Interesse der Gerechtigkeit. Freiheit ist nicht die Freiheit, andere zu unterdrücken.

Man hätte eben von vornherein das Recht der nationalen Minderheiten sichern müssen. Selbst Kongreßpolen ist kein lediglich von Polen bewohntes Gebiet; sie machen darin nur 71,6 % aus. Man müßte den nationalen Minderheiten — deren größte die Juden (16—17 %), deren zweitgrößte die Deutschen (6 %) sind — die Wahrung und Pflege ihrer nationalen Kulturgüter auf ihre Kosten selbst überlassen und durfte sie nicht zu den Kosten heranziehen, welche sie bei der nationalen Mehrheit erfordern. Man mußte sie — zur Vermeidung der die nationalen Gegensätze verschärfenden Wahlkämpfe — in nationalen Kurien wählen lassen oder ohne Klassenwahl durchweg die Verhältniswahl einführen.

In Polen gibt es — wie überall — viel verschiedene Parteien. Die deutsche Verwaltung stützte sich auf die, welche sich am deutschfreundlichsten gebärdete und den Glauben erweckte, im Handumdrehen ein polnisches Heer aufstellen und damit die Okkupationsmächte wirksam unterstützen zu können. Aber die polnischen „Aktivisten" hatten wenig hinter sich. Sie waren meist Notable, und wenn überall der Gegensatz zwischen den Notabeln und den breiten Volksmassen besteht, so in Polen erst recht. Der Staatsrat, der die Vertretung des polnischen Volkes darstellen sollte, bestand nur aus Aktivisten, nur aus Polen und nur aus Notabeln. Je weniger er Boden im Volke hatte, desto krampfhafter war sein Bemühen, durch Erfolge populär zu werden. Schließlich legte er seine Ämter nieder, gerade in dem Moment, wo die Okkupationsmächte den größten Schritt taten, die polnische Autonomie zu erweitern.

Schon vorher hatte man sich entschlossen, die Rechtspflege in die polnische Hand zu legen. Kein ganz leichter Entschluß; denn von keiner Seite konnte gegen die Unparteilichkeit und gegen die Schnelligkeit der deutschen Gerichte in Polen Klage erhoben werden. Im Gegenteil: eine so treffliche Rechtspflege hatte man in Polen noch nicht erlebt. Unter der eingeborenen Bevölkerung gab es dagegen gar keinen Richterstand, geschweige einen solchen mit Tradition. Es gab nur polnische Advokaten, und die tüchtigsten mit guter Praxis ziehen vor, diese beizubehalten. Die ohne Praxis drängen sich nach dem Richteramt. Und ob bei dem Mangel an Tradition, bei den nationalen Gegensätzen die nationalen Minderheiten bei der Rechtsprechung zu ihrem Recht kommen, wird von den letzteren mit Sorge erwogen. Die höhere

Digitized by Google

Instanz ist gar nicht in der Lage, alle Fehlurteile zu berichtigen, denn nur die wenigsten Sachen kommen der Höhe des Streitobjekts wegen in die Berufungsinstanz.

Immerhin, es lag kein triftiger Grund vor, die Rechtspflege in deutscher Hand zu belassen; man hat nur Vorsorge getroffen, daß die vor deutschen Gerichten schwebenden Prozesse von ihnen auch zu Ende geführt werden.

Des weiteren hat man — und mit vollem Recht — das Schulwesen nicht länger in deutscher Verwaltung gelassen. Bei aller Anerkennung des guten Willens, die verbrecherische Vernachlässigung des Bildungswesens in Polen durch die russische Verwaltung sofort zu beheben, war es doch ein Überschwang des Kulturwillens, die Polen mit dem deutschen Schulmeister zu beglücken. Aber freilich, auch in der Überlassung dieses Zweiges an die öffentliche Verwaltung liegt in einem so stark nationalgemischten Staatswesen eine unleugbare Gefahr, wenn man nicht vorher das Recht der nationalen Minderheiten gesichert hat.

Die eigene polnische Armee hat man nicht fallen lassen, aber sie ist während des Krieges ohne Bedeutung. Ihr Kern setzte sich aus den polnischen Legionen zusammen, die ganz überwiegend aus galizischen Polen, also aus österreichischen Staatsangehörigen bestehen. Endlos währte der Streit um die Eidesformel des von Soldaten und Offizieren der polnischen Armee zu leistenden Fahneneides. Als sie im Hauptausschuß des Reichstages zur Verlesung kam, erregte ihr harmloser Text Erstaunen, und kein Mensch konnte begreifen, warum eigentlich die Gemüter sich darüber erregt hatten. Denn auch das Treugelöbnis gegenüber den Monarchen der Okkupationsmächte bezog sich nur auf die Dauer des Krieges. Nun kann man diesen doch unmöglich zumuten, in dem von ihnen eroberten Lande während des Krieges eine Armee sich bilden zu lassen und zu bilden helfen, die unter Umständen es für erlaubt hält, ihnen in den Rücken zu fallen.

Daß solche Sorgen nach der russischen Revolution bei der politischen Unreife mancher polnischen „Politiker" nicht absolut von der Hand zu weisen waren, zeigt das bedauerliche Beispiel Pilsudskis, des verdienten Führers der polnischen Legion, der in diesem Krieg der Nationalheros der Polen geworden war und dem man als der populärsten Persönlichkeit die Bildung der polnischen Armee anvertraut hatte. Als er die russische Gefahr für Polen durch die russische Revolution und die von ihr versprochene Verselbständigung Polens beseitigt sah, glaubte er der Sache Polens besser zu dienen, wenn er Verbindungen mit Rußland anknüpfte, um mit Hilfe der Entente das erträumte Großpolen auch auf Kosten Österreichs und Deutschlands herzustellen. Die polnischen „Politiker" haben sich nahezu ein Jahrhundert nur mit der Rolle der Verschwörer befassen können und eifrig befaßt. Solche

Digitized by Google

Gewohnheiten werden nicht so rasch abgelegt, und Pilsudski reizte wohl die Rolle eines polnischen Jürg Jenatsch. Es blieb nichts übrig, als ihn zu verhaften. Gleichzeitig brauchte Österreich an der Front seine Landsleute aus der polnischen Legion, und für die Ausbildung der „polnischen Armee" verblieben nur die aus Kongreßpolen stammenden Offiziere.

Daß diese ganzen Vorgänge dort Mißmut erregten, war nicht verwunderlich; nur müßte man sich in Polen sagen, daß hier die Schuld auf polnischer Seite liege.

Die Okkupationsmächte haben versprochen, ein selbständiges polnisches Reich wiederherzustellen, aber über seine Grenzen haben sie nichts gesagt und nicht gut etwas sagen können; die werden erst im Friedensakt festgesetzt werden. Die Entente ist freigebiger — wie stets die Leute, die das Fell des Bären verteilen, den sie nicht erlegt haben. Sie versprechen den Polen nicht nur das russische Polen, sondern auch Galizien, Oberschlesien, Posen, West- und Ostpreußen, d. h. Gebiete, die teils nie, teils seit unvordenklichen Zeiten nicht einem polnischen Reich angehört haben und in dessen wenigsten Teilen die polnische Bevölkerung die Mehrheit bildet. Nur Posen und Westpreußen sind bei den Teilungen Polens an Preußen gekommen, nachdem ersteres jahrhundertelang ihm nicht zugehört hatte, und auch da bildet nicht nur in den meisten Städten, sondern in vielen Kreisen auch auf dem Lande die deutsche Bevölkerung die Mehrheit. Nicht nur strategische, sondern auch Verwaltungs-, Verkehrs- und wirtschaftliche Fragen machen es außerdem ganz unmöglich, die ohnehin unvorteilhafte deutsche Ostgrenze noch weiter zu verschlechtern. Die Forderung, die Staatsgrenzen rein nach ethnographischen Gesichtspunkten abzugrenzen, ist unerfüllbar, steht zudem gerade mit dem französischen Verlangen der „Desannexion" des Elsaß in schreiendem Widerspruch. Wollte man dieses unmögliche Prinzip durchführen, so würde uns auch zwei Drittel der Schweiz, große Teile Böhmens, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Salzkammergut und vier Fünftel von Tirol zufallen müssen. Nur komplette Narren können die Forderung des reinen Nationalstaats aufstellen; sie ist in gemischtsprachigen Gegenden eine absolute Unmöglichkeit.

In Galizien ist eine starke Partei, die dessen Angliederung an Polen erstrebt. Krakau ist zweifellos eine polnische Stadt und ein altes polnisches Kulturzentrum. Aber nur in dem weit kleineren Westgalizien überwiegt das polnische Element, in Ostgalizien neben einer starken jüdischen und einer immerhin beträchtlichen deutschen Bevölkerung das ukrainische. Die Polen bilden dort im wesentlichen nur eine besitzende Herrenschicht. Der Wunsch der galizischen Polen geht darauf hinaus, aus Kongreßpolen und Galizien ein Großpolen zu machen, das ebenso wie Ungarn unter habsburgischem Zepter als dritter Staat dem österreichisch-ungarischen Doppelstaat hinzu-

Digitized by Google

treten solle. Unter den Deutschen Österreichs findet dieser Wunsch lebhafte Sympathien. Mit dem Ausscheiden der Polen würden sie in Zisleithanien die Mehrheit haben und dadurch eine Besserung ihrer innerpolitischen Verhältnisse erfahren.

Für Deutschland ist der Plan einer Einbeziehung Kongreßpolens in das österreichisch-ungarische Zollgebiet schon aus handelspolitischen Rücksichten undiskutierbar. Von Preußen gehen neun Bahnen nach Polen, von Österreich nur eine. Unsere Ausfuhr dorthin ist 16mal so groß als die österreichische. Wir würden eines unserer wichtigsten Absatzgebiete speziell für unseren ohnehin für die Ausfuhr durch die Zollschranken Österreichs und Rußlands und die weite Entfernung vom Meer ungünstig dastehenden deutschen Osten verlieren, wenn Kongreßpolen an Österreich fiele. Man weiß in Breslau noch ein trübes Lied davon zu singen, was die Einverleibung Krakaus in das österreichische Zollgebiet uns seinerzeit gekostet hat.

Die Aufnahmefähigkeit Kongreßpolens für deutsche Waren hängt zum großen Teil von dem Blühen seiner Industrie und das wieder davon ab, daß diese ein großes Absatzgebiet hat. Gut drei Fünftel ihrer Erzeugung wurden vor dem Krieg auf dem innerrussischen Markt abgesetzt. Wird ihr dieser verschlossen, so müßte ihr Ersatz durch landwirtschaftliche Absatzgebiete verschafft werden, wenn nicht die polnische Industrie dahinsiechen soll. Denn im freien Export ist sie bei der geringwertigen Arbeiterleistung dem Wettbewerb Deutschlands, Englands, Frankreichs, Belgiens, der Schweiz, aber auch Österreich-Ungarns nicht gewachsen. Wer sich näher über diese im Rahmen eines Artikels nicht genügend klarzustellenden Fragen unterrichten will, den verweise ich auf mein „Das unabhängige Polen als Nationalitätenstaat", Stuttgart und Berlin 1917, Deutsche Verlags-Anstalt.

Solche aufnahmefähige landwirtschaftliche Gebiete, die gleichzeitig das seinen Eigenbedarf an Nahrungsmitteln nicht entfernt deckende Polen damit ebenso wie mit Holz versorgen könnten, bieten die benachbarten Grenzstriche Wolhyniens, vor allem aber Litauen und Kurland. Die Einbeziehung des letzteren in das polnische Zollgebiet würde diesem gleichzeitig die erwünschten Häfen an der Ostsee bringen. Die Litauer und Letten, der Hauptbestandteil der Bevölkerung Litauens und Kurlands — selbst in letzterem machen die Deutschen nur 6,5 % der Bevölkerung aus — sind aber keine Slawen; ihre Sprache hat nicht die geringste Verwandtschaft mit der polnischen. Sie gehören der ugro-finnischen Völkerfamilie an. In Litauen ist — abgesehen von der halb polnisch, halb jüdischen Stadt Wilna und einigen westlichen Kreisen — nur der litauische Grundadel polonisiert. Könnte man demnach wohl Kreis und Stadt Wilna selbst zu Polen schlagen —

Digitized by Google

wofür die fast rein litauischen nördlichen Kreise des Gouvernements Suwalki an Litauen kommen könnten —, so müßte man doch aus Litauen und Kurland selbständige Staatswesen machen, die nur in Zollunion mit Polen zu bleiben hätten; zweckmäßig würde dann vielleicht auch die Personalunion mit letzterem sein. Polen, Litauen und Kurland würden dann in einem ganz ähnlichen Verhältnis zueinander stehen wie Österreich und Ungarn. Doch könnte man Litauen und Kurland auch besondere Fürsten geben.

Unbedingt notwendig würde es aber sein, in allen diesen Staaten den starken nationalen Minderheiten — und keiner von ihnen, am wenigsten Polen, würde ein reiner Nationalstaat sein — die Pflege ihrer Kulturgüter in Nationsgemeinschaften mit Besteuerungsrecht zu sichern. Nur dann wäre für ihre gesunde innerpolitische Entwicklung die Vorbedingung geschaffen. Dafür nicht von Anfang an Vorsorge getroffen zu haben, ist der große Fehler der Okkupationsmächte.

Nachdem der aktivistische Staatsrat seine Ämter niedergelegt hat und man sich leider noch nicht dazu hat entschließen können, eine Volksvertretung wählen zu lassen, ist nunmehr ein diese ersetzender „erweiterter Staatsrat" gebildet worden. Es war dringend zu wünschen, daß dieser nicht wieder ein Notabelnrat wurde und nicht nur aus polnischen Elementen bestand. Noch war es nicht zu spät, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß es in Polen 16 bis 17 % Juden, deren Muttersprache das Jiddische — ein mit 5 % hebräischen Worten versetzter alter oberdeutscher Dialekt ist, der mit hebräischen Lettern geschrieben wird — daß es 6 % Deutsche und 7 % Litauer und Ukrainer gibt. Aber man hat auch jetzt nicht den Entschluß finden können, die Rechte der nationalen Minderheiten irgendwie zu sichern; man fürchtete wohl bei den Polen damit anzustoßen. Da bleibt denn nur übrig, im Friedensvertrag allgemein — nicht nur für Polen — dieses Recht zu sichern und unter internationalen Schutz zu stellen. Das ist unerläßlich, sollen nicht unerträgliche Verhältnisse entstehen. Ein Volk geht aus dem Zustand jahrhundertelanger Knechtschaft in den der Freiheit nicht ohne seltsame Sprünge über, und einer der gefährlichsten dabei ist der übertriebene Nationalismus, der sich in der Unduldsamkeit gegen andere Nationalitäten äußert. Dem muß vorgebeugt werden.

Dieser erweiterte Staatsrat, ein Regentschaftsrat und ein polnisches Ministerium werden nunmehr bis zum Erlaß einer Verfassung, der wohl erst mit dem Friedensschluß erfolgen wird, Polen verwalten. Damit ist ihm eine so weitgehende Autonomie gegeben wie wohl niemals zuvor während des Krieges einem eroberten und okkupierten Land. Das müßten sich die realpolitischen Elemente in Polen sagen. Und sie müßten auch einsehen,

Digitized by Google

daß es — solange der Krieg dauert — unerläßlich ist, daß dem von den Okkupationsmächten bestellten Generalgouverneur ein Einspruchsrecht gegen die Beschlüsse und Anordnungen der polnischen Behörden zustehen muß. Auch wir müssen in der Kriegszeit den ausführenden Gewalten Machtbefugnisse zugestehen, die wir im Frieden keinen Tag erträglich finden würden. Und die Polen werden sich auch sagen, daß, wenn der Himmel einmal die sehnsüchtigen Träume zur Wirklichkeit werden läßt, diese immer etwas anders und nüchterner ausschaut als der holde Traum; daß eben nicht alle Blüten reifen können; daß man die Zeit abwarten muß, bis die Frucht reif ist und daß Ungeduld das nicht beschleunigt.

Freilich, zwei Maßnahmen sind es vor allem, die äußerst bitter empfunden werden und die rasch zu beseitigen ein dringendes Interesse ist: starke Mißstimmung unter der Arbeiterbevölkerung erregt die Art der Arbeitervermittlung nach Deutschland durch die Feldarbeiterzentrale. In Polen ist Mangel an Arbeitsgelegenheit, in Deutschland Mangel an Arbeitern. Polnische Arbeiter nach Deutschland zu bringen liegt im beiderseitigen Interesse. Die Arbeitervermittlung erfolgt aber vielfach in bureaukratisch-schematischer Weise ohne Rücksicht darauf, ob die Leute für die ihnen zugewiesene Arbeit qualifiziert sind. Wenn man einen Maschinenarbeiter oder gelernten Handwerker als Landarbeiter oder Schlepper in einer Kohlengrube unterbringt, so ist er weder mit der Arbeit noch mit der Entlohnung zufrieden, noch wird seine Arbeitskraft nutzbringend verwendet. Der berechtigte Wunsch geht daher dahin, die polnischen Arbeiterorganisationen bei der Arbeitervermittlung zu beteiligen, ebenso an der Überwachung, daß die zugesagten Arbeitsbedingungen innegehalten werden. Auf Veranlassung des Reichstags hat man sich neuerdings zur Abstellung vorher vorhandener Mißstände entschlossen.

Tief verstimmt weiter die Teilung Polens in ein österreichisches und ein deutsches Verwaltungsgebiet, die durch eine Zoll- und Paßgrenze streng geschieden sind. Das ist um so schlimmer, als das österreichische Verwaltungsgebiet die landwirtschaftlichen, fruchtbaren Überschußgebiete, das deutsche die dichtbevölkerten Industriegebiete und Großstädte in sich schließt und die Ausfuhr von Lebensmitteln aus dem ersteren in das letztere Gebiet verboten ist. Dadurch werden die Ernährungsverhältnisse im letzteren auf das ungünstigste beeinflußt. Die Unterernährung und damit die Sterblichkeit der städtischen und Industriebevölkerung ist eine überaus große, die Stimmung eine furchtbar gedrückte. Es ist sehr bedauerlich, daß es bei den letzten Verhandlungen mit Österreich nicht geglückt ist, es zur Aufgabe der Zwischengrenze zu bewegen. Kommt doch noch dazu, daß ihr Fortbestehen dem völlig ungerechtfertigten Verdacht, es sei doch auf eine neue Teilung Polens abgesehen, immer neue Nahrung gibt.

Digitized by Google

Gewaltige Fortschritte sind in den letzten Wochen auf dem Gebiet der Verselbständigung Polens gemacht worden, weitere werden und müssen folgen. Wir sind ehrlich bemüht, die Stimmung in dem unglücklichen Land, das unter dem Krieg besonders schwer leidet, zu heben. Freilich, der Weg, nur der stärksten Nationalität allein die Verwaltung zu übertragen, ist nicht der, welcher sicher zum Ziel führt.

Der Brief

Von Max Barthel, Musketier

Als wir bei Verdun lagen, fanden wir, Bubeck, Fischer und ich, in einem zerschossenen Graben einen toten Mann. Jung oder alt, das ersahen wir nicht, denn ein Splitter hatte ihm den Kopf zerspalten. Nichts blieb als ein scharfes Kinn, ein harter, strenger Mund und darüber die entsetzliche Wunde.

Wir gruben ein Grab, eins von den vielen namenlosen, vergessenen, nahmen des Toten Briefmappe, und da fanden wir unter den Papieren einen Brief, der den Gefallenen taghell vor uns hinstellte und uns erschauern ließ wie vor Sonnenaufgang. Die vielen Toten, die Millionen geschlossener Münder taten sich auf, und dröhnend rollte Schicksal und Klage an uns vorbei. Der gefundene Brief wurde zum Aufschrei der Millionen Frauen und Mädchen in der Welt.

So schrieb eine Frau an ihren Mann:

„Liebster!

Denke Dir, heute nacht träumte ich, daß jedes Mädchen zu ihrem Schatz in den Schützengraben dürfte. Aus den Fabriken kamen sie, aus den großen Städten, den Dörfern und Höfen. Die Maschinen standen still und die Felder waren leer. Es war ein Singen und Gelächter wie Glockengeläute in der Luft, und die hellen Kleider der Mädchen und Frauen wanderten wie freudige Fahnen über das Land

Ich kam durch Wälder und Städte, über Strom und Berg, und plötzlich war ich im Schlachtfeld. Ich legte mich zu Deinem Freund an ein Maschinengewehr und sprach sehnsüchtig von Dir, mein Liebling. Dein Freund war stumm, und das Gewehr begann zu hämmern. Bei jedem Schuß sprang ein Blutstropfen aus meiner Hand. Ich litt schwer, und die Erde war ganz rot.

So lag ich auf den Steinen, matt und unruhvoll und harrte Dein. Alle kamen, nur Du nicht, mein Herzenskind. Und die Soldaten schmückten mit

Digitized by Google

Blumen das Gewehr. Ach, die Blüten waren welk und die Wälder funkelten. Und ich harrte Dein. Der Berg stand nackt und zerfressen vor mir und dampfte und fraß. Die Granaten rollten.

Da sagte Dein Freund, Du seiest noch da oben, und mein Herz schlug heftig. Da stand ich eilends auf und lief hin zu Dir.

Ein Posten hielt mich an. Ich sagte: „Ich will zu meinem Schatz!" Da durfte ich weiter. Nun kam ich an einem seltsamen Platz vorbei. Hier waren die Gräber von den Königen von allen Ländern. Grab war an Grab, und auf jedem gurgelte Blut, Blumen blühten wohl, aber sie trugen Totenköpfe. In den kahlen Gehäusen standen lebendige Augen und sahen mich an, das Entsetzen würgte mich.

Und ein alter König fragte mich, wo sein Platz sei. Die goldene Krone trug er in der gelben Hand, und sie war wie ein Käfig geschmiedet und ganz mit Rubinen bedeckt. Die Totenkopfblumen rasselten auf den blutigen Gräbern und die Augen dolchten nach uns. Und es war kein Platz mehr frei. Da ging der Mann müde fort und weinte sehr.

Auch ich mußte weiter. Da begegnete ich einem Rudel wilder Ziegen. Ein anderes Rudel stand hoch oben am Berg, scharfumrissen vom Licht, und sie jauchzten einander zu.

Und ich dachte an die Menschen, mein Liebster, die sich nicht erkennen wollen. Aus meinen Augen stürzten die Tränen. Ich sah die Gräber offen, und Mann an Mann verfaulten in der Tiefe. Und jedes Herz blutete in den vermorschten Brüsten, und ein Glanz war in den Grüften wie von Rubinen.

Ich sah rückwärts in die Städte und Dörfer, und jede Kammer war eine Folterstube. Und die Säuglinge starben an den Mutterbrüsten. Die alten Leute zerfielen wie Herbstlaub. Der neue Reichtum stolzierte in Prunk und Geschmeide im gesicherten Land. Und wieder sah ich die Rubinfarbe.

Aber ein Gestank ging von den reichen Menschen aus, wie von Pest und Schwären. In den Städten hungerte das Volk. Und ein Schrei flatterte wie Raubvogelflug über der verrückten Welt.

Ein Abgrund tat sich vor mir auf, der war mit Blut und Tränen gefüllt. Ermordete Soldaten schwammen häßlich aufgedunsen in der Flut, und Geier und Raben fraßen ihr Fleisch. Und aus der höllischen Tiefe floß der goldene Strom der Kriegsgewinne. Mich ekelte. Und ich sah Deinen heiligen Leib, mein Liebster, zerrissen vor mir. Ich schrie entsetzlich auf.

Aber der Abgrund verschwand, und ich ging weiter. Ach, ich war so elend, mein Kind. Die Beine zitterten mir. Aber eine Gewalt riß mich hin, Deine Küsse sollten mir Kraft geben. Mein Mund war rot und heiß und lechzte nach Dir.

Digitized by Google

Die Wüste der Front verschlang mich. Nichts als nackter Fels und Sand, zerfressen und aussätzig. Geborstene Säulen der Bäume, die in dem zerfetzten Gipfel Drahtgewirr trugen. Als hätte eine riesige Spinne da oben genistet. In den Granatlöchern bleichten Totenknochen. Kein Vogelschrei in der verpesteten Luft!

So stand ich oben auf der zertrümmerten Höhe und rief nach Dir, mein Liebster. Da barst ein Grab, und ein Toter stand vor mir.

Oh, mein alleinziger Mann, lebst du noch? Wie mein Herz nach Dir fiebert!

An einem heftigen Schlag, den ich im Halbschlaf als Kanonendonner annahm, wachte ich auf. Ein Gewitter stand über der großen Stadt. Da riß ich das Fenster auf und verkühlte mich. So war alles nur ein Traum, denn Du darfst mir nicht sterben, gelt, mein Schatz?!

Ach, da schlief ich mit Deinem süßen Namen wieder ein. Ich küsse Dich! Das Heimweh nach Dir krampft mir die Brust zusammen."

Als wir noch bei Verdun lagen, fanden wir, Bubeck, Fischer und ich, einen toten Mann. Wir begruben ihn und lasen den Brief. Wir sind nicht verrückt geworden, wir leben weiter so hin. Der Krieg geht fort.

Wahnsinnige Welt!

Vom ungarischen Deutschtum

Das ungarische Deutschtum war, soweit es nicht in den größeren und kleineren Städten des Landes zerstreut war und ist, an vier Stellen in zusammenhängender Masse beisammen: in zwei Landschaften Siebenbürgens, im Banat, in der Zips und im Heanzenland (an der Grenze Niederösterreichs donauabwärts). Die Zipser Deutschen sind fast ganz verschwunden. Die übrigen Siedelungen bestehen noch. Die Zipser bildeten einst ein starkes Zweiglein des deutschen Stammes. Hier blühte deutsches Bergwerk und deutsches Handwerk. Es versank — aber nicht so sehr im madjarischen als vielmehr im slowakischen Meere. Die Heanzen erhalten sich wohl hauptsächlich durch die Nähe des deutschen Niederösterreichs, wohin sie, die zu Hause oft kleine Bauern sind, Arbeit suchen gehen. Sie sind vielfach Maurer. Die Schwaben im Banat sitzen eng beisammen und bleiben deutsch. Aber sie verlieren dadurch an ihrem Volkstum, daß die Söhne, die studieren, Madjaren werden. Mit der Annahme der madjarischen Sprache, ohne die es kein Fortkommen im Staatsdienst und in den liberalen Berufen gibt, verlieren sie ihr Volkstum. So erhalten sich die Schwaben ungefähr in ihrer Volkszahl, die über eine halbe Million ausmacht. Nur die Siebenbürger Sachsen haben ein nationalbewußtes Deutschtum. Sie tragen fälschlich den Namen Sachsen, sie sind von Abstammung Mittelfranken, wie ihre Mundart und ihre Gebräuche beweisen. Die ersten Einwanderer kamen im zwölften Jahrhundert ins Land. Heute haben sie im Süden ein ziemlich geschlossenes größeres und im Norden ein ganz geschlossenes kleineres Gebiet inne. Sie werden

Digitized by Google

am stärksten durch das eindringende Rumänentum bedrängt. Sie sind hier, was festzuhalten von Wichtigkeit ist, sowohl Stadt- als Landvolk. In der Geschichte des Landes spielen sie als wohlhabende und kriegstüchtige Bürger eine bedeutende Rolle. In den vielfachen Stürmen dieser östlichen Lande haben sie viel zu erdulden gehabt.

Um das Deutschtum im Auslande hat sich das Deutschtum im Reiche leider nie sehr gekümmert. Das wird jetzt gründlich ein Ende haben. Und man wird sich auch über das Deutschtum in Ungarn belehren wollen. Gelegenheit dazu ist durch ein Buch gegeben, das eben erschienen ist: „Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart" von Fr. Teutsch (Leipzig, K. F. Köhler. 1916. XIII, 350 S.). Gegenüber der dreibändigen Geschichte desselben Verfassers stellt dieser eine Band nicht zu viele Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit des Lesers. Überdies ist die abenteuerreiche Geschichte des Landes ja an sich interessant. Die „Gesellschaft zur Erforschung des Deutschtums im Auslande" gibt eine Sammlung von Schriften zu dieser Erforschung heraus, von denen hier der erste Band vorliegt. Es ist zu wünschen, daß die Sammlung rasch vorwärts schreite.

Unzweifelhaft sind die Siebenbürger Deutschen das wichtigste deutsche Element in Ungarn. Sie waren lange Zeit Herren auf ihrem Boden, hierin ähnlich den Deutschen im Baltenlande. Auch sie dachten, wie diese, nie daran, die sie umgebende bodenständige Masse deutsch zu machen. Sie waren zu stolz dazu. Der tiefstehende Rumäne wurde verachtet. Aber er rächte sich durch rege Vermehrung. Der siebenbürgische Bauer und Bürger wollte sich in seiner Herrscherstellung erhalten. Er durfte daher nicht zu viele Kinder haben, die den Besitz zerstückelt und so ein armes deutsches Volk erzeugt hätten. So kam das Zweikindersystem, demzufolge die Gesamtzahl der Siebenbürger Deutschen noch keine Viertelmillion ausmacht, auch darin den deutschen Balten ähnlich.

Leider haben diese Sachsen keinen Dichter hervorgebracht, der ihr Leben so anschaulich geschildert hätte, wie dies Adam Müller-Guttenbrunn bezüglich der Banater Schwaben getan hat. Seine Banater Romane (bei Staackmann in Leipzig) erzählen die Geschichte der Einwanderung und der nationalen Bedrängnisse dieser wackeren Bauern, die sich in neuester Zeit ihrer Nationalität mehr und mehr bewußt zu werden anfangen. Hoffentlich erblüht dem Deutschtum in Ungarn doch noch eine nationale Zukunft.

E. Pernerstorfer

Schöne neue Bücher

Die Erzählungen von „Knut Hamsun", ausgewählt von Walter von Molo (bei A. Langen, München) sind ein sehr begrüßenswertes Buch, obwohl sie etwas unternehmen, was an sich unmöglich ist. Sie täuschen ja gewissermaßen eine „Auswahl" aus Hamsun vor, und so etwas gibt es nicht. Aber man hat nun also fünf von den größeren und kleineren Erzählungen Hamsuns in einem handlichen Buch beieinander, das man auf die Reise mitnehmen kann, statt der vielen Einzelbände. Wer die Dichtung gern im Warenhaus kauft und meint, er trage mit diesem Band den Extrakt in der Tasche und könne sich um den übrigen ganzen Hamsun nun drücken, der täuscht sich freilich schwer. Die Auswahl, die Molo getroffen hat, könnte ebensogut ganz

Digitized by Google

anders sein. Hamsun, dem alle Virtuosität so herrlich fehlt, hat nie „Perlen" geschrieben. Der Auswahlband, der auch wohlfeil ist, wird uns dienen, so oft wir einem Freunde, der Hamsun noch nicht besitzt, etwas von ihm schenken wollen. „Populär" wird er diesen rassigsten unter allen lebenden Dichtern hoffentlich nicht machen.

Das kleine Büchlein „Europäische Wege" von Robert Müller, das ich in der Eisenbahn las, plagte mich mit seiner bildsam feinfühligen Sprache und seinem ungestümen intellektuellen Temperament lange auf jene Art, wie ein Gesicht uns plagt, das wir „schon einmal gesehen" zu haben meinen. So war es auch, ich kam schließlich dahinter. Von demselben Dichter las ich vor einem Jahr ein Buch „Tropen", das sich mir tief eingeprägt hat. Dieselbe Kühnheit und Biegsamkeit der geistigen Bewegung, dieselbe Fülle an Anknüpfungen, Gesichtspunkten, Assoziationen, die ich dort genossen hatte, ist auch in den „Europäischen Wegen" wieder, nur ist Format und Gewicht wesentlich kleiner, näher bei der Spielerei, näher beim Feuilleton. Das ist endlich wieder ein Intellektueller, auf den man böse wird, wenn er irgendwo nur geistreich ist, weil er mehr sein kann. So wurde ich böse, als ich in den Aufsätzen über Serbien einen Satz las, der etwa sagt: es geschehe Belgrad recht, daß es erobert worden sei, die Granaten hätten so manchen falschen Prunk, so manche Scheinarchitektur und protzige Attrappe bloßgelegt. Dieser Satz ist üble Kriegsliteratur und könnte mit Erfolg im Leitartikel einer unserer großen Zeitungen stehen. Nein, wenn jede Stadt beschossen werden müßte, in der wir auf Bauschwindel und wildenhaften Protzengeschmack stoßen, dann wäre auch unser Vaterland verloren. — Ja, also so eine kleine Entgleisung nimmt man Robert Müller übel, und eben das fiel mir auf. Man nimmt so etwas nur einem Manne übel, den man sehr hoch schätzt.

Eine schöne, eigentümliche Art von Anthologie ist das Buch „Alpine Sieger" von A. Steinitzer (bei Georg Müller, München). Da sind, samt Bildern, zwei Dutzend Berichte über Erstbesteigungen und andere irgendwie hervorragende Leistungen von Bergsteigern zusammengestellt, von 1730 bis in die neueste Zeit, und man sieht, daß die Auswahl nicht von einem Büchermacher zusammengestoppelt, sondern von einem Kenner mit Bedacht besorgt worden ist. Es fehlt manches berühmte Stück, so die Montblancbesteigung von de Saussure, aber es steht nichts in dem Buch, was weniger interessant wäre. Der Philister kann nun bei dieser Lektüre in Gefahren und Leistungen schwelgen und dabei den Rückhalt haben, daß er jederzeit entrüstet sagen kann, wie toll und gottversucht es sei, solche Sachen zu unternehmen, und eigentlich geschehe es denen recht, die dabei das Genick brechen. Bei der Lektüre von Schlachtberichten fehlt ihm dieser Trost. Andere werden anders denken über jenen seltsamen Alpinistengeist, der das Gefährliche, das Exponierte sucht und liebt, und sie werden, ohne diesen Geist als Geist zu überschätzen, Freude an ihm haben und werden gerade in der Hingabe an solche Leistungen, „die ja eigentlich gar nicht sein müßten", jene Tugenden finden, dir wir als Männlichkeit und als Sachlichkeit bezeichnen.

Unter den Büchersammlungen des Verlags Diederichs in Jena stelle ich obenan die Reihe chinesischer Bücher

Digitized by Google

und dann die „Märchen der Weltliteratur". In dieser letzten Sammlung erschien ein Band „Südseemärchen" von Paul Hambruch, eine reiche Auswahl von Eingeborenensagen, Erzählungen und Märchen aus Australien, Neuguinea, Fidschi, Samoa usw. Seit der psychologischen Durchleuchtung der Märchenliteratur hat jene alte, so oft wiederholte Überraschung darüber, daß die Märchen aller Völker sich ähnlich sind und viele Hauptmotive sich über die ganze Welt hin stets wiederholen, aufgehört, eine Überraschung zu sein. So finden wir auch hier beinahe vollzählig die mythischen Lieblingsstoffe aller Volksmärchen beisammen, exotisch mutet lediglich das Milieu an. Wenn man statt „Taro" Hirse, statt „Krokodil" Drache sagt, dann klingen manche dieser Märchen fast wie aus unseren einheimischen Quellen geschöpft. Inzwischen hat die Wissenschaft sich damit begnügt, diese Übereinstimmung der mythischen Phantasie bei allen Völkern festzustellen. Die Deutung hat sie den Psycho-Analytikern überlassen, und von dorther dämmert, noch etwas nebelhaft, nun eine neue Wissenschaft herauf, welche später einmal vielleicht einfach „Psychologie" heißen wird. Wir können indessen die „Südseemärchen" gleich ihren Geschwistern aus Nordland und vom Balkan, aus Rußland und China sehr wohl auch ohne wissenschaftliche Ausdeutung genießen. Eine Logarithmentafel hat für den, der sie nicht handhaben kann, nicht den mindesten Wert. Ein Märchen aber gibt auch dem, der es nicht deuten kann, der seine tiefen Wurzeln im Unbewußten der Menschheit nicht kennt, Schönes genug, Ahnung und Anklang genug. Und je fernerher der Ruf ertönt, je exotischer die Titel klingen, desto aufmerksamer mögen wir jener seltsamen Übereinstimmung lauschen, welche uns davon erzählt, daß wirklich und tatsächlich die Menschheit eine Einheit ist, nicht nur als Ideal und Forderung, sondern faktisch.

Hermann Hesse

Seehandlung

Die Königliche Seehandlung schlägt eine Kapitalserhöhung um 60½ auf 160 Millionen vor. Wer ist die Seehandlung? Manche werden sich darunter etwas recht Merkwürdiges vorstellen, so eine Art Schiffahrtsgesellschaft oder gar eine Fischhandlung. Über diese irrtümliche Vorstellung äußert sich die Denkschrift, die die Kapitalserhöhung begründen soll, mit folgendem Klageruf: „Noch immer gehen Briefe bei uns ein, die erkennen lassen, daß deren Verfasser uns für eine Anstalt des Seehandels oder für eine Fischhandlung halten." Und deshalb wird auch gleichzeitig mit der Kapitalserhöhung vorgeschlagen, die Firma künftig zu ändern in „Königlich Preußische Staatsbank". Diese Firmenänderung deutet bereits an, um was es sich bei diesem Institut handelt. Aber auch der merkwürdige Name hat selbstverständlich seine historische Berechtigung. Als nämlich Friedrich der Große im Jahre 1772 die Seehandlungs-Societät, wie sie damals hieß, gründete, war ihre Hauptaufgabe, den Exporthandel unter preußischer Flagge zu fördern und aus der Schiffahrt entsprechenden Nutzen zu ziehen. Sie war mit Handelsmonopolen wie Salz und Wachs aus-

Digitized by Google

gestattet. Später beteiligte sie sich dann auch an allen möglichen gewerblichen Unternehmungen, von denen heute noch Reste vorhanden sind. So ist erst kürzlich die Landeshuter Flachsspinnerei von ihr verkauft worden. Und sie ist auch heute noch Besitzerin von Mühlen in Bromberg. Das aber trat immer mehr in den Hintergrund, und ihre Hauptaufgabe wurde, die Finanzgeschäfte für den Staat zu vermitteln und zu erleichtern. Dementsprechend spielte sie eine bedeutende Rolle bei der Begebung von Staatsanleihen, bei der Verwaltung staatlicher Überschüsse, wie sie namentlich die preußischen Eisenbahnen zeitweise in außerordentlicher Höhe abwarfen. Eine besondere Tätigkeit entfaltete sie ferner als Aufnahmestelle für preußische Staatspapiere an den Börsen, um so die Kurse im Sinne des Finanzministers zu beeinflussen, d. h. dem überflüssigen Kurssturz vorzubeugen. Da sie zeitweise über außerordentlich hohe Gelder verfügte, so hatte sie auf die Bildung der Diskontsätze und auch auf die gesamten Verhältnisse am Geldmarkt häufig einen ausschlaggebenden Einfluß. Sie arbeitete bis zum Jahre 1904 mit verhältnismäßig geringen Mitteln. Damals aber wurde ganz plötzlich ihr Dotationskapital von bis dahin 34½ Millionen verdreifacht. Das war das Werk ihres damaligen Leiters, der in der Zwischenzeit sich auch innerhalb Preußens einen großen Ruf erworben hat, des jetzigen Reichsbankpräsidenten Havenstein. Der Zweck jener Kapitalstransaktion war derselbe, der auch heute für die neuerliche Erhöhung angeführt wird.

Man machte geltend, daß die privaten Banken, vor allem die Berliner Rieseninstitute, so außerordentlich wachsen, daß ein staatliches Bankinstitut in die Gefahr komme, als Größe zweiten Grades hinter den andern zurückzubleiben. Die Seehandlung könne aber nur dann als gleichberechtigt ihre Aufgabe voll erfüllen, wenn sie auf dem Geldmarkt und innerhalb der hier tätigen und sich kreuzenden Kräfte eine starke Stellung einnehme. Nur so könne sie die Staatsfinanzverwaltung unabhängig erhalten von den sich immer stärker zentralisierenden und kraftvoll auftretenden Mächten der Großfinanz und der Großbanken, nur dann aber könne auch ihre Mitwirkung für diese Mächte selbst begehrenswert bleiben und das notwendige Zusammenwirken der Großfinanz mit den staatlichen Interessen dauernd sichern. Daneben aber wird angeführt, daß gerade die Seehandlung in der Übergangswirtschaft eine außerordentlich große Aufgabe zu übernehmen habe, daß sie auch weiterhin für die Bedürfnisse nicht nur des preußischen Staates, sondern auch für die Selbstverwaltungskörper, Städte usw. mitzusorgen habe. Um einen Begriff von ihrer Bedeutung im Kriege zu geben, sei erwähnt, daß ihr Umsatz, der im letzten Friedensjahr etwa 21 Milliarden gewesen ist, im letzten Jahre bereits auf 114 Milliarden gestiegen ist. Hand in Hand mit der Kapitalserhöhung geht auch ein weiterer Beschluß, der auf eine Erhöhung der eigenen Mittel des Instituts hinzielt. Während nämlich bisher ihr Überschuß restlos in die Staatskasse floß, soll künftig der größte Teil zur Bildung von Reserven benutzt werden. Man folgt damit dem Beispiel, das die bayerische Staatsbank, die sogenannte Königliche Bank, seit langem eingeschlagen hat, die heute bei nur 12 Millionen Dotationskapital über nicht weniger als 60 Millionen Reserven verfügt.

Der Vorschlag der Seehandlung ist nach zwei Seiten hin interessant und wichtig. Einmal kann er sehr leicht nun wieder die Privatbanken aufstacheln, ihrerseits eine Kapitalerhöhung anzustreben, da ja alle derartigen

Digitized by Google

Maßnahmen immer wie eine Schraube ohne Ende wirken. Ob das freilich diesmal den Banken so leicht fallen wird, ist darum zweifelhaft, weil nach den neuesten Bestimmungen jede Kapitalserhöhung an die Genehmigung der Behörden geknüpft ist und diese zurzeit wohl kaum leicht zu erhalten ist. Die Banken können aber auch ohne eine direkte Beanspruchung des Kapitalmarktes ihre Macht immer weiter ausdehnen, indem sie einfach andere Institute in sich aufsaugen. Das hat in den letzten Tagen wieder die Diskontogesellschaft gemacht, indem sie den nicht unbedeutenden Magdeburger Bankverein und vier kleinere mitteldeutsche Institute mit sich verschmilzt und ihr Grundkapital auf die bisher in Deutschland nicht gekannte Höhe von 310 Millionen bringt.

Der andere Gedanke, der bei dem Vorschlag der Seehandlung auftaucht, ist die Frage, ob etwa das Institut beabsichtigt, mehr als bisher der privaten Bankwelt Konkurrenz zu machen. Hier liegt ein Problem von außerordentlicher Wichtigkeit vor. Es gibt, wie bekannt, sehr viele Politiker, namentlich in den Kreisen der Mittelständler und der Konservativen, die teilweise aus ehrlichen Bedenken, teilweise auch aus agitatorischen Gründen auf die ins Gigantische wachsende Ausdehnung der paar großen Geldinstitute hinweisen, die tatsächlich ins Phantastische geht. Hatten doch allein die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft Ende vorigen Jahres bereits 11 Milliarden Mark in eigenen und fremden Kapitalien in ihrer Verwaltung. Gerade aus diesen Kreisen nun ist schon häufig der Gedanke aufgetaucht, der Staat oder das Reich möchten doch selbst die Verwaltung dieser Volksersparnisse in die Hand nehmen, um so diese Mittel für den Staat in die Hand zu bekommen. Es fragt sich nun, ob nicht auch dieses mal wieder bei der Beratung der Vorlage im preußischen Abgeordnetenhaus der Gedanke aufs neue ventiliert wird. Man wird derartigen Projekten bei aller Unvoreingenommenheit und bei allen Bedenken, die man gegen die Bankwelt vorzubringen hat, doch nur sehr kritisch und vorsichtig gegenübertreten müssen, denn wenn man schon Bedenken hat, die Volksersparnisse einigen Großbanken in die Hand zu geben, so kann man auf der andern Seite auch sehr viel gegen die Idee, diese Gelder dem Staat anzuvertrauen, einwenden. Man sollte nie vergessen, daß auf diese Weise das Kapital seiner freien Entwicklungsmöglichkeit beraubt und ganz speziellen Interessen der zufällig gerade herrschenden Partei anvertraut würde. Daß man hier das freie Spiel der Kräfte nicht völlig ausschalten sollte, werden wohl die meisten einsehen. Andererseits sollten gerade aus dem Auftauchen derartiger Projekte unsere Großbanken ihre Lehren ziehen. Sie sollten sich doch endlich überlegen, ob die von ihnen im Schnellzugstempo vorgenommenen und immer weitergehenden Verschmelzungen nicht letzten Endes ihnen und ihren stolzen Projekten selbst das Grab bereiten werden. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Der längst erwartete

2. Band ist soeben erschienen

1.—60. Tausend / Geheftet M 12.50, gebunden M 15.—

Der einmütige Beifall, mit dem seinerzeit der erste Band aufgenommen wurde — das hier beigegebene Urteil möge dafür Zeugnis ablegen —, wird dem zweiten Band, der volles Licht auf die wichtigsten und zugleich dunkelsten Monate des Krieges wirft, in womöglich noch erhöhtem Maße beschieden sein.

Von dem 1. Band erschien soeben das **71.—80. Tausend** Geheftet M 12.50 gebunden M 15.—

Exzellenz Generalfeldmarschall von Mackensen:

„Stegemanns Betrachtungen „zur Kriegslage" haben mich schon oft in freien Stunden des Feldzuges gefesselt ... Ich kann versichern, daß — soweit ich die betrachteten Tatsachen als Mithandelnder beurteilen kann — die Aufgabe gelöst ist, die Hermann Stegemann sich mit seinem Geschichtswerk gestellt hat. Ein Schriftsteller von so gründlichen kriegsgeschichtlichen und militärwissenschaftlichen Kenntnissen und einer so berechtigten „Leidenschaft für das Wesen der Kriegskunst" ist berufen, Kriegsgeschichte zu schreiben, auch wenn er „bisher nur als Dichter bekannt geworden ist". Die Sprache des letzteren kommt der Volkstümlichkeit des Werkes zustatten und verhüllt keineswegs das Bestreben, „die geschichtliche Wahrheit zu erkennen".

Stegemanns Werk ist

die erste wirkliche Geschichte des Krieges

März 18.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Die

Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe können vom

26. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 15. Juli 1918 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der Zwischenscheine für die 4½% Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann nicht vor dem 10. Dezember begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber folgt Anfang Dezember.

Berlin, im November 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Die nationalliberale Partei im Kriege

Von Richard Bahr

ie Nationalliberalen, behauptet man wieder einmal, stünden am Scheidewege. Nicht nur die Gegner oder, besser zu sagen, die Draußenstehenden behaupten das. Auch Männer, die innerhalb der naturgemäß sehr weitgesteckten nationalliberalen Grenzen siedeln, erklären neuerdings bisweilen mit schöner Bestimmtheit: die Stunde der Entscheidung wäre angebrochen. Wer nicht den „Sicherungsfrieden" wolle, wer gar mit den Erzberger oder Scheidemann liebäugle, für den sei es Zeit, sich nach anderem Hüsung umzuschauen. Einen neuen Antrieb haben diese Leute mit der ewig ungestillten Sehnsucht nach der geraden Linie in der Politik, die aus den verschiedensten Lagern kommen und immer daher gekommen sind, von der letzten Zentralvorstandssitzung der nationalliberalen Partei erfahren. Vorhanden war sie schon früher. Im Grunde ist die Bewegung so alt wie der Krieg selber. Seit man im September 1914 anfing, über die Kriegsziele erst sich zu unterhalten, dann heillos sich zu streiten, geht der Riß nicht nur mitten durch die nationalliberale, geht er durch alle Parteien und durch unser ganzes Volk.

Und darum wird, will mir scheinen, jede Betrachtung über die angeblich krisenhaften Zustände in der nationalliberalen Partei auszugehen haben von dem Versuch, die geistigen Strömungen zu erfassen oder vielleicht richtiger noch die Stimmung, in der, schlagwortartig ausgedrückt, die Schichten von Besitz und Bildung heute in Reichsdeutschland leben. Es gibt Leute, die meinen, die Deutschen wären in diesem Kriege ein politisches Volk geworden. Ich für mein Teil denke in den Stücken ein wenig skeptischer. Ich finde einstweilen nur, daß die rollende Phrase in den letzten Jahren eine Gewalt über die Gemüter gewonnen hat wie kaum je zuvor. Zunächst vergaßen wir — die Schlacht an den masurischen Seen war noch kaum geschlagen — die Anfänge und aktenmäßigen Ursprünge des Krieges. Vergaßen die russische Wühlarbeit auf dem Balkan, die doch nur den Sinn hatte, deutschen Einflüssen den Weg nach dem nahen Orient zu verlegen, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, also auch seine österreichischen Schößlinge, immer enger und fester in die slawische Klammer zu pressen. Sahen in der milden Stimmung, die den erfahrenen Lebenspilgrim erfaßt, wann ein armes Mägdelein tat fehlen, auch über die russische Mobilisierung hinweg, die den Stein doch erst unweigerlich ins Rollen gebracht hatte, und versteiften

Digitized by Google

uns mit der unnachgiebigen Hartnäckigkeit, die deutschen Köpfen eigen zu sein pflegt, auf die Lehre vom „Hauptfeind". Die Rangordnung unter den Dreiverbandsmächten, diesen Urkantonen der wider uns aufgestandenen Welt, die, sollte man meinen, uns doch alle mit dem gleichen Vernichtungswillen an Leib und Leben wollten, ward zum Dogma erhoben. Und wem in dem Belange der rechte Glaube fehlte, die fides quae creditur und die qua creditur, der ward unnachsichtlich gesteäupt. Damals begann, wenn man so will, die Scheidung der Geister in der nationalliberalen Partei. Aber nicht nur in ihren Reihen: diese Scheidung war überall da, bis weit in die sozialdemokratischen Reihen. Schier über Nacht waren wir ein Volk überzeugter Marxisten geworden. Auch der honette Bürgersmann redete sich in Zorn und Eifer bei dem Gedanken, es könnte jemand bezweifeln, daß nur dürftiger Handelsneid, die nackte Gier, den unbequemen Konkurrenten zu erschlagen, England in den Krieg getrieben hätte, und daß die anderen Völker, ohne sich's recht bewußt zu werden, von den teuflisch gerissenen Briten am großkapitalistischen Leitseil in die schauerliche Blutarbeit hineingezerrt wären. Da aber trotz der albernen Haßgesänge reißerischer Poeten der Deutsche vom Haß allein nicht leben kann, begannen wir von Stund an die Russen gar fürchterlich zu lieben. Immer schon war für die meisten von uns Rußland nur ein geographischer Begriff gewesen, für die in Handel und Wandel Tätigen daneben noch ein Wirtschaftsobjekt. Daran hatte der Krieg nichts geändert. Der hätte, indem er Hunderttausende unserer Brüder und Söhne immer wieder von Flandern an den Karpathenbergwall und in die jugoslawischen Siedelungen trug, von Mittelfrankreich nach Wolhynien, Polen und ins baltische Gelände, der gewaltigste Anschauungsunterricht in der leider nur zu sehr vernachlässigten Disziplin der politischen Geographie werden können, der überhaupt auszudenken ist. Merkwürdigerweise blieb er in der Beziehung uns so gut wie alles schuldig. Nach wie vor begegnete man der naiven Fragestellung: warum sollte der Russe uns nicht lieben, sind wir doch bereit, als ob nichts geschehen wäre, ihn von Herzen lieb zu haben? Und auch als Tschechen und Südslawen, indem sie ihre Selbständigkeitsansprüche anmeldeten und mit schneidender Kühle erklärten: sie rechneten für ihre künftige staatsrechtliche Stellung auf den Friedenskongreß, die Fahne des Panslawismus schon entrollt hatten, schworen bei uns eifrige Leute noch im besten Glauben: der Panslawismus sei erschlagen und endgültig tot. Und predigten das Märlein — es ist immer nur ein Märlein gewesen — von den mangelnden Interessengegensätzen und den fehlenden Reibungsflächen, die uns auf den natürlichen Anschluß an Rußland verwiesen.

Ich mache unserer offiziellen Politik den Vorwurf, daß sie, obgleich sie das Übel kommen und wachsen sah, nichts tat, ihm zu wehren. Gewiß, Presse-

Digitized by Google

politik wurde schon getrieben, und vielleicht mehr als uns guttat. Aber sie erschöpfte sich in Notizenkram und Kinkerlitzchen. Man überschüttete die Zeitungswelt und durch sie das Land mit tausendundein Korrespondenzen, die „die Stimmung heben" sollten. Aber es geschah nichts, um das Volk über die großen Richtlinien unserer Politik, die alle Waffentaten doch nicht entbehrlich machen konnten, aufzuklären; über die Frage, die auch im aufgedrungenen Verteidigungskrieg erörterungswert blieb und bleibt: wohinaus wir denn eigentlich wollten? Vielleicht wußten die Lenker unserer Geschicke lange Zeit es selber nicht. Dann war es aber auch nicht zu verwundern, daß der Wirrwarr üppig in die Halme schoß und allmählich unheilbare Formen annahm. Daß auch in sonst ernsthaften Leuten der Glaube sich festsetzte, der Russenstaat mit seinen 150 Millionen könnte nie wieder uns gefährlich werden. Ihn nicht zu schwächen, ihn vielmehr durch generöse Kredite zu stärken und so durch die im Völkerleben bekanntlich gar nicht auszurottenden Gefühle der Dankbarkeit dauernd an uns zu fesseln, sei höchstes Gebot der Staatsklugheit. Immer würde dem Siebzig-Millionen-Volk der Reichsdeutschen, das doch nun schon stationär zu werden anfängt, die Kraft bleiben, mit den jahraus, jahrein um rund 3 Millionen wachsenden Russen als gleiches mit gleichem zu verhandeln, auch wenn die Voraussetzung des Bismarckschen Systems, die Möglichkeit, zwischen Rußland und England zu optieren und jeweils das eine gegen das andere auszuspielen, künftighin fortfiele. So wurden Wünsche, Willen, Phantasie weiter Schichten je länger je mehr nur in eine Richtung getrieben, und aus Leid, Entbehrungen, Schmerz über geliebte Tote und kühn wogenden Hoffnungen entband sich die Zauberformel: Belgien. Auch hier wieder derselbe Vorgang: zunächst nur eine Parole, dann ein Dogma, um das nun mit jener starren, kalten Leidenschaftlichkeit gerungen wurde, die vornehmlich den norddeutschen Menschen eigentümlich zu sein pflegt. Bisweilen wurde man geradezu an die hadernden Hofprediger des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts erinnert. Haben wir, so scholl es von der Memel bis zum Belt, Belgien, so haben wir für Zeit und Ewigkeit die Schlüssel der Zukunft in der Hand. Ohne Belgien aber ist der Krieg für uns „verloren". So sehr verbiß man sich in diesen Gedankenkreis, daß die doch nicht ganz unwesentliche Tatsache des Bündniskrieges schier aus dem Bewußtsein schwand. Ein unwillkommener Mahner wurde, wer zuzeiten daran erinnerte, daß jenseits der schwarzweißroten Grenzen doch auch noch Leute wohnten, die mit uns zusammen in Reih und Glied ständen und auf deren Wünsche und Ziele wir wohl oder übel Rücksicht zu nehmen hätten. Millionen von Deutschen sahen, wenn sie vom Krieg sprachen, nur noch die Kriegskarten von Europa und lebten, zumal ihnen der Überblick über die wirtschaftlichen Zusammenhänge fehlte — man kann, will man dem

Digitized by Google

Landesfeind nicht Waffen liefern, über diese Dinge nur in Andeutungen reden —, sich in einen Siegesrausch hinein, aus dem heraus sie zu stürmischen Anklägern der Regierung wurden, die den Preis der unsäglichen Mühsal vor Augen habe und zu feig und zu zaghaft wäre, um zuzugreifen. Die mit ihrer Temperamentslosigkeit, mit ihres Gedankens Blässe das Volk anstecke und mutlos mache ...

So ungefähr sind die Stimmungen beschaffen, in denen sich in der deutschen Mittel- und Oberschicht unzählige brave, tüchtige, ehrenwerte Männer bewegen. Und da die nationalliberale Partei sich nun einmal aus diesen Schichten rekrutiert, hat es gar nicht anders kommen können, als es gekommen ist. Das kleine Häuflein der Reichstagsabgeordneten, die bisweilen hinter den Vorhang schauen durften, der im Kriege notgedrungen einen wesentlichen Teil der Geschehnisse und Tatsachen dem profanen Blick entrückt, mögen in der Beziehung vielfach andere, wenn man so will nüchternere Auffassungen hegen. Aber die kompakte Mehrheit der nationalliberalen Wähler steht da, wo ihre Standesgenossen stehen. Denn um eine Standesangelegenheit handelt es sich hier im letzten Grunde. Was in Deutschland in der Schule Bismarcks und der großen preußischen Historiker des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts erwuchs, und was, auch ohne gerade selber akademische Studien gepflogen zu haben, von den Ausstrahlungen dieser Kreise erfaßt ward, denkt so auf eine eigentümlich einseitige Weise machtpolitisch. Soll heißen, glaubt allen Ernstes, daß der Kampf um Deutschlands Weltstellung und Weltgeltung sich allein im Gegensatz gegen England und das Angelsachsentum erschöpft. Es verlohnte sich vielleicht einmal, den Quellen dieses fälschlich realpolitisch genannten Systems nachzugehen, sozusagen historisch-genetisch zu untersuchen, welche zum Teil recht verschiedenartigen Strömungen hier ineinander flossen. Wohl auch, welche politischen und wirtschaftlichen Interessen so sich vermählten. Genug, das System, die Schöpfung von bald fünfzig Jahren neudeutscher Geschichte, ist da und wirkt mit der Ausschließlichkeit eines Ehrenkodex. Es ist das politische Weltbild der „besseren Leute“ aus Stadt und Land, derselben Männer aus Zentrum und Fortschritt, aus nationalliberalen und konservativen Reihen, die sich in der Vaterlandspartei ein Stelldichein zu geben anfangen. Und überall, wo derartig eine Übereinstimmung in den außenpolitischen Zielen besteht oder erst sich anbahnt, beginnt bis zu einem gewissen Grade auch die innerpolitische Annäherung. Das uralte Gesetz der Mimikri: so heiße Waffenbrüderschaft färbt ab. Diese Annäherung mag bei den Nationalliberalen stärker sein als bei den anderen Gruppen: eben weil die Prozentsätze, mit denen just die nationalliberale Partei an jenem Weltbild beteiligt ist, nach ihrer gesellschaftlichen Zusammensetzung größer sind als anderswo. Aber vorhanden ist sie überall. Deshalb kann man auch, scheint mir, von einem „Rechtsabmarsch“ der nationalliberalen Partei nicht reden. Ich

Digitized by Google

ſage nicht, daß es zu einem ſolchen Abmarſch nicht einmal kommen kann. Ich vermag mir z. B. vorzuſtellen, daß im Zuſammenhang mit den preußiſchen Wahlreformkämpfen ſich Konſtellationen ergeben könnten, die ſchließlich ſogar zu Abſplitterungen führten. Aber die lägen dann doch wohl auf anderem Felde und wären von anderen Urſachenreihen beeinflußt. Bedauerlich blieben ſie auf alle Fälle. Die Abſplitterungen der achtziger Jahre haben den Nationalliberalen kein Glück gebracht, ſind aber auch dem Geſamtliberalismus nicht zum Segen gediehen. Darum hoffe ich, die Nationalliberalen aller Schattierungen werden klug genug ſein, ſich an Rudolf von Bennigſens ſchönes Wort zu halten von den „Gegenſätzen, die unter Menſchen menſchlich überwunden werden müßten". Und die Meinungsverſchiedenheiten tragen, die der Krieg unterſchiedslos über alle Parteien heraufgeführt hat. Am erſten Tage nach dem Friedensanbruch wird die Welt, auch die deutſche, ja doch ein anderes Geſicht haben. Und vor den Aufgaben, die unſer aller dann harren, wird manche unnatürliche Bruderſchaft von heute ſich von ſelber löſen. Zentralvorſtandsbeſchlüſſe, auch wiederholte, brauchen niemand zu ſchrecken. Sie haben die Zukunft der Partei noch nie gebunden. 1896 auf dem Frankfurter Delegiertentag wurde mit großer Mehrheit ein Antrag angenommen, der der Vorläufer war und der Schrittmacher des Umſturzgeſetzes. Indes Baſſermann lehnte es ab, der ſo gewieſenen Marſchrichtung zu folgen, und mit nationalliberaler Hilfe fiel die Vorlage hinterher im Reichstage. Hernach aber zeigte ſich, daß die ganz überwiegende Mehrheit der nationalliberalen Wählerſchaft damit durchaus einverſtanden war. Harren wir des erſten Tages nach dem Frieden. Auch die nationalliberale Partei wird dann ein anderes Geſicht tragen ...

Doſtojewſki

Von Rudolf Kayſer

Von allen Köpfen, die der ruſſiſche Geiſt dem Weſten beſcherte, hat keiner tiefer und ſonderbarer gewirkt als Doſtojewſki. Sein epiſches Werk iſt national beſtimmt und doch umſchließt es die brennendſten europäiſchen Fragen und eine Fülle übernationaler Menſchlichkeit; Darſtellung und Verwandlung der ruſſiſchen Wirklichkeit vollziehen ſich ſo, daß die Seelenkraft des fremden Volkes uns im Innerſten trifft, trotz der verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Vorausſetzungen im Hiſtoriſch-Kulturellen. Das Geheimnis dieſer Wirkung

Digitized by Google

sind Methode und Kunstwille des Dichters. Das Wort „Realismus" bezeichnet bei ihm ein Doppeltes: den Stil und das Ziel, das ein ethisch-soziales ist und die bloße Beschreibung des Zuständlichen nicht duldet.

Durch diese Methode rückt sich Dostojewski in jene gefährliche, doch einzig lebenswerte Zone, wo Kunst mit Politik sich durchdringt, wo das Abenteuern der Persönlichkeit auf die Aufgaben der Allgemeinheit stößt. Erst das Zusammentreffen des dichterischen und denkerischen Stroms in Dostojewski erzeugte jene heiße Flamme, die alle seine Schriften durchglüht. Der Ort dieser Begegnung birgt das Mittelpunktsgeheimnis seines Schaffens; deshalb muß auch in ihm jede Erkenntnisarbeit einsetzen.

Nach dieser Überzeugung verfährt der jüngste Dostojewskimonograph Otto Kaus.*) Sein Buch ist der gelungene Versuch, den so schwer überschaubaren, widerspruchsvollen Komplex des Dostojewskischen Werks zu analysieren und damit auch den Umriß der Persönlichkeit aufleuchten zu lassen. Mit unbeirrbarer Schärfe werden die sachlichen Elemente im Dichten und Denken Dostojewskis aufgedeckt, sehr im Unterschied zu jener landläufigen Literaturbetrachtung, die aus seiner biologischen oder psychischen Herkunft (dem „Erlebnis") ein Werk erkennen will. —

Die Wichtigkeit des politischen Elements in Dostojewski wird schon deutlich, wenn man an den Zeitpunkt seines Auftretens denkt. Die beherrschenden Richtungen des russischen 19. Jahrhunderts stehen sich im Entscheidungskampf gegenüber: das Slawophilen- und das Westlertum. Beide haben ihre letzte begriffliche Formulierung geprägt: die Slawophilen im Uvarovschen Programm, das die dreieinige Herrschaft von Autokratie, Orthodoxie und Nationalität verkündet, die Westler im (von Turgenjew zuerst dargestellten, von Nietzsche im „Willen zur Macht" auch bei uns beschriebenen) Typus des Nihilisten, der der europäischen Leidenschaft des Skeptizismus alle traditionellen Werte Rußlands ausliefert.

In diesem Kampf ergreift Dostojewski die Partei der Slawophilen. Mit fast kindlicher Naivität übernimmt er eine fremde Ideologie, in der er sein tiefstes Wesen verwirklicht glaubt. Leitend ist bei dieser Entscheidung seine Religiosität. Die kritischen Fragen aber, ob die slawophile Wirklichkeit, d. i. das Regime des Zaren, auch in der Tat die ist, die sein Christentum meint, und ob auch die anderen slawophilen Prinzipien seiner Gesinnung entsprechen — diese Fragen stellt er nicht. So kommt er zu dem tragischen, doch unverzeihlichen Mißgeschick, eine politische Wirklichkeit glühend zu bejahen und zu propagieren, die diesen Prinzipien wohl folgt, aber die russische

*) Otto Kaus: Dostojewski. Zur Kritik der Persönlichkeit. München 1916, R. Piper & Co. Verlag.

Digitized by Google

Reaktion ist und in ihrer brutalen Gewaltherrschaft dem feinen Seelentum Dostojewskis der geborene Feind.

Dostojewski war mit gleicher Intensität Dichter und Politiker. Wollen wir seinen Mittelpunkt erkennen, so müssen wir fragen: welches ist die Beziehung zwischen seinen Romanen und den slawophilen Überzeugungen seiner politischen Schriften? Daß zwischen beiden ein großer sachlicher Unterschied besteht, ist sicher, sonst müßten wir, die wir seine politische Weltanschauung (nicht nur als Europäer, sondern als freie Geister) bekämpfen, auch seine Dichtungen ablehnen, die wir doch als wertvollen Besitz der Weltliteratur empfinden.

Das Slawophilentum (von Kaus zu Unrecht dem Panslawismus gleichgesetzt) ist weit mehr als blinder Nationalismus; es ist eine metaphysisch-religiöse Weltanschauung, die in der Vorstellung der russischen Theokratie gipfelt. Diese Weltanschauung ist nicht nur sachlich nicht aufrechtzuerhalten, sondern sie ist (durch ihre Erstarrung) Fälschung aller aktuellen Probleme und Verzögerung jedes Fortschritts. Dostojewski gibt sich ihr mit seiner ganzen reichen Leidenschaft hin; dem Westler und Nihilisten aber gilt sein Haß.

Westler und Slawophilen sind auch die polaren Typen seiner Dichtung. Die Verteilung von Licht und Schatten steht von vornherein fest: „Dostojewski läßt uns in seinen Romanen und in seinen politischen Ausführungen keinen Zweifel darüber, daß er alle Tendenzen, die den Nihilismus nähren, die Menschen, die ihm folgen, für unfruchtbar hält, für ein Elend und einen Fluch, daß ihre Weisheit mit dem Geheimnis des Lebens nichts zu tun hat und einen unerträglichen Zwang über die Welt bringt, Seele und Geist in ein Prokustesbett zwängend." Da für Dostojewski das Slawophilentum nicht vorübergehende Meinung, sondern letzter, schwer erkämpfter Standpunkt ist, bleiben für eine Erklärung nur drei Möglichkeiten: daß diese Ansichten der wirkliche Zweck seiner Dichtungen sind (deren Wert für uns dann in Frage gestellt wäre), daß die Beziehung zwischen Kunst und Politik nur eine äußerliche ist oder aber, daß die slawophile Programmatik gar nicht den reinsten Ausdruck der Dostojewskischen Weltanschauung darstellt.

Zu der letzten Entscheidung zwingt uns die Beweisführung Kaus'. Die hinreißende Menschlichkeit des Dichters läßt schon allein die Vermutung aufkommen, daß sein Weltbild weitere als die russischen Grenzen hat und andre Hauptstädte als Moskau und das zweite Rom: Konstantinopel. Triumphieren denn in den Romanen jene Werte, die der slawophile Politiker als Zukunft verkündet? Diese Frage beantwortet Kaus mit einem entschiedenen Nein. Keine der orthodox-nationalen Gestalten bleibt Sieger im Streit, keine beweist ihre Lebensfähigkeit. Dostojewski schildert Westler

Digitized by Google

und Nihilisten als die größte Gefahr für Rußland, muß aber darauf verzichten, ein wirksames Gegenmittel zu nennen. Wir sehen auch, daß die Hoffnungen auf Konstantinopel und den „russischen Christus" bei weitem nicht das unendliche Mitleid Dostojewskis stillen, seine reine Menschenliebe, sein Gequältsein durch allgemeine Not. Die slawophil regierte Wirklichkeit, zu der der Dichter und Politiker sich bekennt, steht ja im schärfsten Gegensatz zu seinem (inneren) Idealbild. So kommen wir zu einer neuen Frage: „Hat es Dostojewski mit der Verteidigung jener gesellschaftlichen Kultur, für die wir den Zaren und seine Diener verantwortlich machen, ernst gemeint oder war die Interessengemeinschaft nur scheinbar? und welche Umstände können es verschuldet haben, daß auch nur der Schein der Verständigung entstehen konnte?" Was hat der Christus des Dostojewski mit der russischen Kirche, die Theokratie mit dem Zaren, die Nation mit den — Kosaken zu tun?

Denn tatsächlich kam es ja Dostojewski nicht auf eine unverwirklichte Utopie an, sondern auf eine lebendige Gegenwart und ihre sozialen Ereignisse. Daraus ergibt sich auch, daß der russische Christus nicht nur nicht da ist, sondern daß er in jener russischen Wirklichkeit sein Ideal nicht einmal geltend machen kann. Der Starez Sossima und der Knabe Aljoscha sind ja Revolutionäre gegenüber jener Kirche, die die regierende Gesinnung meint. Schon dieser religiös-kirchliche Gesichtspunkt zeigt, wie wenig die slawophilen Begriffe den Dostojewskischen Willen verdeutlichen. Sie sind positiv ebenso unzureichend, wie es im Negativen das Westlertum ist.

Welches sind aber in Wirklichkeit die politischen Ideale Dostojewskis, wenn die slawophilen nur Schein sind? Kaus formuliert sie als Kommunismus und als den Kampf gegen die emporkommende kapitalistische Bourgeoisie.

So ungeheuer gewagt dieser Versuch auch scheint, im Dostojewskischen Weltbild die traditionellen nationalen und metaphysischen Werte durch zwei derartige praktische sozialpolitische Begriffe zu ersetzen, so sehr verdeutlicht er die wahre Situation. Besser als das Wort „Kommunismus" scheint mir das Wort „Sozialismus" zu sein, womit natürlich nicht die Zugehörigkeit zu irgendeiner Partei bezeichnet werden soll, sondern die große Sorge um die Menschheit, der Wille auf ihre Befreiung und auf die Besserung ihrer Lage. So ist Rußland Dostojewskis Thema aus der Suggestion der Nähe; sein Ziel aber: die Menschheit; seine Mission: eine europäische. Als direkten Beweis für diesen Sozialismus (oder Kommunismus) führt Kaus die Puschkinrede an. Sie enthüllt als letzten Grund und Sinn der Dostojewskischen Ethik die einfache Tatsache des Zusammenlebens der Menschen.

Daher ist auch sein Christus viel mehr als ein national-kirchliches Prinzip, nämlich das Symbol des Antiegoismus. Dessen heftigste Bedrohung sieht

Digitized by Google

Dostojewski in der Gewaltherrschaft des Besitzes, in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Aus dieser Gegnerschaft heraus schloß er das ungesunde Bündnis mit den Slawophilen, das so viel Irrtümer um seinen Namen wob und ihn zur allgemeinen Verwerfung Europas und der russischen Westler verführte.

Nur diese gemeinsame Gegnerschaft verbindet Dostojewski mit der Autokratie. Beide befürchten das Anbrechen des kapitalistischen Zeitalters in Rußland; diese aus machtpolitischen, jener aus ethischen Gründen; diese als Verzögerer, jener als Weltverbesserer. Der ganzen slawophilen Terminologie zum Trotz ist Dostojewskis letztes Ziel die Befreiung der leidenden Menschheit, die Abschaffung des öffentlichen Unglücks, das er ja selbst in seinen furchtbarsten Formen als sibirischer Sträfling kennen gelernt hatte. Dem Nihilisten und seiner Intellektualität mißtraut er; denn er sieht in ihm (in Analogie zur europäischen Entwicklung) nur den künftigen bourgeoisen Kapitalisten; seine letzte Hoffnung aber ist, daß Rußland die Herrschaft des Kapitalismus erspart bliebe.

Diese Hoffnung nennt O. Kaus den Grundirrtum Dostojewskis. Allerdings: jene Vereinfachung der Geschichte, nach welcher der Schauplatz der großen sozialen Kämpfe Europa ist, während Rußland die ideale Welt ganz von innen her realisiere, sie ist ein fundamentaler Irrtum. Aber der Traum, daß das neue Rußland ohne ein kapitalistisches Regime auskäme, besitzt doch mehr Aussicht auf Verwirklichung, als Kaus glauben läßt.

Die Erfahrung, auf die Dostojewski alle seine Hoffnung stützt, ist das russische Volk, in seiner Unterdrückung und Rebellion, in seiner Innerlichkeit und Leidenschaft. Dies Volk machte (lange nach Dostojewskis Tod) die Aufstände von 1905 und 1917. Der von 1905 (der sich im großen Ganzen auf Bauern und Intellektuelle beschränkte) schien allerdings allen heimlichen Befürchtungen Dostojewskis recht zu geben; die Macht schien der kapitalistischen Bourgeoisie zuzufallen. Doch die Revolution von 1917 beweist das Gegenteil: schon in ihrem ersten Stadium verwies sie dem kapitalistischen Imperialismus die Führung.

Sie wird innerhalb der neuen Kämpfe die russische Staatsidee gebären und Dostojewskis Wünsche auf die Bahn der Verwirklichung führen. Wir können vom heutigen Standpunkt aus die Worte Dmitri Mereschkowskis bestätigen: „Dostojewski war der Prophet der russischen Revolution. Doch war ihm, wie das häufig mit dem Propheten geschieht, der wahre Sinn seiner eigenen Prophezeiungen verborgen."

Digitized by Google

Zwei Gedichte

Von Iwan Goll

Vögel

Unsicher noch und schläfrig fiel der erste Vogel aus dem Baum der Nacht;
Blaß keimte seine Stimme aus dem dunklen Blätterschacht,
Ein frösteldes Schneeglöckchen in der Landschaft, die noch schlafverschneit,
Aber von seinem Glanz zerbrach und splitterte das stumpfe Gewölbe der Dunkelheit.
Und bald erwachten andre Vögel rings in den brodelnden Bäumen,
Wie von ersten Nebeln über den Wiesen war es ein Schimmern und Schäumen,
Sie waren schon hunderttausend und spielten zusammen wie Webestühle,
Als wöben sie einen Mantel für die Blumen in der Morgenkühle.
Mitten ins graue feine Linnen stickte die sinnvolle Nachtigall
Eine goldene Zeichnung von schön geschwungenem Schall.
Da plötzlich kam es zum Vogelstreit, um zuerst in der Sonne zu sein:
Die spitzen Speere der Stimmen blitzten im sickernden Morgenschein.
Es fielen erstochene Drosseln blutrot aus den fahlen Zweigen,
Die Amseln flatterten aus, die Lerchen stiegen wie befreite Geigen.
Die waren die erste Botschaft der Erde zu der Sonne frühem Empfang:
Es gaukelte das Schiff des Tags auf einem Meer von wogendem Gesang.

Schnee

So ist ein innig süßes Leid,
Das auf die Seele niederschneit,
Wenn Menschen einsam, einsam sind.
So leichte Ungebundenheit,
So eine Weile Ewigkeit,
Die auf die Tage niederrinnt.
Das ist der Geist, der sich befreit
Aus seinem schweren Wolkenkleid
Zu Wort und Wind und Lied gelind.
Das ist der Tod, der um mich freit
Und meine schwarze Erdenheit
In einen hellen Himmel spinnt.

Digitized by Google

Mommsen und die römische Geschichte

Am 30. November 1917 ist Mommsens 100. Geburtstag. Der große Gelehrte hat der Wissenschaft eine Reihe von philologischen und juristischen Meisterwerken geschenkt, den Gebildeten der Nation, ja der Welt ist er teuer als Verfasser der römischen Geschichte. Sie ist ein Werk der Wissenschaft und der Kunst zugleich, ein Werk, in dem der Meister seinen Stoff und der Stoff seinen Meister gefunden hat, den Meister, der durch Wissenschaft, Kunst, Persönlichkeit berufen war, gerade diesen Stoff zu gestalten.

Wer die römische Geschichte schreiben wollte, mußte nicht nur Historiker, sondern auch zugleich Philologe und Jurist sein: Philologe, weil er die Schrift alter Pergamente und Steine zu lesen und zu deuten hat, Jurist, weil nirgends wie in Rom Gegenstand des politischen Kampfes fest formulierte Verfassungsformen waren und weil nirgends wie in Rom in allem Wechsel des Inhalts die Form des Rechtes dieselbe blieb und Schlüsse auf alte Zustände gewährte. Mommsen hat als Jurist und Philologe Großes geleistet, schon bevor er zur Geschichte kam. War er groß als Philologe und Jurist, so war er als Historiker am größten. Er hatte aufs höchste gesteigert die entgegengesetzten Fähigkeiten, die den Historiker machen, die einzelnen, noch so kleinen Tatsachen aufzuspüren und ins Licht zu setzen und die Einzelheiten zusammenzufügen und den großen Zusammenhang herzustellen, in dem die Einzelheiten verschwinden.

Von allen Wissenschaften steht die Geschichte der Kunst am nächsten als die Wissenschaft, die unter ihren höchsten Gegenständen den höchsten Gegenstand der Kunst, den Menschen und sein Schicksal, hat. So vermag sie mehr als alle Wissenschaften nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf Willen und Gemüt zu wirken.

Ein Kunstwerk muß eine Einheit sein. Die römische Geschichte ist vor der aller andern Völker zu künstlerischer Darstellung geeignet, weil sie in sich einheitlich ist wie keine andere. Das römische Volk zieht von Rom aus um Rom, als sein Zentrum, immer weitere konzentrische Kreise und füllt sie mit seiner Macht und bis zur Einigung Italiens mit römischer Nationalität, dann mit römisch-hellenischer Kultur. Wie ist alles zersplittert in der deutschen und griechischen Geschichte! Nur England könnte verglichen werden. Aber auch das englische Weltreich ist wie ein Bund von Spänen neben dem römischen Weltreich, das sich wie ein Baum in Jahresringen erweitert.

Ist die römische Geschichte der geeignete Stoff für ein Kunstwerk, so hat sie in Mommsen ihren Künstler gefunden. Er hat mit höchster Kunst ihre Kreise nachgezogen und jeden mit seinem mannigfaltigen Inhalt übersichtlich und straff erfüllt. Er hat die Staatsmänner und Feldherrn mit scharfem Licht beleuchtet, mit sicherm Strich gezeichnet. Seine Sprache findet für alles, was er meint und fühlt, das rechte Wort und den rechten Satz. Die Worte sind klar und bestimmt, mannigfaltig und prägnant, die Sätze bald knapp und kurz, bald zu kunstvollen, wohlgegliederten Perioden geordnet. Hie und da führt das Bedürfnis nach Genauigkeit und Wechsel im Ausdruck zum übermäßigen Gebrauch von Fremdwörtern, ist das Hauptwort mit Partizipien zu sehr beschwert, der Satz zu lang und zu kompliziert.

Digitized by Google

Aber das bleibt bestehen, daß in Mannigfaltigkeit und Prägnanz unter allen deutschen Schriftstellern Mommsen keiner gleichkommt.

Er hatte ein leidenschaftliches Verhältnis zu seinem Stoff. Mommsens Persönlichkeit ist im wesentlichen Verstand und Energie. So hat er eine innerliche Verwandtschaft mit der scharfen Logik und der zähen Kraft der Römer, und seine Sprache, scharf und spitz, knapp und trächtig, ist wie geschaffen, das geschlossene und gedrängte, hart zustoßende römische Wesen zu schildern. Aber zu jenem Grundzug seines Wesens fügen sich andere: künstlerische Empfänglichkeit und geistig-psychische Weite. Er ist nicht nur Acker und Hof, sondern auch Garten, Berg und Tal.

So schildert er die geschlossene Aristokratie der alten Zeit, in der ein schlechter Bürger hieß, wer anders sein wollte als die andern, und läßt dann mit nicht geringer Meisterschaft, als sich die Geister scheiden und zu Individuen werden, sie entstehen und wandeln in sicherer Leiblichkeit: den derben Bauer Cato und den schlichten Edelmann Scipio, den groben Landsknecht Marius und den Don Juan der Politik, Sulla, den Ideologen Cato Minor und den eleganten, rationalistischen, universalen, genialen Cäsar.

So umfaßt er die griechische Art, so ganz Kunst und Geist, ihren Reichtum, ihre Mannigfaltigkeit. Im griechischen Individualismus hat er den Gegensatz der römischen Gebundenheit, und durch diesen Gegensatz gibt er die rechte Anschauung von der römischen Art. So kann er den Hellenismus schildern, als die Römer sich mit ihm berühren, jene Ausweitung und Erstarrung des Hellenentums. Und er kann schildern, wie Römertum und Hellenentum sich vereinigen, in der ganzen Breite dieses Kulturvorganges, mit Sarkasmus über selbstgefälligen Verfall und mit Wehmut über verlorene Schönheit und vergeblich erstrebten Wert.

So fügt er die römische Geschichte in den Zusammenhang der Weltgeschichte, wie sie ein Teil ist in dem ungeheuern Geschehen, wie sie auf künftiges Geschehen wirkt und wie sie andern verwandte Konjunkturen und Persönlichkeiten zeigt.

So macht er sein Werk heimisch in Deutschland, in dem er am rechten Ort biblische und goethische Töne anklingen läßt. Hugo Canditt

Rodin und wir

So um 1898 ging in Paris noch ernsthaft der Kampf um Rodin. Staatlich war er bereits gewissermaßen anerkannt, aber die offiziell geltende Kunst sträubte sich heftig gegen ihn. Es ging ihm, wie es Carpeaux, Barye und Rude ging. Man erkannte ihn nach außen hin an, aber man bekämpfte ihn im Innern. Das führende französische Kunstorgan, die „Gazette des Beaux-Arts“, begann schon damals jenen Verleumdungsfeldzug gegen ihn, der bis zu seinem Tode nicht schwieg und ihm das Leben verbitterte. Beinahe jedes Jahr einmal fragte diese große Zeitschrift unter Aufstellung der Summen, die Rodin schon vom französischen Staate erhalten hatte, an, was Rodin denn, der „angeblich größte Bildhauer Frankreichs“, für diese Summen geliefert hätte und wann er die andere abzuliefern gedenke. Die französische Presse hat eine eigentümliche Art, mißliebigen Künstlern das Leben schwer zu machen.

Digitized by Google

Er begann damals bereits mit seiner größten Arbeit, der „Höllenpforte", im Auftrage des französischen Staates, die ebenso wie der „Turm der Arbeit", dem er eine Stätte in Amerika noch 1914 erhoffte, als Fragmente zurückbleiben sollte. Er war wie Menzel ganz Liebe zu jedem lebenden Dinge, bloß daß er beredter als Menzel war. Das Zusammensein mit ihm war eine einseitige Unterhaltung, in der stundenlang ausschließlich er sprach, wunderschön sprach. Er hatte Zutrauen zu allem Deutschen. Nicht nur darum, weil unsere Sezessionen ihn sofort auf den Schild hoben, sondern weil seiner Ansicht nach Frankreich die Gotik, die für ihn, den Steinmetzen, das Höchste aller westeuropäischen Kunst war, verraten hatte und weil er in Deutschland das Land der künstlerischen Zukunft Europas sah. Frankreich steckte für ihn in tiefster Dekadenze, er konnte sich lange ironisch darüber auslassen, daß die französische Kunst der Gegenwart keinen Stil habe und keinen Stil schaffen würde. Sie war für ihn eklektisch, und der moderne französische Atheismus, der die alten Kathedralen verwüstete, erbitterte ihn. Rodin war fromm, er sah in Deutschland ein religiöses Land, Glaube war ihm identisch mit Stärke. Er schätzte die deutsche Naturliebe, Frankreichs geringe Naturliebe war ihm ein sichtbares Zeichen des Niedergangs. Wenn er mit lebhaften Gebärden neben einem dahinging, fiel ihm alles auf, der Glanz einer Blume wie ein merkwürdiges Gebäude. Alles, was in der Natur war, war nach seinem Wahlspruch im ganzen schön an sich, er wetterte gegen die Neigung zum Detaillismus in der französischen Bildhauerei, der über die Sauberkeit der Einzelheit den großen natürlichen Gedanken einer Sache vollkommen fallen lasse. Seine Ausführungen strotzten, wie seine Arbeiten, von körperlicher und geistiger Gesundheit. Man hatte sein Balzac-Denkmal zurückgewiesen, man verhöhnte seine Bürger von Calais, das irritierte ihn nicht. Aber es schuf eine Entfremdung zwischen ihm und seinem Land, die schließlich bis zu seinem Ende anhielt und auch von einem so verständigen Anhänger wie Mauclair nie überbrückt werden konnte. Seine ersten unbedingten Anhänger waren Deutsche, Rilke, der längere Zeit seine Korrespondenz besorgte, auch ich, der ich 1903 das erste deutsche Büchlein über ihn veröffentlichte. Langsam fanden sich die ersten Amerikaner ein. Von den eigenen Landsleuten waren es zunächst Frauen. Sie belagerten ihn schon damals, und man konnte gar nicht zu ihm kommen, ohne daß ihrer ein Viertelduzend, genau so reformträchtlerisch wie bei uns, ihn umlagerten und seinen Reden lauschten, die allerdings zu den bedeutendsten Gesprächen gehörten, die überhaupt je ein Künstler über seine Kunst führte.

*

Zehn Jahre später war es ganz anders. Ich erfuhr es zuerst von einem Freunde, der mit einer Empfehlung von mir zu Rodin gefahren war. Die Equipage holte ihn vom Bahnhof Meudon ab, Diener empfingen ihn. Im schloßartigen Gebäude in Meudon, Haus, Atelier, Museum, watete Rodin buchstäblich in Amerikanern. Es gab 100000 Franken für eine Bildnisbüste. Die Amerikanerinnen drängten sich zum Handkusse wie zu einem Fürsten. Und Rodin, im Grunde bon enfant wie stets, hatte mit aller französischen Neigung

Digitized by Google

zur Grandezza auch ein wenig vom Fürsten angenommen.

Aber hinter dieser Souveränetät in der französischen Plastik herrschte doch der innerliche alte Zwiespalt. Wie stets fragt die „Gazette des Beaux-Arts“ alljährlich, was der sogenannte größte Bildhauer Frankreichs mit den ihm anvertrauten Staatsgeldern mache, und bis auf die ganz modernen französischen Zeitschriften wie „L'Art Décoratif“ war eitel Kampf gegen ihn. So kam denn noch immer die ernsteste Schwärmerei von Deutschland, wohin er gern, lang und häufig korrespondierte, und als der alte Löwe, der er war, hat er hierin nie eine Konzession gemacht.

Er gehört zu den ganz Wenigen, die uns nie verleugnet haben. Als der Krieg ausbrach, ging er aus Frankreich fort, er wollte davon nichts wissen. Als ihn das neutrale „American Magazine“ zu Worte rief, in der Hoffnung, Übles über Deutschland zu hören, ließ sich Rodin lange darüber aus, daß Frankreich seit dem Empire in tiefstem Verfall und Würdelosigkeit stecke und daß vielleicht die Bitterkeit des Kriegs es läutern und bessern könne. Im November 1914 versuchte ihn ein Italiener gegen die Beschießung der Kathedralen mobil zu machen, aber er sagte, daß er nicht den Bannfluch gegen die Deutschen begreife, die nur aus militärischer Notwendigkeit zerstörten, was Frankreich und Italien seit langem aus Unverständnis zerstörten.

Er war gewiß kein schlechter Franzose, im Gegenteil, aber er war ein noch besserer Weltbürger. Und sein Gedächtnis als das eines solchen wollen wir in eine in Kulturfragen gescheitere Zeit mit hinübernehmen.

Lothar Brieger

Fritz Burgers Vermächtnis

Der Münchener Kunsthistoriker Fritz Burger, der vierzigjährig vor Verdun fiel, muß eine außerordentlich suggestive Persönlichkeit gewesen sein. Seine Schüler sprachen von ihm, seiner edlen und beherrschten Leidenschaft und der anregenden Vielseitigkeit seines Geistes in Worten starker Liebe und Verehrung. Er gehörte zu jenen Hochschullehrern, die aus der Betrachtung der Geschichte heraus zur Erkenntnis der unmittelbaren Gegenwart strebten, die in die Geschichte selber die unsere Tage bewegenden Probleme mit frischem Wagemut hineintrugen.

Im Jahr 1912 begann er mit der Herausgabe des groß angelegten „Handbuchs der Kunstwissenschaft“ (in der Akademischen Verlagsanstalt Athenaion, Neubabelsberg); er hat dafür die Geschichte der deutschen Renaissancemalerei geschrieben, fesselnd, stark persönlich im Urteil, mit einer lebhaften Zeichnung des geistigen Hintergrundes. Von hier aus wandte er sich zu einer Analyse von Cézanne und Hodler, die ihm zu den beiden repräsentativen Männern der neuen Kunst wurden. Sein letztes Werk, das in der Garnison, im Lazarett, im Felde geschrieben wurde, ist der breit gehaltene Auftakt zum Werk dieser beiden Künstler: „Einführung in die moderne Kunst“. In dem von ihm herausgegebenen Sammelwerk sollte es die Darstellung der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts einleiten. Wie weit es diesen Darstellungen als Zugangsweg dienen kann, vermag man nicht zu beurteilen, denn die Arbeiten von Swarzenski und Grisebach liegen noch nicht vor. Doch mag es nicht ganz bequem sein, ein solches Buch sozusagen als Vorwort zu besitzen. Denn

Digitized by Google

es ist mit höchstem Subjektivismus gefüllt und entlädt sich in starken, persönlichen, abschließenden Formulierungen.

So wird man es werten und genießen müssen: als ein Zeugnis des mächtigen Willens, der aus ihm redet. Nicht in der geschichtlichen oder psychologischen Verkettung der Tatsachenreihen liegt sein Charakter und seine Bedeutung, sondern in der leidenschaftlichen Stellungnahme, die den künstlerischen Ausdruck mit dem geistig-philosophischen Hintergrund verknüpft. Das scheidet die Arbeit zu Hausensteins Werk über die moderne Kunst. Dieser wandelt die soziologischen Zusammenhänge ab, Burger die philosophischen. Beides ist natürlich so einseitig als fruchtbar, mehr Publizistik als Wissenschaft, wertvoll, indem es den nachspürenden Gedanken immer zur Überprüfung und zu eigener Klärung lockt.

Eine große Gelehrsamkeit, ein starkes Wissen, Sammeln, Aufspüren, ein ruheloser Fleiß der stofflichen Bewältigung ist auf wenigen Seiten zu aphoristischer Knappheit gedrängt. Vieles blieb nur Skizze. Die literarischen Bänder sind gelegentlich zerrissen; der Schritt der Gedanken ist voll Unruhe, Gegensätze stoßen sich, aber durch das Ganze geht ein Rhythmus starker Geistigkeit, die Wucht eines Willens, der sich persönlich beruhigen will, aber vielleicht über seine eigenen Lösungen morgen hinwegschreiten wird. Weder Feuilleton noch Pedanterie.

Man muß den Freund der Kunst auf dieses Vermächtnis hinweisen, man kann es nicht „kritisieren". An dem Unfertigen zu mäkeln wäre Torheit, denn es trägt auch die Frische und die Selbständigkeit der Arbeit. Die Hauptsache bleibt, daß die literarische Stoßkraft des Vortrags die eigene Empfindung vorwärts treibt. Theodor Heuss

Kitsch

In dem Wind, der sich zwischen den Steinblöcken der Stadt hindurchzwängt, liegt etwas Metallenes — das ist aber auch das einzige. Denn der Schnee und die melancholischen Gaslichter und hellen Fenster, hinter denen irgendwelche Menschen irgendein Fest feiern, ist genau so kitschig wie der Umstand, daß ich ziellos, nur um die entsetzlich leere Zeit totzuschlagen, durch die Straßen stapfe, von welchem Durch-die-Straßen-Stapfen ich nebenbei erwarten darf, daß die aus ihm kommende Müdigkeit mein läppisches Vereinsamungsgefühl in eine stupide Resignation verwandeln wird, in der ich meine Wohnung aufzusuchen pflege. Aber das ist eben Kitsch im Vergleich zu dem etwas von Metallenem in dem Winde, der unruhig durch die Straßen stößt.

Man hat mir die Worte Schnee und Einsamkeit zu oft in den Mund genommen, und in einer verlogenen Gemachtheit die anscheinend unerschöpfliche Fülle von Poesie und Wahrheit, die in ihnen lag, zerstört — und nicht nur diese Worte! Ich kann kein Wort mehr sprechen und keinem Gefühle mich hingeben, das ihr nicht zu einer Lüge verhunzt und zum Kitsch gemacht habt. Ich mag mir auch nicht die Mühe geben, in diese einst so ehrwürdigen Worte so etwas wie einen neuen Inhalt zu gießen, denn die Form und Hülle ist die Essenz der Dinge, und mit diesem klingenden Ich-weiß-nicht-was? habt ihr eben Schindluder getrieben.

Vielleicht eine der Wurzeln unseres verfahrenen Suchens nach neuen Ausdrucksmitteln. Die Form ist un-

Digitized by Google

rettbar verhunzt: geben wir dem ewig gleichen und unzerstörbaren, weil ewig menschlichen, Inhalt eine neue Form! (Denn was wir durch sie auszudrücken haben, ist eben nichts Neues —: was ist letzten Grundes Neues in der sogenannten naturwissenschaftlichen Erkenntnis und dem Fortschritt der Technik?)

Aber ob wir die neue Form finden werden? Ich fürchte, diese neuen Ausdrucksmittel der niemals alternden Inhalte sind zu gewollt und zu bewußt gemacht, und zwischen dem Ursprünglichen und dem Absichtlichen bleibt eine ewige Disharmonie.

Und wie mit der Kunst, so geht es mit unserem persönlichen Leben: wir mögen unsere Gefühle und Stimmungen, mit denen jeder Skribifax Mondkälber zeugt, nicht mehr und suchen unsere Überempfindlichkeit in eine melancholische Blasiertheit und in eine ironische Kühle zu retten. — Eine traurige Geschichte.

Gustav Sack †

Unsere kriegsfinanziellen Unterlassungssünden

Wenn Herr Bonar Law, der englische Schatzkanzler, im Unterhause seine Finanzpolitik gegen scharfe Kritik verteidigt, wenn englische Blätter wie der „Economist" oder die „Morning Post" mit bewundernswerter Offenheit über die englische Schuldenwirtschaft tadelnd berichten, so kommt immer ein Trost für England: in Deutschland ist es noch viel schlechter. Obwohl nun das Bild, welches dann von unserer Kriegsfinanzierung entworfen wird, gewöhnlich zu ungünstig ist, so ist doch eines sicher: die Art unserer Kriegsfinanzierung ist ganz außerordentlich schadhaft, und sie bleibt in wesentlichen Punkten erheblich hinter England und neuerdings auch hinter den Vereinigten Staaten zurück. Gut, sehr gut ist bei uns die Art der Kriegsfinanzierung, also die Art des Borgens, organisiert worden. In dieser Beziehung sind die Dinge bei uns unvergleichlich besser als in England, wo ein ständiges Experimentieren Trumpf war, wo man in schneller Folge von einer $3^1/_2$prozentigen zu einer fünfprozentigen Kriegsanleihe hat übergehen müssen, wo ein sehr ansehnlicher Teil der Kriegsschulden überhaupt nicht langfristig fundiert werden konnte und wo man sich auch dem Ausland gegenüber recht bedenkliche Blößen hat geben müssen. Dagegen gebührt den beiden angelsächsischen Reichen alle Anerkennung für den aufrichtigen Versuch, einen möglichst großen Teil der Kriegslasten und vor allem der Zinsen schon während der Krieges aus der Bevölkerung herauszuholen. So ist es den Engländern gelungen, von den rund 6 Milliarden Pfund Sterling, die vom 1. August 1914 bis heute verausgabt wurden, immerhin reichlich 1400 Millionen zu decken. Zu borgen hatte das Land in derselben Zeit etwa 4500 Millionen. (Davon gingen etwa 13—1400 Millionen an die Kolonien und die Verbündeten.) Nun ist selbstverständlich auch dieses Ergebnis kein glänzendes. Es ist vor allem durchaus irrig, anzunehmen, wie man das oft liest, England habe bereits mit seinem jetzigen Steuersystem die Möglichkeit, die Verzinsnng seiner Kriegsschulden, die Tilgung usw. vorzunehmen. Das ist vor allem darum falsch, weil ja in jenen Einnahmeposten vor allem die sehr ansehnlichen Kriegsgewinnsteuern enthalten sind, die selbstverständlich nach Friedensschluß bald

Digitized by Google

einschrumpfen werden. Umgekehrt lassen die Engländer bei der Beurteilung der deutschen Finanzierung unsere Kriegsgewinnsteuer außer acht, weil deren, wie man hört, sehr gutes Ergebnis bisher nicht bekanntgemacht worden ist. Auch die regelmäßigen Steuern sind in England ganz gewaltig erhöht worden. In Amerika geschieht das offenbar in noch weitergehendem Maße, denn dort ist jetzt ein Gesetz angenommen worden, wonach nicht nur die Einkommensteuer, eine für Amerika noch sehr junge Steuerquelle, stark erhöht worden ist, ferner nicht nur eine scharfe progressive Kriegsgewinnsteuer eingeführt wird, sondern darüber hinaus noch gewissermaßen ein Höchstpreis für normale Gewinne festgelegt wird. Das heißt, man erklärte, ein Verdienst von 6 bis 8 Prozent auf das tatsächlich angelegte Kapital sei normal. Wer darüber verdiene, müsse Sondersteuern zahlen. Das ist aber nicht das einzige, was die Amerikaner gemacht haben. Sie sind in bewunderungswerter Weise dazu übergegangen, die Preise der Kriegslieferanten scharf einzuschränken. Amerika ist wohl das einzige kriegführende Land, das seit seiner Kriegserklärung auf vielen Gebieten billigere Preise als früher hat. Metalle sowohl wie auch gewisse Lebensmittel sind heute drüben zum Teil erheblich billiger als früher.

Hier kommen wir zu einem der schlimmsten Fehler in unserer eigenen Kriegswirtschaft. Mit dem hübschen Schlagwort, daß man die Produktionsfreudigkeit nicht gefährden dürfe, werden heute die unsinnigsten Gewinne glatt bewilligt. Nun könnte man ja sagen, die so erzielten Gewinne werden vom Reich bei der Kriegsgewinnsteuer wieder erfaßt. Leider ist das ein Trugschluß. Abgesehen davon, daß ja einstweilen selbst im günstigsten Falle nur 60 Prozent an den Fiskus abgeführt werden müssen, ist es für den Fabrikanten ein Leichtes, auf dem Weg der Kalkulation einen sehr erheblichen Teil davon zu verstecken. Zum Beweise dient vielleicht folgendes Gespräch zwischen zwei Kriegslieferanten, das ich kürzlich mit anhörte:

Kriegslieferant A.: Haben Sie gelesen, daß in München der Hersteller eines chemischen Produkts, auf das er 340 Prozent Nutzen geschlagen hat, wegen Wuchers verurteilt wurde, obwohl er nachweisbar denselben Aufschlag bereits im Frieden gemacht hatte, und obwohl es sich bei ihm um einen Umsatz von nur wenigen tausend Mark handelte, von dem er lebte?

Kriegslieferant B.: Ja, die Großen läßt man laufen, die Kleinen hängt man.

Kriegslieferant A.: Also man muß sich in Zukunft in acht nehmen.

Kriegslieferant B.: Nein, man muß nur richtig kalkulieren. Dieser verurteilte Esel hat den Beamten nicht die richtige Kalkulation aufgemacht, sonst hätte ihm nie was passieren können, wiewohl das kunstvolle Kalkulieren im Kleinbetrieb nicht ganz leicht ist.

Kriegslieferant A.: Ja die Großen, die treiben's ganz toll. Sehen Sie, ich habe bei der größten deutschen Maschinenfabrik vor ein paar Tagen eine Maschine gekauft (er nannte sie), für die ich früher 3000 Mark zahlte und für die man jetzt 20 000 Mark verlangt. Ist das nicht schrecklich?

Kriegslieferant B.: Wie man's nimmt. Es hat auch Vorteile. Sehen Sie, in früheren Jahren, da mußten Sie die 3000 Mark in zehn Jahres-

Digitized by Google

raten langsam amortisieren. Aber die 20000 Mark, die können Sie kaltlächelnd auf einen Schlag unter Unkosten buchen mit der Begründung des enormen Preises. Auf diese Weise können Sie einen ganz schönen Kriegsgewinn verstecken.

Mit diesem Beispiel ist aber natürlich nicht alles erschöpft. Die hohen Preise haben noch weitere äußerst bedenkliche Folgen, denn sie revolutionieren die ganze Lebenshaltung und bringen damit unsere Volkswirtschaft ganz aus dem Gleichgewicht.

Wäre somit dringend und schnellstens eine Herunterrevidierung unserer Preise notwendig, so müßten darüber hinaus auch so schnell wie möglich wirksame und recht fühlbare Kriegssteuern aller Art erhoben werden, damit namentlich jene Kreise, denen der Krieg so gut gefällt, auch einigermaßen den Geschmack an einer unnötigen Verlängerung verlieren. Selbstverständlich ist es bei uns darum unvergleichlich schwerer als in England, weil wir durch unsere bundesstaatliche Verfassung immer die Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Reich und seinen Gliedern haben. Immerhin ließe sich sehr viel auch jetzt schon machen. Abgesehen von einer Erhöhung der Kriegsgewinnsteuer denken wir dabei vor allem an Luxussteuern jeglicher Art, namentlich an die Bestrafung des übermäßigen Verbrauchs. Wie die Dinge heute liegen, hat ja der Kriegsgewinner allen Anlaß dazu, soviel Geld wie nur möglich auszugeben; denn was er ausgibt, das muß er später nicht versteuern. Es müßte aber gerade umgekehrt sein, denn abgesehen davon, daß durch diesen Grundsatz dem Reich ungezählte Millionen verloren gehen, bewirkt diese Ausgabefreudigkeit eine Preisverteuerung der schlimmsten Art. Gerade diese Kreise sind es, die, ohne mit der Wimper zu zucken, für Butter, Eier und was immer sie zu essen wünschen, die unsinnigsten Preise zahlen und damit dem großen Heere der Festbesoldeten die unerträglichste Konkurrenz machen. Und wie auf dem Gebiete der Lebensmittel, so liegen die Dinge auch auf dem Gebiete der Kunst usw. Wie denn überhaupt die Entwicklung der Luxussteuern in Form der Bestrafung übermäßiger Ausgaben nicht dringend genug empfohlen werden kann. Wir haben volkswirtschaftlich alle Veranlassung dazu, den Gewinntrieb der Erwerbsschicht nicht auszuschalten, denn er ist unbestreitbar bei allen seinen schlechten Eigenschaften auch ein Antrieb für den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes. Wenn man aber das Einkommen zu sehr besteuert, so fällt dieser Anreiz weg. Deshalb möge man lieber zunächst die unnötigen Ausgaben besteuern und das Einkommen erst erfassen, wenn es in Form großer Vermögen vererbt werden soll. Dann aber möge man nicht zu bescheiden sein. Auch damit sollte man nicht zu lange warten: die Einführung einer außerordentlich hohen Erbschaftssteuer wäre unverzüglich zu wünschen. Hoffentlich erfüllt Graf Rödern, was sein Vorgänger Helfferich versäumt hat. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen:

New Yorker Kampf um Wahrheit und Frieden

Aus den Kriegserinnerungen eines Deutsch-Amerikaners, mitgeteilt von **Dr. Franz Rothenfelder**, Vorwort von Geh. Regierungsrat **Prof. Dr. Ferdinand Tönnies.**

148 Seiten 8°, geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50

15 Monate New Yorker Kriegserinnerungen eines Deutsch-Amerikaners, mitgeteilt vom Verfasser des Buches „Casement in Deutschland", gewähren einen bisher kaum geahnten Einblick in das Wesen des deutsch-amerikanischen Kampfes und bedeuten eine

Lösung des deutsch-amerikanischen Rätsels.

Dem starken deutschen Volke aber schenkt es den Besitz einer wertvollen Kenntnis:

Die restlose Aufdeckung von Wilsons Heuchelei.

Prof. Tönnies, der ausgezeichnete Kenner des Angelsachsentums, schreibt in seinem Vorwort:

„Die kleine Schrift, welche hier vorliegt, aus den Mitteilungen eines Deutsch-Amerikaners zusammengeflochten, bildet ein Gemälde der Verdorbenheit des öffentlichen Geistes dar, wie es eine ausschweifende Phantasie nicht ärger erfinden konnte. Man muß die Schrift lesen, um ihren Inhalt glaubhaft zu finden. „Der Triumph der Spitzbüberei, der Heuchelei, des nimmersatten Lasters, des Meineids und Betrugs", — so könnte man die Geschichte des gebildeten Universitätsfreundes von Herrn Wilson überschreiben."

Und zum Schlusse findet der hervorragende deutsche Gelehrte Wilson gegenüber das befreiende Wort:

„Ein solcher Mann verdient nichts als Verachtung, Verachtung, Verachtung!"

Ein Buch des Tages von geschichtlichem Wert — eine Waffe im Kampfe gegen die unsagbar niedrige Heuchelei und Tücke der Wilsonregierung, geschmiedet von amerikanischen Bürgern!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag:

J. P. Himmersche Buchdruckerei, Augsburg, Verlags-Abteilung.

POLITISCHE BÜCHER,

von denen man spricht.

Das Regenbogenbuch. Die europäischen Kriegsverhandlungen. Die maßgebenden Dokumente, chronologisch und sinngemäß zusammengestellt, übersetzt und erläutert von Dr. **Max Beer.** Preis Mark 6.—

L'Entente annexioniste. La Paix du „Droit".
Von Dr. **Max Beer.** Preis Mark 8.—

Anklagen gegen Deutschland. Das Buch „J'accuse" und andere Schriften, von Dr. **Karl Federn.** Preis Mark 7.50

Le Livre d'un fou. Von L. **Olivier.** Preis Mark 4.—

FERD. WYSS, Verlag in Bern

Digitized by Google

Gute deutsche Weihnachtsbücher

Ernst Zahn, Nacht. Erzählung.
21.—30. Tausend. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

„... Mit einer stolzen, starken Sprache und scharfer Menschenzeichnung gestaltet, daß diese Erzählung an Kunstgehalt dickbändige Romane überwiegt und zu dem Besten gehört, was wir von ihm und andern neuern Dichtern aufzuzählen wüßten." (Neues Winterthurer Tagblatt.)

Auguste Supper, Der Herrensohn. Roman.
9.—11. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Dieses schöne, stille und starke Buch, das der Seele Flügel gibt und das in uns eingeht wie ein Atemzug reinerer Luft, verdanken wir Auguste Supper, der Schwäbin. Es ist ein Buch voll Kraft und Tiefe und Frömmigkeit." (Dr. Carl Busse in Velhagen & Klasings Monatsheften.)

Niklaus Bruck, Ich warte ... Ein Straßburger Roman.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.50

Ein von köstlicher Frische und prächtigem Humor durchwehter Elsässer Roman aus der Gegenwart mit farbenreichen Bildern elsässischer Zustände und Stimmungen.

Fr. W. v. Oesteren, Der Schatten der Gorgo.
Zeitroman. Geheftet M 4.50, gebunden M 6.—

Ein Roman aus dem Kriege, aber kein Kriegsroman, auf neutralem Boden spielend, ist er dennoch durch des Dichters meisterliche Darstellungskunst ein Spiegelbild des Völkerringens, ein umfassendes Gemälde der seelischen und geistigen Verfassung unserer Zeit.

Rud. Presber, Der Rubin der Herzogin. Humoristischer
Roman. 15. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Es ist ein wahres Glücksschiff, das Presber vom Stapel läßt, und er steuert es sicher durch Sturm und Fährlichkeit. Für den Leser aber ist die Fahrt, die er mitmachen darf, eine vergnügliche Erholungsreise. Presber ist ein köstlicher Unterhalter, von dessen heiter-gütiger Lebensbetrachtung man sich gerne die Zeit kürzen läßt." (Tägliche Rundschau.)

* Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart *

BÜCHER

Einzelne Werke ** Ganze Bibliotheken
Luxus-Ausgaben aller Verlage
zu kaufen gesucht

Otto Kempa, Berlin W 50, Geisbergstraße 11

Digitized by Google

Elsaß-Lothringen und die Franzosen

Von Eugen Lerch

ach Herrn von Kühlmanns Wort ist das einzige Friedenshindernis Elsaß-Lothringen, das heißt der französische Schrei nach seiner Annexion oder wie sie so schön sagen, nach seiner „Desannexion". Waren sie immer so verrückt nach „les deux provinces"?

Mitnichten. Nach August Schneegans, dem bekannten Führer der elsässischen Autonomisten, einem gewiß unverdächtigen Zeugen, der 1871 in der Nationalversammlung zu Bordeaux saß, hat diese den Verlust der beiden Provinzen mit vollkommener Gleichgültigkeit aufgenommen: „Diese Elsässer," sagte man, „sind immer Deutsche gewesen, und schließlich nimmt Preußen sein Eigentum wieder zurück," und die elsässischen Abgeordneten waren gekränkt und entrüstet, daß man ihnen nicht einmal ein Wort des Abschieds gönnte, ihnen sozusagen keine Träne nachweinte. O quae mutatio rerum: damals wollten die verhetzten Elsässer, die von Deutschland nichts weiter wußten, als was die französische Presse ihnen erzählt hatte: daß es ein finsteres, barbarisches, brutales Reich sei, lieber bei Frankreich bleiben — die berufenen Vertreter des französischen Volkes aber legten durchaus keinen Wert auf diesen Wunsch. Und heute, da die überwiegende Mehrzahl der Elsässer bei Deutschland bleiben möchte, nimmt man wiederum keinerlei Rücksicht auf diesen Willen der Betroffenen und setzt das grauenhafte Morden fort — aus reiner Eroberungswut. Angeblich vollführt die Entente das Gemetzel bekanntlich für das Selbstbestimmungsrecht der Völker — doch nur die allerwenigsten Franzosen sind naiv genug, zu meinen, die Elsaß-Lothringer würden sich im Ernstfall für Frankreich entscheiden, oder einen baldigen Friedensschluß auf der Grundlage des Status quo der endlosen Verlängerung eines Krieges, unter dem sie ja mit am meisten leiden, nicht tausendmal vorziehen. Die Franzosen wissen sehr gut, daß sich bei einer Abstimmung mindestens 80 Prozent für Deutschland und nur allerhöchstens 20 Prozent für Frankreich erklären würden (wenn man nämlich den für Frankreich günstigsten Fall annimmt, daß alle Französischsprechenden sich auch wirklich zu Frankreich bekennen). Trotzdem wird, im Interesse der Kriegsbegeisterung, noch immer so getan, als sei es der Wille der Elsässer, der Frankreich bewege, den Kampf fortzusetzen.

Das ist die offizielle Legende. Einigen aber geht diese Heuchelei denn doch über die Hutschnur. Sie verhehlen sich nicht, daß Frankreich nichts

Digitized by Google

Fataleres passieren könnte, als eben diese Abstimmung, daß das Kartenhaus der französischen Kriegsideologie dabei einfach zusammenbräche. Jetzt freilich hätte es wenig Zweck, wenn wir uns entschlössen, sie vorzunehmen: drüben würde man sofort erklären, das Resultat, das sie ergeben müßte, wäre nur von der Angst diktiert. Immerhin gibt es doch auch drüben nicht wenige, die klar erkennen, daß auch bei einer Abstimmung von neutraler Seite, mit allen Vorsichtsmaßregeln, sogar wenn wir die geforderte Stimmenthaltung der deutschen Beamten, der Eingewanderten usw. usw. zubilligten, für Frankreich nichts zu hoffen wäre. Diese Leute stehen denn auch nicht an, rund heraus zu erklären, daß es in diesem Falle gar nicht auf den Willen der Bevölkerung ankomme, sondern nur auf die „Wiedergutmachung alten Unrechts". Ganz abgesehen davon, daß wir dann ja doch mit demselben Recht die Wiedergutmachung noch älteren Unrechts fordern könnten — was heißt das, aus dem Sophistischen ins Deutsche übersetzt, anders als: wir nehmen auf den Willen der Bevölkerung Rücksicht, wenn wir dabei profitieren; wir pfeifen darauf, wenn es uns nicht in den Kram paßt? Wenn man noch ehrlicher wäre, so würde man einfach eingestehen, daß es rein militärische oder „militaristische" Gründe sind, weshalb man auf die Provinzen nicht verzichten zu können glaubt oder wenigstens nicht verzichten will. Doch wir müssen auch mit dieser relativen Ehrlichkeit schon zufrieden sein ... Hoffnungslos ist nur, daß selbst in Frankreich Leute, die sich für Demokraten, Sozialisten oder Pazifisten ausgeben und sich sogar selbst dafür halten, für diese „Desannexion" aus Gründen der „Gerechtigkeit", ohne Rücksicht auf den Willen der Bevölkerung, den Krieg fortsetzen wollen. Sonderbarer Demokratismus!

Die Wandlungen in der Stimmung bei den Franzosen und bei den Elsaß-Lothringern hier im einzelnen zu verfolgen, würde zu weit führen. Es sind sozusagen zwei Halbkreise, die aufeinander zustreben, um sich in einem Punkte zu berühren — und sich dann wieder voneinander entfernen: solange die Elsässer bei Frankreich waren und sich bemühten, in die französische Kultur hineinzukommen, waren sie den Franzosen gleichgültig oder verächtlich: da waren sie plumpe, stumpfsinnige Boches — seitdem sie bei uns sind und je mehr sie sich wieder auf ihr Deutschtum besinnen, je mehr sie sich von Frankreich abwenden, desto heftiger wollen die Franzosen sie zurückerobern, und auf einmal sind sie lauter echte Franzosen geworden. Ganz wie in mancher Ehe: solange sie ihn liebt, pfeift er auf diese Liebe; sobald sie sich einem anderen zuwendet, erwacht seine Eifersucht ...

Nun läßt man Landkarten erscheinen, auf denen Elsaß-Lothringen nicht als deutsches Gebiet eingezeichnet ist, sondern mit einer Umrahmung in der Farbe Frankreichs, als wäre es eine Art französisches Schutzgebiet —

Digitized by Google

oder Adreßbücher, in denen es nicht etwa bei Deutschland zu finden ist, sondern als selbständiger Staat (ich habe sie selbst gesehen). Die Chauvinisten bemächtigen sich dieses „Problems", um den Sozialisten die Stimmen abzujagen, und da auch Kreise, die einen Krieg eigentlich nicht wollten, Interesse daran hatten, irgendeine Fahne zu schwenken, mit der man Stimmen fangen konnte, so begannen auch sie im Chor der Rache mitzubrüllen — und schließlich hatte man die Stimmung dermaßen bearbeitet, daß selbst die Sozialisten, wollten sie nicht als Vaterlandsverräter gebrandmarkt werden, nicht mehr offen sagen durften, daß ihnen der Verbleib der Provinzen bei Deutschland lieber sei als ein Krieg. In der Tat läßt sich verfolgen, wie der Revanchegedanke von einer Partei nach der anderen auf den Schild erhoben wird. Und daher ist die ganze Erhitzung ursprünglich doch bloß eine parteipolitische Mache zu ziemlich durchsichtigen Zwecken! Doch das war die notwendige Folge: was man zunächst bloß den anderen vorgemacht hatte: Frankreich müsse Elsaß-Lothringen zurückhaben, und die Elsaß-Lothringer verlangten es, daran glaubte man allmählich selber ... Die Hetzer wurden mit der Zeit zu Opfern ihrer eigenen Verhetzung. Hatte man zuerst mit Gambetta gesagt: N'en parler jamais, y penser toujours, so redete man davon bald ziemlich laut und heftig ... 1888 erreichte der Boulangismus seinen Höhepunkt, 1891 mußte der Pariser Besuch der Kaiserin Friedrich wegen der feindseligen Haltung dieser ritterlichen Nation jäh abgebrochen werden. Nur wenige hatten noch den Mut, die klare Frage zu stellen: Ja, was wollt ihr denn eigentlich? Ist euch die Sache wichtig genug, so macht Krieg. Zieht ihr den Frieden vor, so hört auf mit einer Hetze, die zum Kriege führen muß, ob ihr wollt oder nicht. Zu diesen Wenigen aber gehörten die feinsten und unabhängigsten Köpfe. So Rémy de Gourmont, der auch in Deutschland wohlbekannte Kunst- und Kulturkritiker, ständiger Mitarbeiter des „Mercure de France". Der schrieb unter dem Titel „Das Spielzeug Patriotismus":

„Einer jener Kartonbände, dämlich-gemein, wie professorale oder geistliche Stabstrompeter sie ohne Unterlaß zur Verfälschung der jugendlichen Gehirne produzieren; man öffnet ihn und fällt auf dieses Bild: Ein alter Militär wimmert in seinem Lehnstuhl, und ein Hosenmatz weist mit verständiger Miene mit dem Stock seines Trudelreifens auf das Bild einer elsässischen Amme hin: Weine nicht, Großpapa, wir werden sie uns wieder holen!"

Sofort denkt man an jenes andere Kind: an Herrn Paul Déroulède. Auch er läßt — indem er geräuschvoll mit einem alten schartigen Säbel daraufschlägt — den lädierten Reifen des Patriotismus rollen, und heult der Marianne, die nicht taub ist, ins Trommelfell hinein: „Weine nicht, Großmama, man wird sie dir wiedergeben, deine symbolische Amme!"

Digitized by Google

Weniger gallsüchtig als der klapprige und weinerliche Pensionist, antwortet die Matrone ungeduldig: „Habt ihr mir nichts Gescheiteres anzuvertrauen?“

So auch wir: Der Wunsch, in die Kette unserer Departements die beiden verrosteten Ringe, die ein etwas heftiger Stoß daraus entfernt hat, wieder einzufügen, verfolgt uns nicht bei Tag und Nacht. Wir haben andere, dringendere Sorgen; wir haben etwas anderes zu tun. Ich persönlich möchte für diese vergessenen Länder weder den kleinen Finger meiner Rechten geben: denn darauf stütze ich die Hand, wenn ich schreibe — noch auch den kleinen Finger meiner Linken, denn damit stoße ich die Asche meiner Zigarette ab.

Es ist sinnlos, mich deswegen als schlechten Franzosen oder gar als „Preußen“ zu behandeln: Kant war Preuße und Heine auch; dagegen möchte ich euch fragen, aus reiner Neugierde, wieviel von euern kostbaren Fellen ihr zu Markte tragen würdet, um die belgische Wallonei oder das Tal von Lausanne mit Frankreich zu vereinigen — Länder, die, wie mir scheint, ein bißchen französischer sind an Sprache und Rasse als die Ufer des Rheins. Niemand bellt die Engländer an, die doch die normannischen Inseln besetzt halten, und das ferne aber auch ausgesprochen französische Kanada: eine überseeische Provinz, aber ebenso bestimmt eine französische Provinz wie die Picardie.

Übrigens, sind diese Winkel jenseits der Vogesen wirklich so unglücklich geworden? Hat man sie vielleicht gezwungen, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Vergnügungen zu ändern? Mußten sie einen längeren oder härteren Militärdienst ertragen, eine spitzfindigere Verwaltung, hochfahrendere Beamte, pedantischere und eingebildetere Schulmeister, offenkundigeren Gewissenszwang, drückendere Steuern, eine weniger würdige, weniger sympathische, weniger ehrliche Regierung?

Mich will bedünken, daß wir ihn nun oft genug gehört haben, diesen Singsang von den beiden geknechteten Schwesterchen, die in Trauerschleiern an einem Grenzpfahle liegen und heulen wie die Kälber, statt daß sie ihre Kühe melken. Verlaßt euch darauf: nach wie vor essen sie ihren Kalbsbraten mit Johannisbeerkompott, knabbern ihre Salzbretzeln und vertilgen ihre Maß ... Verlaßt euch darauf, sie machen in Liebe und machen Kinder. Diese neue babylonische Gefangenschaft läßt mich kalt.

Die Frage ist übrigens ziemlich einfach: Deutschland hat Frankreich zwei Provinzen weggenommen, die Frankreich selber zuvor stibitzt hatte. Wollt ihr sie wieder haben? Schön. Dann auf an die Grenze! Ihr bleibt sitzen? Dann rutscht uns den Buckel hinunter ...“

Und weiter sagt er Dinge, die auch jetzt wieder zeitgemäß sind, weil seine Landsleute sie seither immer noch nicht kapiert haben und unentwegt

Digitized by Google

nur vom Militarismus — der andern reden: er könnte ohne alle Empörung französische Offiziere mit deutschen Offizieren anstoßen sehen; „tun sie nicht denselben Beruf, und warum sollte dieser Beruf, der bei uns adelt, dort schimpflich sein?“ Oder wenn er sie auffordert, sich von dem neuen Giftstoff zu reinigen, den sie Patriotismus benamsen. „Neu ist er allerdings nur in der plumpen Form, in die er sich seit zwanzig Jahren breit macht, denn sein wahrer Name ist Eitelkeit: wir sind die Zivilisation, die Deutschen sind die Barbaren.“ Und dann folgt eine lange Hymne auf unsere Kultur, unsere Kunst, unsere Wissenschaft, die in den Worten gipfelt: „Sie sind ruhig und wir sind Schießpulver; sie langsam und etwas schwerfällig, wir lebhaft und beweglich; sie sind stumm, wir Schreihälse; sie sind friedliebend, wir schauen kriegerisch aus ... Nein, wir haben keinen Haß gegen dieses Volk, wir sind zu gut erzogen, um eine kindische Ranküne zur Schau zu tragen, wir stehen zu hoch über der Dummheit des Pöbels, um sie auch nur zu empfinden: was mich betrifft, vor der Wahl zwischen den betäubenden Kläffern, die sich gegen unsere Seelenruhe verschworen haben, und den friedlichen Deutschen, zögere ich nicht: ich ziehe die Deutschen vor ...“

Man kann sich denken, mit welchem Wutgeheul die Pariser Presse über den Verfasser herfiel, dem die Regierung seine Stelle an der Nationalbibliothek sofort entzog. Ein Menschenalter ist seitdem verflossen, doch noch zwischen 1911 und 1914 kommen neu erscheinende Schriften auf den „seitdem berühmten“ Aufsatz zurück.

Gefruchtet hat er leider nichts. Noch wenige Monate vor dem Kriege, am 2. Februar 1914, erschien in Paris (bei Figuière & Cie.) ein Buch, „La paix armée et le problème d'Alsace dans l'opinion des nouvelles générations françaises“, das eigentlich genau dasselbe sagt. Hier wird von französischer Seite überzeugend nachgewiesen, daß das Revanchegeschrei Anfang 1914 einen Grad erreicht hatte, der einen Krieg einfach unvermeidlich machte. Als Verfasser zeichnen Marcel Laurent, Philippe Norard und Alexandre Mercereau, ein Jurist, ein Universitätslehrer und ein auch in Deutschland bekannter Schriftsteller — doch betonen sie wiederholt, daß sie nicht ihre persönliche Auffassung zum Ausdruck bringen, sondern die Meinung einer ganzen Generation, und an der Spitze steht ein Manifest, das die Ergebnisse des Buches kurz zusammenfaßt und siebzig Unterschriften trägt. Gewiß nicht viel — doch auch nicht so wenig, daß man es in Frankreich als unmaßgeblich verleugnen könnte.

Die Manifestanten, sämtlich zu den Generationen gehörig, die nach 1870 geboren sind, erklären einerseits von den Älteren abrücken zu wollen, die 1870 noch erlebt haben und heute in der Regierung sitzen (man denke an

Digitized by Google

Ribot!), andererseits von „der chauvinistischen Propaganda und den chauvinistischen Ideen der unruhigen und unbesonnenen Jugend der Hoch- und Mittelschulen". Sie halten dafür, daß ihr Vaterland auf Elsaß-Lothringen durchaus verzichten könne, weil sein „herrliches Kolonialreich", das noch gar nicht recht genutzte, ihm Ausbreitungsmöglichkeit genug biete. Und daß es auf Elsaß-Lothringen auch verzichten müsse: „wenn Frankreich das Wort, das es den Elsaß-Lothringern nach dem Kriege gegeben hat, nicht verletzen will, so darf es keinen anderen Wunsch haben, als die Politik zu unterstützen, die die Elsässer selber gewählt haben" (durch Kursivdruck hervorgehoben). Sie erklären die französische Politik, „die Politik des Eigensinns, die Frankreich seit 15 Jahren dazu treibt, auf allen Punkten des Globus der deutschen Politik in die Quere zu kommen, selbst wenn ihre Bestrebungen berechtigt sind und uns keinen Schaden zufügen" — für „unfruchtbar und gefährlich". Und die Gedanken, die sie zur Erläuterung anführen, sind fast genau dieselben, die einst Rémy de Gourmont angeführt hatte — nur etwas mehr juristisch und weniger literarisch ausgedrückt.

Mit dem Schrei nach Elsaß-Lothringen habe sich die französische Politik in einer Sackgasse verlaufen: man wisse selber nicht, was man eigentlich wolle. Wolle man Elsaß-Lothringen zurückhaben, so müsse man mit Deutschland Krieg anfangen (denn man könne sich doch nicht einbilden, Deutschland werde es freiwillig abtreten!). Wolle man aber keinen Krieg, so müsse man logischerweise auch auf Elsaß-Lothringen verzichten! Der dritte Standpunkt jedoch, „Elsaß ohne Krieg", sei „ein Nichts, weniger als ein Nichts, die Frucht unserer Illusionsfähigkeit. Sehen zu müssen, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen noch immer diesem Trugschluß anhängt — wie soll man da nicht eine tiefe Entmutigung, eine ehrliche Trauer empfinden?" Um so mehr, als die französische Regierung sich einstweilen für eine Politik des Schmollens und Grollens entschlossen habe, der fortgesetzten Kränkung Deutschlands ohne jeden Sinn und Verstand. Dabei übersehe man aber eine kapitale Tatsache, oder wolle sie übersehen: Die Wandlung der öffentlichen Meinung im Elsaß selbst. Durch die verschiedensten Dokumente wird nun gezeigt, wie die Elsaß-Lothringer aller Parteien gar nicht mehr daran denken, wieder französisch werden zu wollen — schon darum nicht, weil der elsässische Handel seine Wurzeln in Deutschland habe und weil ein überwiegend katholisches Land nicht von einer antiklerikal gewordenen Republik regiert sein wolle; wie selbst die fanatischsten Franzosenfreunde lieber das fait accompli hinnehmen, als einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland erleben wollten, unter dem gerade das Elsaß am meisten leiden würde.

Digitized by Google

Natürlich hat auch diese Kundgebung nichts geholfen. Die Ereignisse haben gezeigt, wie recht die Manifestanten hatten, wenn sie meinten, so könne es nicht weitergehen, eine Entscheidung sei unumgänglich. Nur daß ihr Volk, das „intelligenteste von allen", sich nicht für die Vernunft entschied, sondern für den Krieg . . .

Stegemanns Geschichte des Kriegs

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Dem ersten Band, der im Februar 1917 erschien und den ich im März besprochen habe, folgte im November der zweite Band des vierbändig gedachten Werkes.*)

Er umfaßt die Kriegsgeschichte vom 14. September 1914 bis Frühjahr 1915, die Zeit, in der die Westfront nach schlachtenreichen Umfassungsversuchen anfing, unbeweglich zu werden, während an der Ostfront die stürmischen Linien des Bewegungskrieges sich ausdehnten, vorschoben und kreuzten. Der erste Band hatte schon die außerordentliche Befähigung des Militärgeschichtschreibers dargetan und das Kennerurteil des Generalleutnants Freiherrn von Freytag-Loringhoven bestätigt, welcher von Stegemanns Buch schrieb: „Ich erblicke die Trefflichkeit der Leistung vor allem darin, daß es gelungen ist, noch während des Krieges selbst ein derartiges objektiv richtiges Bild der Begebenheiten zu bringen, soweit solche jetzt bereits bekannt sind, und gleichzeitig die großen Zusammenhänge des Weltkrieges in seinem Entstehen und Verlauf so klar hervortreten zu lassen."

Der zweite Band überrascht dadurch, daß er kriegswissenschaftlich noch fesselnder ist als der erste mit seinen glänzenden Schilderungen der Anfangsmonate und ihrer Höhepunkte, der Marnekrisis und des Siegs bei Tannenberg. Es ist, als ob Stegemann nach dem großen Erfolg des ersten Bandes noch sicherer und, im Nachschaffen der Ereignisse, literarisch noch schöpferischer geworden ist. Nicht bloß die Tatsachenfülle, die Urteilskraft und der Stil, sondern vor allem die Gliederung der überquellenden Stoffmasse machen Stegemanns Buch zu einem „Standwerk" des Weltkriegs, und zwar in der Literatur aller kriegführenden Länder. Man liest „Die Schlacht an der Aisne," „Die Belagerung von Antwerpen," „Die Schlachtenfolge in Flan-

*) Zweiter Band. Mit 4 farbigen Kriegskarten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1917.

Digitized by Google

dern", und man erkennt, wie er aus der zeitlichen Reihe zahlloser Schlachttage die kriegsgeschichtliche Hauptgruppierung herausfindet, benennt und plastisch gestaltet.

Kriegsgeschichtlich mustergültig, wenigstens für den Laien, sind die hundert Seiten über den „Feldzug im Osten" vom 12. September bis 5. November 1914. Bei diesem Feldzug, der nicht mit einem Sieg, sondern mit einem Rückzug abschloß, wächst die Feldherrngröße des Siegers von Tannenberg und seines Generalstabschefs erst recht ins Monumentale. Was man unbestimmt fühlte, das weiß man bestimmt nach dieser Lektüre des ersten polnischen Feldzugs: Daß Hindenburg und Ludendorff Schlachtenlenker sind, die selbst gegen die Überzahl und selbst im Rückzug dem Gegner das Gesetz des Handelns auferlegen. Es ist von höchster Spannung, zu verfolgen, wie der gewaltige Zusammenstoß mit der Übermacht Nikolai Nikolajewitsch' an der Weichsel, am San und am Njemen, am Dnjestr und an der Rawka sich vollzogen und entladen hat. Die Feldherrnkunst, nicht erdrückt zu werden, zeigt sich groß und rettend gerade angesichts der gewaltigen Überlegenheit der Russen, besonders aber deshalb, weil auch der Großfürst ein Stratege war, der nach einem genialen Plan operierte. Man hat vor dem Kriege oft gefragt: Wird man diese Millionenheere dirigieren können? Nun, Nikolajewitsch verstand zu dirigieren. Davon überzeugt die Geschichte gerade dieses Feldzugs. Es ist sein größtes Unglück, daß er zum Gegenspieler Hindenburg gefunden hat.

Stegemann läßt uns Einblick tun in den Innenraum der Strategie, fast in das Hirn des Strategen. Die Kapitel „Hindenburgs strategischer Entschluß vom 8. Oktober" und „Hindenburgs strategischer Entschluß vom 17. Oktober" geben uns, dank des eigenen Eindringens Stegemanns in die plötzlichen Veränderungen der Lage und ihre Lösungsmöglichkeiten, ein lebendiges Bild von der Größe und dem Drang des strategischen Entschlusses wie von der Meisterhaftigkeit der Durchführung.

Auch die Geschichte dieses Kriegsabschnittes, der sich besonders wuchtig heraushebt, stellt uns gleichzeitig in den Zusammenhang der Geschehnisse auf den andern Kriegsschauplätzen. Wir wissen heute, wie dieser große Vorstoß auf Warschau trotz seines Mißerfolges im Krieg nachgewirkt hat. Denn Hindenburgs offensiver Entschluß vom 8. Oktober, trotz seiner Unterlegenheit an Truppen auf das Herz der russischen Stellung in Polen vorzustoßen, zwang die russische Heeresleitung, österreichische Fronten zu entlasten, riesige Armeen heranzuziehen, die sich an der Weichsel fast verkropften und die, als sie Hindenburg umfaßt zu haben glaubten, ihn nicht mehr vorfanden, weil er eine Rückzugslinie durch die Führung der Schlacht erobert und Polen weglos gemacht hatte. Eines seiner Reserve-Armeekorps,

Digitized by Google

das umfaßt war, leistete das Wunder, sich ohne ein Geschütz zu verlieren durchzuschlagen, und noch tausendweise Gefangene mitzuführen. Dieser auf die russische Armee ausgeübte Zwang, sich zuerst zusammenzuziehen und hinter einem weglosen Land vorzustoßen, hat eine mittelbare Wirkung auf die künftigen Feldzüge Rußlands gegen Österreich und Deutschland ausgeübt, war die Voraussetzung zum Sommerfeldzug 1915 und daher mitbestimmend auf den ganzen Feldzug im Osten. Die „Dampfwalze" war im Oktober 1915 gerade wieder am Ausfahren, als sie Hindenburgs Stoß ins Ventil traf. Noch blieb sie „Walze", aber nicht mehr „Dampf".

Die stille Frage, warum nach der Meisterleistung vom Oktober 1915 zwei Jahre vergingen, bis Hindenburg an die Spitze der gesamten Truppenmacht berufen wurde, wird von Hermann Stegemann nicht aufgeworfen.

Politisch ist im Unterschied zum ersten Band mit seiner klassischen Vorgeschichte der zweite Band schweigsam. Nur das „Schlußwort" von zwanzig Zeilen ist politisch und trotz aller Kürze gedankenreich. Es lautet:

> „Nur die begriffliche Bestimmung des Krieges als eines Ideenkampfes hat es England und Frankreich gestattet, den gegen Deutschland gerichteten Feldzug aus der Fülle der in ihren Völkern ruhenden Kräfte zu speisen und jahrelang fortzusetzen; während Rußland im Kriege verharrte, weil der Zarismus von den Karpathen den Weg nach Konstantinopel suchte und das liberale Bürgertum und die Arbeiterschaft diesem Kriege nicht widerstrebten, solange er ihnen nicht die innere Befreiung gebracht hatte, die früher oder später aus Siegen oder Niederlagen der Zarenarmeen und vor allem aus der fortgesetzten politischen Ideengemeinschaft und materiellen Interessenverflechtung mit den Westmächten erwachsen mußte.
>
> Deutschland und Österreich-Ungarn blieb gegenüber solchen Triebkräften zum Kriege zunächst nichts als das Bewußtsein, für ihren staatlichen Bestand und ihre Selbstbestimmung zu kämpfen. Aber es genügte fortan nicht mehr, sich gegen die Feinde von heute und morgen zu behaupten, sondern man mußte auch den Ideenkampf auskämpfen, der sich gebieterisch ankündigte, und mußte ihn deshalb zugleich im eigenen Schoße und nach außen führen, ohne sich durch die wachsenden Entbehrungen niederdrücken zu lassen und ohne die kriegerische Kraft zu schwächen, die im Westen einen lebenden Wall errichtet, im Osten den großen Angriffsfeldzug der russischen Übermacht zum Scheitern gebracht und die Küsten des bedrohten Vaterlandes mit eiserner Wehr umgürtet hatte."

Hier spricht der objektive kriegswissenschaftliche Geschichtschreiber andeutungsweise eine wichtige politische Beobachtung aus: Der Weltkrieg in

Digitized by Google

aller seiner furchtbaren Materialität ist ein „Ideenkampf", nicht bloß weil die Entente, bei ihrer Fabrikation der öffentlichen Meinung der Welt, ihn tendenziös auf dieses Geleise geschoben hat, sondern weil zwei Jahrtausende nach Christi Geburt ein Weltkrieg nicht ohne die Bundesgenossenschaft von Ideen durchgeführt werden kann.

Vielleicht sagt uns Hermann Stegemann nach seinen tiefen Einblicken in den Waffenkampf auch noch seine kundige Meinung über die Strategie des Ideenkampfes. Wir werden ihm auch hiefür dankbar sein.

Wie groß das Verlangen nach Stegemanns grundlegendem Kriegswerk an der Front und hinter der Front ist, beweist die Tatsache, daß gleich die erste Drucklegung die „1. bis 60. Auflage" umfaßt.

Die Leser werden bestätigt finden, was Generalleutnant von Leszczynski, der Führer von 1870, vom ersten Band gerühmt hat: „Wer immer Stegemanns Buch liest, jetzt, während uns noch der Krieg umtobt, oder es später, wenn wieder Frieden ist, zur Hand nimmt, wird es in atemloser Spannung lesen und wiederlesen und hingerissen sein von dem, was der Verfasser berichtet und wie er berichtet. Ein reiner Genuß höchster Art ist es, den packenden Schilderungen der am straffsten gespannten kriegerischen Kraft zu folgen, ein gleicher, sich der prachtvollen, aufs feinste abgetönten Sprache zu erfreuen."

Ramsay Macdonald über den Verständigungsfrieden

Von Levin L. Schücking

Die folgenden Ausführungen bilden mit unwesentlichen Auslassungen das Schlußkapitel des jüngst von dem englischen Sozialistenführer Macdonald unter dem Titel: „Nationalverteidigung", eine Studie über den Militarismus, erschienenen Buches. Die Verdienste des Verfassers aus dem Gegenfeldzug gegen die belgische Lügenkampagne, seine Bestrebungen, die einseitige Betrachtung der Kriegsursachen in England zu beheben und seine Tätigkeit für die Stockholmer Konferenz sind in Deutschland wohlbekannt. Es heißt, daß seine zu Anfang des Krieges enorm zurückgegangene Volkstümlichkeit

Digitized by Google

wieder stark im Zunehmen begriffen sei. Vielleicht ist das nicht nur darauf zurückzuführen, daß seine neuen Anhänger seine Auffassung angenommen haben, sondern auch darauf, daß er, vielleicht aus taktischen Gründen, sich in gewissen Punkten der ihrigen genähert hat. So würde der Macdonald aus den ersten Monaten des Krieges wohl schwerlich die Behauptung aufgestellt haben, daß England zur Bekämpfung des Militarismus in den Krieg eingetreten sei. Wenn er diese verlogene Plattheit jetzt nicht mehr ganz von der Hand weist, so geschieht es (nach dem englischen Grundsatz make the best of it), um der Vorstellung seiner Landsleute vom Militarismus einen anderen Sinn unterzulegen. Er bekämpft in dem Militarismus nicht das deutsche, sondern das europäische Verteidigungssystem überhaupt. Die praktische Folgerung für die gegenwärtige Krisis ergibt sich mit Notwendigkeit. Die Ausführungen darüber sind für den Deutschen gleichmäßig fesselnd, wenn wir auch die Auffassung, die diesen Krieg als die unmittelbare Folge und Fortsetzung von 1870 betrachtet, nur sehr bedingt zulassen können. Es ist ja in der Tat äußerst bequem für England, sich durch diese Konstruktion seiner Hauptschuldlast vor der Weltgeschichte zu entheben, die in der überlegten Wiederanfachung des erlöschenden französischen Revanchegedankens beruht. Immerhin bieten die folgenden Ausführungen, bei allen Rückfällen in eine parteiische Betrachtung der Gesamtlage, eine Fülle von Gesichtspunkten, auf die sich ohne Bedenken auch zahlreiche Angehörige der Mittelmächte stellen können.

„Die Politik des Friedens gilt es zu überlegen, denn der Friede ist ein politisches und kein militärisches Problem. Was die Geschichte mit unbezweifelbarer Sicherheit lehrt, ist, daß ein Friede, der von militärischen Siegern im Geiste militärischen Sieges geschlossen wird, überhaupt kein Friede ist. Heute betrügt man uns mit billigen Schlagworten: „kein vorzeitiger Friede", „kein Friedensflickwerk" usw. Sie sind völlig sinnlos und sehr schädlich. Sie gehen von der Lehre aus, die die Geschichte, wie gesagt, als irreführend und verhängnisvoll erweist, daß Krieg Frieden herbeiführen kann. Man kann ein Volk durch Krieg züchtigen, sein Land verwüsten, sein Gebiet rauben, ihm eine Entschädigungszahlung aufzwingen, die es für die Zukunft verkrüppelt, aber man kann auf diese Weise keinen Frieden herbeiführen. Niemals hat ein Volk über ein anderes einen vollkommeneren Sieg davongetragen als Deutschland über Frankreich, und niemals war doch der Friede offensichtlicher Tünche und, was die Schlußrichtigkeit anging, deutlicher falsch als der Frankfurter Friede vom Mai 1871. Frankreich und Deutschland lebten von 1871 bis 1914 in einer Art Waffenstillstand, und ganz Europa wußte es. Der Schatten, die Befürchtungen, die Beunruhigung des drohenden Krieges regten Europa die ganze Generation hindurch auf,

Digitized by Google

sie bestimmten die europäische Diplomatie, sie machten jeden Versuch, zu einer Vereinbarung zu kommen, zunichte, sie schufen das Bündnis der Mittelmächte und unter den sie umgebenden Völkern die Entente. Sie verschmolzen sich schließlich mit den Ursachen dieses Krieges.

Noch in jedem Kriege kennzeichnete die Blindheit der kriegführenden Völker der Glaube, daß der absolute militärische Sieg der einzige Weg zum Frieden ist. Die Behauptung ist heute mehr als diskutabel, daß wir 1800 einen besseren Frieden hätten haben können als 15 Jahre später. Den Pariser Vertrag, der den Krimkrieg 1856 beendigte, betrachtete die Königin Viktoria als „recht vorzeitig", und Palmerston mißbilligte ihn. In Wirklichkeit hätte er 1855 abgeschlossen werden können. Der „Manchester Guardian" sagt nach einem Überblick über die sieben letzten Kriege der beiden Jahrhunderte, an denen unser Land beteiligt war: „Wenn man die zahllosen Millionenleben überdenkt, die in diesen früheren Kriegen geopfert sind um ihrer unnötigen Verlängerung für ein unbedeutendes Ziel oder einen derzeitigen Parteizweck willen, möchte man das Andenken an die verfluchen, die durch ihre Ablehnung vorzeitiger Friedensschlüsse verspätete zustande brachten, durch die man die Leiden der Welt so unnötig vermehrt hat. Nicht einen vorzeitigen Frieden haben wir zu fürchten, sondern einen verspäteten; denn das Urteil der Geschichte spricht für diejenigen, die in früheren Kriegen den anscheinend vorzeitigen Frieden haben wollten, nicht für diejenigen, die jene Kriege zu keinem Endzweck, der ihre Fortsetzung rechtfertigte, weiterführten."

Wenn ein Krieg ausbricht, treibt er mit seiner fürchterlichen Kraft alle kriegführenden Völker in das sogenannte patriotische Lager. Sie glauben alle im Recht zu sein. Dann kommt ein gewisses Maß von Beruhigung, der erste Schmerz von Tod und Leiden ernüchtert, alle empfinden Haß gegen das Gemetzel und werden durch die Entbehrungen erregt. Das geht freilich auch vorüber. Die Leute gewöhnen sich zu Hause und im Felde an den Tod, und das Leiden wird regulär. Mittlerweile hat der militärische Druck eingesetzt; wie durch einen Nebel sieht man, wie der Kampf steht und welche Partei voraussichtlich geschlagen wird. Der Sieger will nicht einhalten, der Besiegte kämpft, den Schimpf abzuwehren; dann kommt das militärische Ende. Die Kanonen können nicht mehr feuern, und das geschlagene Volk, trotzig, zornig und grollend, nährt sein Leid in seinem Herzen und sinnt auf Rache. Die Kultur und friedlichen Bestrebungen der Völker sind vernichtet. Der im Felde geschlagene Militarismus zieht wie in ein Heiligtum in die Herzen des Volkes ein; das ist der Verlauf aller nationalen Kriege, und alle Staatsmänner bisher haben sich unfähig gezeigt, diesen Verlauf zu verhindern.

Digitized by Google

Es scheint absurd und ist trotzdem wahr, daß der zukünftige Friede nicht vom Sieger, sondern vom Besiegten abhängt. Wenn man annimmt, daß der Sieger die Neuordnung bestimmt, vergißt man, daß das Hauptproblem darin liegt, den Besiegten zu ihrer Annahme zu bewegen.

Eine einfache Wahrheit, die von allen militärischen Schriftstellern anerkannt, aber nur unzureichend berücksichtigt wird, geht im Denken der Leute während eines Krieges immer unter, nämlich, daß der Krieg in der politischen Staatskunst nur eine Zwischenhandlung ist. Der Wert des Krieges bestimmt sich danach, ob er die Staatskunst gefördert oder sie gehindert hat. Auf diese Wahrheit muß man immer wieder hinweisen. Wenn dieser Krieg dem Militarismus und der Bedrohung durch die Macht kein Ende bereitet, so ist das Ziel des britischen Volkes, als es ihn erklärte, vereitelt ... Ein Staatsmann, der etwas Fähigkeit und Urteil besäße, müßte wissen, wann der Krieg ihm sein politisches Ziel beschert hat, und dann unmittelbar zur Sicherung dieses Ziels seine politischen Kräfte in Tätigkeit setzen. Aber gerade das tun unsere Staatsmänner niemals, und diejenigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen, weigern sich, es zu tun. Ob konservativ oder liberal, militaristische Arbeiterpartei oder Sozialisten, sie gehören zu dem alten Schlag, der die Vorbedingung des Friedens im Triumph und in der Unterstützung der Macht sieht. Sie stehen noch da, wo der Wiener, der Pariser und der Frankfurter Kongreß standen, und doch hängt der zukünftige Friede Europas allein davon ab, daß dieser Krieg ein politisches Ende nimmt.

Nehmen wir an, daß das Problem heute Deutschland heißt und daß die Frage in seinem Mittelpunkt steht, ob der deutsche Militärgeist die Staatskunst jenes Landes beherrschen und damit in Europa ein Gefühl der Unsicherheit bleiben soll, das von Zeit zu Zeit mit Rüstungen beruhigt werden muß. Wie kann Europa dagegen Garantien schaffen? Kein verständiger Mensch könnte die Meinung äußern, daß die deutsche Regierung durch irgendeinen Mächtebund, der Berlin besetzte, beherrscht werden könnte. Früher oder später müssen wir und Europa uns doch auf den guten Willen und die Handhabung der Politik eines Deutschland verlassen, das sich selbst regiert. Schließlich wird Deutschland es ja doch in seiner Macht haben, Streit und Furcht zu erregen oder den Frieden anzunehmen. Welche Wirkung können nun militärische Maßnahmen auf solchen Willen und solche politische Gesinnung haben? Wenn Deutschland in der Geistesverfassung zurückbliebe wie Frankreich 1871, dann ist ganz deutlich die Wirkung auf Europa vom Übel. Aber wenn Deutschland nicht in dieser Lage bliebe, dann müssen wir ebenso offensichtlich unserm Vertrauen zu seiner Fähigkeit, sich selbst zu regieren, Ausdruck geben. Es hieße den Zweck vereiteln,

Digitized by Google

dessentwegen wir in den Krieg zogen, wenn wir den deutschen Volkswillen dem Militarismus in die Arme trieben. Wenn dieser Krieg endete, ohne daß die Völker sich verständen, so bedeutete das das sinnlose Opfer von Tausenden der Unsern, die in Belgien und Frankreich ruhen, weil solch ein Ende nicht nur dem Militarismus neue Lebensfrist gäbe, sondern seinen erdrosselnden Griff am Halse der Kultur noch verstärken würde.

Ich glaube, daß heute das deutsche Volk, wenn die Anspannung des Krieges und die Notwendigkeit, dem Feinde eine einheitliche Front entgegenzusetzen, von ihm genommen würde, der Herrschaft des Militarismus ein Ende bereiten, seine Bedrohung Europas abstellen und in einen Staatenbund eintreten würde, der hergestellt werden muß, wenn Europa vor der Vernichtung gerettet werden soll, und ich bin weiter überzeugt, daß die Neigung dazu nach einem weiteren Jahre Krieg geringer sein wird. Ich bin kein Prodeutscher, wenn ich das schreibe, ich bin ein Proeuropäer. Für mich ist Deutschland ein Problem, wie der Kapitalismus ein Problem ist. Man kann es nur lösen von einem wissenschaftlichen, vernunftgemäßen Standpunkt . . .

Was Programme angeht, so glaube ich nicht, daß sie große Schwierigkeiten darbieten, wenn nur die Völker selber sich mit ihnen beschäftigen. Die Wiederherstellung Belgiens, die Wiedereinsetzung Frankreichs in den früheren Stand (rehabilitation), die Ordnung auf dem Balkan, die Wiederaufrichtung der polnischen Autonomie, Entwicklungsmöglichkeiten (outlets) für Deutschland — über diese und verwandte Fragen herrscht in Wirklichkeit im Denken des Volkes solche Übereinstimmung, daß keine Konferenz, die das Volk verträte, verfehlen könnte, sie zu lösen, oder über die Grundsätze streiten könnte, nach denen sie gelöst werden müßten — die Anerkennung der Nationalität und Selbstregierung, die Unverletzbarkeit feierlich abgeschlossener Verträge, die Wünschenswertheit von Schiedsgerichten, die Angemessenheit eines Rates der Völker.

Das Unglück ist, daß zur gegebenen Zeit alle diese Fragen aber von Leuten behandelt werden, die mit der Möglichkeit zukünftiger Kriege rechnen, Leuten mit Feindseligkeit im Herzen, die in der Lage sind, mit Völkern wie mit Einsätzen zu spielen, Leuten, die sich selbst nicht freigemacht haben von der Abhängigkeit vom Militarismus, als der einzigen Garantie der nationalen Sicherheit.

Wenn nicht die alte Einrichtung der Diplomatie und internationalen Staatskunst durch die Furie dieses Krieges von der Szene gejagt wird, werden Demokratie und Militarismus darauf miteinander ringend zurückbleiben, und Europa wird zu dem Fluch eines Waffenstillstandes verurteilt sein."

Digitized by Google

Das russische Angebot

Trotz der allgemeinen Friedenssehnsucht und unserer genügend oft unterstrichenen Friedenswilligkeit hat das Angebot der maximalistischen russischen Regierung keine rechte Freudenstimmung erregen können. Wohl zum großen Teil, weil der Vorteil, den die innerrussische Krisis unserer Kriegssache durch Verminderung der Kampffähigkeit Rußlands gebracht hat, schon unter Dach und auf unser Gewinnkonto gebucht war. Dann aber auch, weil dem Angebot noch recht viele „Wenn" und „Aber" anhängen.

Darunter ist der Einwand, daß die Regierung Lenin den Nachweis der Berechtigung, im Namen Rußlands zu sprechen, kaum leisten könne, das am wenigsten schwerwiegende Bedenken. Denn wie die Dinge stehen, muß jede russische Regierung, woher sie auch komme, aus zwingendsten Gründen auf der Plattform des äußeren Friedens stehen. Dieser Zwang kommt vom russischen Dorf, also von mehr als achtzig Prozent der russischen Bevölkerung. Nicht etwa, als ob die russische Bauernschaft aus politischer oder sozialer Einsicht, die bei ihrer restlosen Rückständigkeit ausgeschlossen ist, den Frieden forderte. Davon kann keine Rede sein. Aber sie verlangt ohne einen Aufschub, wie ihn selbst Kerenski anstrebte, die Lösung ihrer Landfrage. Zwar in ganz verständnisloser, brutaler, in dem tatsächlich zur Aufteilung vorhandenen Boden keine Rechnung tragender Weise. Immerhin, das russische Dorf marschiert, und keine Regierung kann sich dieser unlenksamen Masse erfolgreich entgegenstellen. Von Krieg, Politik will das russische Dorf nichts wissen, nur Boden will es. Und diese Frage, die im Bauernsinn gar nicht lösbar ist, weil es selbst bei drohender Vernichtung des ganzen Mittelstandes und des mittleren Landbesitzes nicht genug agrarische Fläche dafür in Rußland gibt, muß jede Regierung unfähig machen, den Krieg fortzusetzen, und treibt unaufhaltsam zum Frieden um jeden Preis.

Wichtiger als die Zuständigkeit der Augenblicksregierung sind noch andere Bedenken, die uns das Friedensangebot mit großer Vorsicht anzufassen zwingen.

Die russische Armee hat ihre Einheit gänzlich eingebüßt. Noch weiß man nicht, ob Teile der noch unter Waffen stehenden Wehrkraft Rußlands sich etwa dem Regierungsbeschluß widersetzen und andere mitreißen werden. Die russische Generalität und das höhere Offizierskorps sind von der Revolution überrumpelt worden und haben sich nur aus Selbsterhaltungstrieb und zum Schein gefügt. Andererseits dürfte auch die maximalistische Regierung es nicht wagen, die Mannschaften plötzlich nach Haus zu entlassen, was eine alles mit sich fortreißende Überzahl der landfordernden Bauernschaft bedeuten könnte.

Die Regierung Lenin hat sich für alle Fälle auch noch den Rückzug von der Friedenssache gesichert, indem sie sich auf das extremsozialistische Programm der Friedensbedingungen festgelegt hat, obwohl sie weiß, daß es unsererseits unannehmbar ist. Darüber würde sie mit sich reden lassen, aber einen Hinterweg aus Furcht vor den achtzig Prozent Bauern nur sehr ungern aufgeben.

Es gibt endlich auch noch andere Schwierigkeiten, auf die unsererseits

Digitized by Google

Bedacht genommen werden muß. Das revolutionäre Rußland bietet einen Waffenstillstand zur Eröffnung von Friedensverhandlungen an, spricht es da auch für das Königreich Rumänien, dessen Truppen gänzlich in russischen Beständen eingesprengt stehen, oder nicht?

Schließlich ist Rußland mehr oder minder für uns verhandlungsunfähig, insolange es nicht die Ententefesseln restlos abgestreift hat.

Das ist vielleicht der allerwichtigste Punkt der Wenn- und Aber-Reihe. v. S.

Vom Grundstücks- und Häusermarkt

Von allen großen Geschäftszweigen haftet wohl kaum einem ein so zweifelhafter Ruf an wie dem sogenannten Immobiliengeschäft. Auf wenigen Gebieten unserer Wirtschaft ist so viel und so unsolid spekuliert worden wie hier. Die rasche Ausdehnung der Städte hat eine Unmenge teilweise recht zweifelhafter Elemente angelockt, hier auf müheloſe Weise recht viel Geld zu verdienen. Das gilt vom Handel mit dem Grund und Boden und fast noch mehr von der Erbauung von Häusern ohne zureichende Mittel. Die Grundstücksspekulation brachte tatsächlich eine Zeitlang gewaltige Gewinne. Jeder erinnert sich noch an die Schöneberger Kartoffelbauern und ihre Glücksgenossen in andern Städten, die über Nacht zu Millionären wurden. Das ging so lange, bis durch Krisen und andere Umstände Rückschläge kamen. Da erfolgten dann die großen Baukrache, die an manchen Orten das gesamte Erwerbsleben auf viele Jahre zurückwarfen, so in München.

Am tollsten aber war die Spekulation in der Reichshauptstadt gewesen, und dementsprechend mußten auch hier die Rückschläge um so schlimmer wirken. Es wurden dort vielleicht weniger Existenzen vernichtet als etwa in München, weil die Besitzer des größten Teils der Grundstücke kapitalstarke Gebilde waren, nämlich die Großbanken. Fast alle Berliner Geldinstitute sind mit erstaunlich hohen Beträgen hier beteiligt gewesen, und fast alle haben sie eine sehr unglückliche Hand gehabt. Man machte aber auch hier die alte Erfahrung, daß große Kapitalisten Verluste leicht tragen können, weil sie auf den Objekten sitzen bleiben können, bis eine gewisse Besserung eintritt, und weil sie aus anderen Gewinnquellen die entsprechenden Abschreibungen machen. Was hat es der Deutschen Bank geschadet, daß sie durch ihre eigenen und befreundeter Institute Irrtümer Millionenverluste erlitt? Ein Federstrich beseitigte diesen unliebsamen Zwischenfall. Nur bei einer Großbank ist auch für den Fernerstehenden

Digitized by Google

der Verlust sehr schmerzlich geworden, das war die Nationalbank für Deutschland, die durch ihre übermäßigen Immobiliengeschäfte nicht nur einige Jahre dividendenlos blieb, sondern auch ihre gesamten Reserven opfern mußte. Aber sie scheint diese Zeit überwunden zu haben, und zwar mitten im Kriege.

Das lenkt uns auf die Frage hin: Wie hat denn dieser immer schon unsolide Immobilienmarkt sich im Kriege entwickelt? An und für sich hätte man glauben müssen, daß eine derartige Erschütterung, wie die Weltkatastrophe sie brachte, noch mehr als bisher diesen Geschäftszweig hätte unterhöhlen müssen. Das ist aber erstaunlicherweise doch nur in sehr bedingtem Maße der Fall, und das scheint um so merkwürdiger, als für unbebaute Objekte die Möglichkeit der Bebauung mit jedem Kriegsmonat geringer geworden ist, für Häuser aber mit jeder Einziehung die Zahl der Mieter geringer wird. So stellt es sich theoretisch dar. In der Praxis war es anders. Zunächst sei daran erinnert, daß doch im Kriege in mancher Hinsicht außerordentlich viel gebaut wurde. Man denke nur an die völlig neugeschaffene Ersatzindustrie, die in manchen Gegenden geradezu Industriestädte hervorgezaubert hat. Bei der nahen Beziehung zwischen Industrie und Bankwelt hat man dabei naturgemäß gerade den Besitz der großen Immobiliengesellschaften berücksichtigt, und das Wichtigste ist, daß man dabei bares Geld bekam, während früher der Absatz in derartigen Fällen nicht gerade ganz risikolos war. Im Gegenteil, es mußten andere Terrains eingetauscht werden usw. Schlimmer freilich steht es mit unbebauten Wohnungsterrains. Da ist man einstweilen noch sehr im Dunkeln. Es fehlt tatsächlich jede Möglichkeit zum Bauen, und es ist auch nicht recht ersichtlich, wo nach dem Kriege die nötigen Baumaterialien zu billigen Preisen und auch die nötigen Kapitalien herkommen sollen. Wenn nicht der Staat in irgendwelcher Form als Geldgeber eingreift, so ist die Aussicht auf eine Neubelebung noch nicht recht ersichtlich.

Sollten sich aber die Aussichten für die unbebauten Grundstücke als ungünstig erweisen, so müßte daraus folgern, daß die bebauten, also die Häusergesellschaften, eher günstig abschneiden. Denn es wird nach dem Kriege eine große Nachfrage nach Wohnungen eintreten, die nicht genügend berücksichtigt werden kann, und das erzeugt hohe Mieten. Diese werden aber auch ohnehin vermutlich teurer werden, weil man für die Häuser andere Kalkulationen als früher zugrunde legen wird. Man rechnet damit, daß noch auf absehbare Zeit hinaus das Bauen um reichlich 50 Prozent teurer sein wird als vor dem Kriege. So würden schon früher erbaute Häuser einen automatischen Wertzuwachs erfahren. Dazu kommt noch die Wahrscheinlichkeit erhöhter Hypothekensätze. Tatsache ist, daß schon jetzt im Kriege überall da, wo eine starke Industrie oder aber eine starke militärwirtschaftliche Entwicklung stattgefunden hat, die Mieten um 10 Prozent in die Höhe gegangen sind, wie ja überhaupt der Wohnungsmarkt

Digitized by Google

eine ganz überraschende Entwicklung genommen hat. Auch hier hätte man eine schwere Krisis erwarten müssen: Weggang der arbeitsfähigen und zahlungsfähigen Männer, Unmöglichkeit der Zurückgebliebenen, ihre Mieten zu zahlen, infolgedessen Not der Hausbesitzer, Ausfall der Hypothekenzinsen usw. Tatsächlich ist in den ersten Kriegsmonaten die Entwicklung in dieser Richtung gewesen, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie man befürchtet hatte. Aber jetzt nach $3^1/_2$ Jahren Krieg ist die Tendenz geradezu umgekehrt geworden. Auch hier hat zunächst einmal der Mietsbedarf der Kriegswirtschaftsstellen, der Militärbehörden usw. in ungeahnter Weise eingesetzt, und nicht nur in Berlin, sondern auch in großen Provinzstädten sehen wir, wie ganze Viertel von Kriegsämtern usw. mit Beschlag belegt werden. In Berlin wird ein Hotel nach dem andern von derartigen Behörden für ihre Zwecke übernommen, nebenbei bemerkt, eine Beobachtung, die wir bei unseren Feinden ebenfalls machen können. Dann aber ist vor allem der Rüstungsarbeiter ein recht zahlungsfähiger Mieter geworden, und so sehen wir beispielsweise in Berlin einen ständigen Rückgang der leerstehenden Wohnungen. (Nicht so günstig steht es mit den Läden, von denen mit der wachsenden Warennot und den größeren Einberufungen immer mehr leer stehen.) Die Hypothekenbanken haben geradezu überraschend geringe Ausfälle im Kriege zu beklagen. So haben nach einer kürzlichen Artikelreihe der „Frankfurter Zeitung" die 36 führenden deutschen Hypothekenbanken im Jahre 1916 auf ihre 12,12 Milliarden Darlehen nur 24 Millionen Zollrückstände zu verzeichnen, das sind 4,82 Prozent des sogenannten Zinssolls gegenüber 6 Millionen, gleich $1^1/_4$ Prozent in normalen Jahren.

Also allerhand Überraschungen. Gerade deshalb ist es überaus schwierig, die Zukunft dieses verwickelten Marktgebietes vorherzusagen. Die Wahrscheinlichkeit aber spricht dafür, daß der Hausbesitz eine verhältnismäßig günstige Zukunft zu erwarten hat, während für unbebauten Boden die Entwicklung weniger günstig zu sein scheint. Daß das ganze Gebiet vom sozialen und wirtschaftlichen Standpunkt aus eine kräftige, rücksichtslose Reform verlangt, ist selbstverständlich, gehört aber nicht in diesen Zusammenhang.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Das Entzweireißen Rußlands

Von Dr. Dmytro Donzow

Wir leben in der Zeit der Wunder und Überraschungen. Die Ereignisse von welthistorischer Bedeutung, die nach dem Russisch-Japanischen Kriege in rascher Folge einander jagten, setzten die alten Diplomaten aus der Zeit des „europäischen Konzerts" in Erstaunen. Die Politik schien alle ihre Vernunftgründe verloren zu haben und der alte Spruch: „Politik treiben heißt voraussehen können" ein altes Paradoxon geworden zu sein, welches das harte Leben auf jedem Schritt und Tritt Lügen strafte. Unbegreiflich schien die Niederlage des Russischen Kolosses im fernen Osten ebenso wie die Schnelligkeit, mit welcher er sich wieder auf die Beine stellte. Unvorhergesehen kam der italienische Angriff auf Tripolis. Überraschend wirkte der Zusammenbruch der europäischen Türkei unter den Schlägen ihrer vier kleinen Feinde. Noch einige Jahre vor dem Ausbruch des Weltbrandes, dessen Zeugen wir sind, schien dies ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, ebenso wie beim Beginn des Krieges seine mehr als einjährige Dauer als absurd bezeichnet wurde. Überraschend, und nicht nur für seine Bundesgenossen, kam die militärische Niederwerfung Rußlands, noch unerwarteter die Revolution im Zarenreiche. Die geheimnisvollen Triebkräfte all dieser unerwarteten Ereignisse, deren Schauplatz vorwiegend der Osten war, kamen einem besonders rätselhaft in Rußland vor. Unter diesen anscheinend unbegreiflichen Triebkräften, welche das mächtige Reich vor den Augen des erstaunten Europas erschüttern, verdienen spezielle Aufmerksamkeit die nationalen Leidenschaften, darunter aber jene Bewegung, an welcher man bisher in der Politik ahnungslos vorbeiging, welche aber die Entzweiung Rußlands als ihre unvermeidliche Konsequenz in sich birgt. Dies ist die ukrainische Bewegung. Mit dieser Bewegung geschah dasselbe, was mit jeder großen historischen Tatsache gewöhnlich geschieht. Man schwieg sie zuerst tot (besonders eifrig und konsequent war man dabei in Rußland selbst und in den Ententeländern überhaupt); als man jedoch bemerkte, daß das Rezept nicht mehr taugte, versuchte man es mit dem Lachen, bis auch dieses erprobte Mittel versagte; dann entschloß man sich zu einem rücksichtslosen Kampf. Seit der Vernichtung der selbständigen Ukraine, die am Tag von Poltawa (1709) ihren Anfang und während der Regierungszeit Katharinas II. ihr Ende

Digitized by Google

nahm, bis zu den allerletzten Tagen trat Südrußland als eine besondere nationalpolitische Individualität auf dem Schauplatz der Geschichte nicht auf. Die staatliche Gewalt des Landes wurde von zwei „großen" russischen Herrschern, Peter I. und Katharina II., vernichtet, das Territorium, die einstigen „Länder des Hetmanschen Regiments", in mehrere russische Gouvernements geteilt, und das Volk hat aufgehört als eine politische Nation zu existieren. In solchem Zustande befand sich die Ukraine, als der Krieg ausbrach. „Le princip de nationalité", „The rights of the smaller nationalities" und andere schöne Grundsätze, die, auf das Banner der Entente geschrieben, der Welt und allen unterdrückten Völkern eine neue Ära verkündeten — sie haben die Ukraine unter ihren Schutz nicht genommen. Der Grundsatz der Völkerbefreiung, der, auf Österreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei angewendet, zu einem konkreten Programm wuchs, verwandelte sich sofort in ein „principe nuageux", wenn es sich um seine Anwendung auf Rußland handelte. Eine kleine Ausnahme wurde für Polen (um seiner westlichen Aspirationen willen) gemacht, die Ukraine aber war, wie gesagt, in der ganzen Ententepresse totgeschwiegen, als ein Land, dessen jede selbständige politische Regung man für eine Herausforderung Rußlands hielt. Die bescheidenen Versuche der ukrainischen Führer, die aufgeklärte Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt auf ihre Sache zu lenken, wurden entweder (im Westen) mit Hohn oder (in Mitteleuropa) mit Gleichgültigkeit oder im besten Falle mit jenem passiven Wohlwollen empfangen, das all jenen Nationalbewegungen (wie der ägyptischen, irländischen) zuteil wurde, welche man für ihre guten Intentionen zwar lobte, in die politischen Berechnungen aber wegen ihrer „problematischen Bedeutung" für die Sache der Zentralmächte nicht einbezog. Da brach die Revolution aus. Alter Gewohnheit nach lauschte die Welt atemlos nur dem, was in Petersburg getan und gesprochen wurde, als sich plötzlich herausstellte, daß das republikanische Rußland nicht mehr wie das zaristische nur ein Zentrum des politischen Willens hatte; es gab ihrer nun zwei. Das eine wie früher in Petersburg, das andere — in Kiew. An der Newa gelangte die einstweilige Regierung zur Macht, Kiew bildete sich seine eigene. In Petersburg tagte der Arbeiter- und Soldatenrat, der zum Parlament des neuen Rußlands wurde, in Kiew hatte sich die Zentralrada versammelt, an deren Sitzungen die Vertreter Wolhyniens, Podoliens, Poltawas, Charkows und der ganzen Ukraine teilnahmen, in dem die Beratungen in einer Sprache geführt wurden, die schon durch den Mund Walujefs, eines Ministers Alexanders II., als nicht existierend bezeichnet wurde. Die größte Aufgabe der Revolution war — von Petersburg aus gesehen — die Einberufung der allrussischen konstituierenden Versammlung, in Kiew war man anderer Meinung: dort wollte man die Entscheidung über das zukünftige Schicksal der Ukraine nicht

Digitized by Google

der russischen, sondern einer ukrainischen Konstituante anvertrauen. Und wenn man im Norden mit der Revolutionisierung der Armee sich beschäftigte, so wurde im Süden „die Ukrainisierung des Bajonetts" eifrig betrieben; die Standarte der Romanows wurde durch rote Fahnen bei den russischen, durch blaugelbe bei den ukrainischen Truppen ersetzt. Man rieb sich in Rußland die Augen vor Erstaunen. Man wollte nicht glauben, daß die dem Herzen eines jeden Russen, sei es eines Reaktionärs, sei es eines Sozialisten, teure Idee des Zentralismus plötzlich sterben solle. Diese Idee mußte, koste es was es wolle, gerettet werden. So entschloß man sich in Petersburg, inmitten des furchtbaren Krieges und einer nicht minder furchtbaren inneren Zersetzung, zu den Verhandlungen mit den Ukrainern, mit den „Verrätern", wie sie von nun an an der Newa hießen. Die Verhandlungen, welche durch blutige Zusammenstöße zwischen dem ukrainischen und russischen Militär in Kiew, Odessa und anderen Orten unterbrochen wurden, haben endlich zu einem Waffenstillstand oder, wie man es in Rußland nennt, zu einem Ausgleich geführt. Die Ukrainer haben viele von ihren Forderungen preisgeben, viel dagegen auch die Russen zedieren müssen, was sie unter keinen Umständen zedieren wollten. Das Territorium der autonomen Ukraine wurde künstlich nur auf fünf Gouvernements (Kiew, Wolhynien, Podolien, Poltawa und Tschernigow) beschränkt.[1]) Doch stellten sie immerhin eine Provinz dar, die vor zwanzig Jahren (der letzten russischen Volkszählung) ungefähr 15 Millionen Menschen zählte. Die Beziehungen zwischen der neuen Provinz und dem Staate zu regeln wurde zwar der russischen Konstituante vorbehalten, die Ukraine hat aber als ihre oberste Behörde das durch die Zentralrada gewählte Generalsekretariat bekommen, in deren Händen außer den Heeres- und auswärtigen fast alle anderen Angelegenheiten des Landes ruhten. Der Ausgleich wurde am 16. Juli abgeschlossen und Mitte Oktober der Regierungsantritt der autonomen ukrainischen Regierung in Kiew gefeiert.

Daß damit die ukrainische Frage nun endgültig gelöst wäre, daran glaubt man wohl weder in Kiew noch in Petersburg. Die Forderungen der Ukrainer, ihre eigene Armee bilden und eigene Vertreter auf die Friedenskonferenz schicken zu dürfen, besonders aber ihre Entschlossenheit, eine eigene, von Petersburg unabhängige Konstituante einzuberufen, weisen auf solche Unterschiede (in der Auffassung des ukrainischen Problems) zwischen Petersburg und Kiew hin, daß an ihre friedliche Ausgleichung kaum zu denken ist. Wie dem aber auch sein mag, eines steht nun fest: der Prozeß der Ent-

[1]) Jetzt hat das Generalsekretariat seine Kompetenz auch auf die Gouvernements Charkow, Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien erstreckt.

Digitized by Google

zweiung Rußlands, das Entstehen eines eigenen Zentrums politischen Willens und Tuns in Südrußland ist durch keine Mittel der Gewalt oder Staatskunst mehr aufzuhalten. Wohin sich dies neue Zentrum orientieren wird, wird sich erst zeigen müssen. Aber die Tatsache der Zersplitterung der russischen Staatsgewalt allein, die in der Schaffung einer autonomen Ukraine ihren Ausdruck fand, wird für Europa unabsehbare Folgen haben. Diese Folgen werden besonders groß für Rußlands Nachbarn, für die Mittelmächte und die Türkei, sein. Schon ein oberflächlicher Blick auf die Karte läßt uns die ganze Bedeutung des Entzweireißens Rußlands klar erkennen. Wodurch war Rußland für Österreich-Ungarn und Deutschland vor dem Kriege so gefährlich? Natürlich zunächst durch seine Größe, sein „unerschöpfliches Menschenmaterial" usw., aber dann auch durch seine geographische Lage. Nicht dieses oder jenes politische System, das in einem Staate herrscht, bestimmt seine auswärtige Politik, sondern eben seine geographische Lage. Die wichtigsten Flüsse des europäischen Rußland, der Pruth, der Dnjestr, der Dnjepr mit seinen Nebenflüssen, münden in das Schwarze Meer. 8 589 000 Tonnen exportierte Rußland durch die Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres, dagegen durch die der Ostsee nur 5 498 000. Der Export von Getreide — die Hauptstütze der russischen Handelsbilanz — ging hauptsächlich über das Schwarze Meer. Die Meerengen wurden dadurch „der Schlüssel zum Haustor Rußlands", wie sie Nikolaus I. nannte; deren Besitznahme eines der wichtigsten Ziele der russischen auswärtigen Politik. Warfen sich Frankreich und England in den Weg Rußlands nach Konstantinopel, so waren sie die Feinde des Zaren. Mit dem Moment aber, als diese Mächte Rußland Konzessionen in diesem Punkte machen zu können glaubten, waren sie aus der Liste der Gegner Rußlands sofort gestrichen. Umgekehrt, solange Österreich-Ungarn und Deutschland wenig Neigung fühlten, die Verwirklichung des Testamentes Peters I. tatkräftig zu bekämpfen, waren die Nachbarschaftsverhältnisse zwischen diesen Mächten trotz alledem gut. In dem Moment aber, als durch die Bildung des Balkanbunds und die Entfesselung der panslawistischen Agitation Rußlands Vorbereitungen zur „russischen" Lösung der türkischen Frage ans Licht kamen, in dem Augenblick, als es sich dabei herausstellte, daß nicht nur Österreich-Ungarn, sondern auch Deutschland fest entschlossen waren, den panslawistischen Träumereien von dem russischen Kreuz auf der Hagia Sophia ein Ziel zu setzen, war in Petersburger Kanzleien das Programm der Aufteilung einer und bedeutender Schwächung der anderen Macht entworfen. Der Weg Rußlands nach Konstantinopel ging jetzt nicht nur über Wien, sondern auch über — das Brandenburger Tor. Die geographische Lage Rußlands trieb es also in den Konflikt zuerst mit der Pforte,

Digitized by Google

dann mit den Zentralmächten. Dabei aber ist besonders zu erwähnen, daß alle (auch geographische) Voraussetzungen dieses Konfliktes nicht früher und nicht später als erst dann gegeben waren, als Rußland in den Besitz der Ukraine gelangte. Die russischen Flüsse münden nicht ins Schwarze Meer. Nur der eine davon — der Don — mündet ins Asowsche Meer, die anderen entweder ins Baltische, Weiße oder Kaspische, dadurch die nördliche, westliche oder östliche Richtung der russischen Expansion bestimmend. Und tatsächlich wurden die türkischen Pläne Rußlands erst dann akut, als das letztere Herr der östlichen (1709), dann auch der westlichen Ukraine (1795) wurde. Nur seit diesem Momente beginnt Rußland eine entschlossene und weitblickende Politik gegenüber der Türkei zu treiben, eine Politik, die es, wie erwähnt, zur Gegnerin der Zentralmächte machte. Die Niederwerfung der selbständigen Ukraine, deren politische Ohnmacht hat Rußland die Möglichkeit gegeben, daraus ein Sprungbrett gegen seinen südlichen wie auch gegen seine westliche Gegner zu machen. Wenn dem aber so ist, so wird auch die Schlußfolgerung aus dem obigen richtig sein, daß die Expansionspläne Rußlands gegen Süden und Westen ein schwer zu beseitigendes Hindernis gefunden hätten, wenn auf den Steppen der Ukraine ein selbständiges, wenn auch halb souveränes Staatengebilde entstehen würde. Schon die ersten Schritte der modernen national-ukrainischen Bewegung bereiteten der russischen Diplomatie und ihren Projekten manche Unannehmlichkeiten. Die Klagerufe der Ukrainer störten bereits längst vor dem Kriege die auf einen Ton gestimmte Musik der panslawistischen Konzerte. Jetzt, nachdem die erste autonome Regierung in der Ukraine sich konstituierte, hat sie sich sofort (noch als Miljukow Minister des Außern war) von den Konstantinopler Plänen Petersburgs losgesagt und nach dem sofortigen Friedensschluß gedrängt. Daß die autonome Ukraine auch die auswärtige Politik Rußlands nach dem Kriege mitbestimmen wird, das kann jetzt niemand bestreiten. Wenn aber nicht Petersburg, sondern Kiew (oder auch Kiew) die Geschicke „Kleinrußlands" in seine Hände nimmt, so würde es nie mehr zu einem solchen Konflikt Rußlands mit seinen Nachbarn kommen, wie wir ihn jetzt beobachten. Die Störung des ukrainischen Handels durch die Schließung der Dardanellen ist gewiß unbequem, sie wirkt aber nur periodisch, aber die Störung, welche der Handel, die Industrie, das Verkehrswesen und das ganze wirtschaftliche Leben der Ukraine durch systematische Ausbeutung durch Petersburg und Moskau empfindet, bleibt dauernd. Der wirtschaftliche Gegensatz zwischen dem Süden und Norden des Russenreiches, der wird das politische Leben der autonomen Ukraine in Atem halten, nicht aber die phantastischen Projekte der Eroberung Konstantinopels oder Zerstückelung

Digitized by Google

Österreichs. An diesem Kampfe zwischen dem Norden und Süden wird sich auch die Macht Rußlands allmählich aufreiben; darunter wird auch seine Stoßkraft nach außen leiden. Die Kalkulationen (die jetzt sehr modisch sind), daß man einen solchen Damm gegen das kriegerische Moskowitertum, wie ihn die Ukraine bilden würde, nicht mehr brauche, da die russische Republik nicht nach Eroberungen ausgehe, sind nicht stichhaltig. Eine friedliche Demokratie kann auf keine Präzedenzfälle in der Geschichte hinweisen. Auch der offizielle Verzicht Rußlands auf Konstantinopel und Polen kann nicht anders als gute Miene zum bösen Spiel gedeutet werden. Außerdem werde Kerenski und der Arbeiter- und Soldatenrat nicht auf die Dauer das Schicksal Rußlands bestimmen können. Die Herren Rußlands von Morgen werden die Leute sein, die seine tatsächlichen Herren sind: das Bürgertum. Und dies Bürgertum wird nicht durch Zeretelli, sondern durch Miljukow, Gutschkow und Rodzianko repräsentiert. Die Gesinnung dieser Leute in der auswärtigen Politik ist aber bekannt.

Die Wege der äußeren Politik einer Macht sind durch ihre geographische Lage gegeben. Deshalb muß jeder, der Westeuropa vom russischen Cauchemar dauernd befreien will, den Prozeß des Entzweireißens Rußlands mit Freude begrüßen und denselben zu begünstigen trachten. Die von Rußland erzwungene Proklamierung einer autonomen Ukraine wird vielleicht in den Annalen der Weltgeschichte mit ebenso großen Buchstaben geschrieben werden wie der Tag von Tannenberg oder die Einnahme von Ösel.

Siebzehn Reiter*)

Von Walther Reinhardt

Abend im Freundeskreise. Einer von den Abenden, an denen man nicht viel spricht, an denen es wohl gar nötig wird, daß — lediglich zur Herausforderung von Widerspruch und Belebung der Unterhaltung — einer etwa die kühne Theorie erfindet, der Mensch sei eigentlich nur eine Kristallisationserscheinung von verwickeltem Gefüge. Auf einmal beginnt mitten in solchen Schnack hinein einer zu erzählen, langsam, stockend, wie aus innerem Zwange; aus seinen Worten ersteht das Bild eines Feldzugserlebnisses, freskenartig, und wir vergessen für eine halbe Stunde, daß solches Erzählen

*) Aus einem bei E. S. Mittler in Berlin erschienenen Buch: „In der Picardie".

Digitized by Google

sonst als geschmacklos verpönt ist. Manches, was er berichtet, entzieht sich der Wiedergabe an dieser Stelle; ich runde ab und ergänze aus eigenem Erlebnis. So mag die kleine Episode aus dem großen Kriege hier Aufnahme finden.

Der junge Leutnant der Feldartillerie, Ordonnanzoffizier bei einem Brigadestab, war mit zehn bayerischen Ulanen und sechs berittenen preußischen Artilleristen seines Regiments nach der nordfranzösischen Stadt vorgeschickt worden, um die Behörden von der Ankunft der deutschen Truppen zu benachrichtigen und für deren Unterkunft in Kasernen und Schulen Sorge zu tragen. Die Stadt war, wie Kavalleriepatrouillen gemeldet hatten, vom Feinde geräumt; kein Soldat verteidigte ihre grünen Wälle. Sie ritten in flotter Gangart, der junge Offizier und seine sechzehn Mann, trabten dröhnend durch das unbewachte Stadttor. Im Schritt ging's enge Straßen entlang, in denen sich viel Volk zeigte, gut gekleidet und vergnügt, als wisse man nichts von Krieg und Kriegesnot. „Donnerwetter, Kerls," sagte der Offizier, sich im Sattel wendend, „hier gibt's mal feines Quartier." „Schau, schau, da sind ja auch Mädels, und sehr hübsche sogar," fügte er im stillen hinzu.

Seine Leute, die mit den Augen auch nicht müßig waren, machten dieselbe Feststellung. Die preußischen Feldartilleristen grinsten vergnügt, ritten sehr stolz und aufrecht hinter ihrem Leutnant, den sie abgöttisch liebten, einher. Die Bayern scherzten ausgelassen. „Hier gibt's a Mordsg'spoaß!" meinte einer. Sie wurden laut, und der Leutnant rief sie zur Ordnung. Dafür war er Preuße. Eigentlich eine vorzügliche Mischung, die Leute, die ich hier führe, dachte er: so korrekt pflichttreue Norddeutsche und vergnügt draufgängerische Gebirgler. Aber er kam mit dem Gedanken kaum zu Ende, als ein Zuruf aus einer Gruppe junger Müßiggänger seinem Sinnen eine andere Richtung gab: „Hourrah, les Anglais!"

Das wird ja immer sonderbarer, dachte er. Seltsam traumhaft kam ihm alles vor. Er grüßte nach den Leuten hin und ließ ein kurzes Lachen aufflattern. „Haben Sie das gehört, Poschlinger?" Der Vizewachtmeister der Reserve trieb seinen Braunen neben den des Offiziers. „Sie halten uns wahrhaftig für Engländer," sagte er ernst.

Ein wenig später hielten sie auf dem großen, quadratischen Hof des altertümlichen Rathauses, saßen ab und schnallten Trensen und Kandaren los, um ihre Pferde aus dem flachen Brunnen zu tränken, dessen leises Plätschern in der steinernen Kühle des Hofraumes widerhallte.

Ein alter Stadtdiener in schwarzer Uniform trat aus einer dunklen Stube im Erdgeschoß und fragte den Ankömmling nach seinem Begehr. „Ich

Digitized by Google

möchte den Herrn Bürgermeister sprechen." Der Mann wurde plötzlich sehr diensteifrig: „Ah, ich verstehe, mon commandant, wir erwarten Sie schon." Der Offizier wußte sich das nicht zu deuten, beschloß aber auf alle Fälle, sich in dieser an Seltsamkeiten und Überraschungen anscheinend sehr reichen Stadt das Verwundern abzugewöhnen. Er folgte dem Alten die teppichbelegte breite Treppe hinauf, die zu den Arbeitszimmern des Bürgermeisters führte. Zwei Unteroffiziere, der eine Artillerist, der andere Ulan, gingen mit, um oben vor der Tür des Sprechzimmers Posten zu fassen.

Das Stadtoberhaupt erwies sich als ein alter Herr von schlankem, aristokratischem Äußeren und sehr gemessenem Benehmen. Der junge Deutsche saß ihm am Schreibtisch gegenüber, der voller Bücher und Papiere lag, und trug seine Wünsche vor. Der andere musterte ihn mit großen, aufmerksamen Augen, die seltsam glänzend aus dem kränklichen Gesicht schauten, hörte ihn ruhig an, ließ nur am Anfang eine erstaunte Bemerkung über das gute Französisch des Offiziers fallen. Als dieser geendet, saßen sie sich eine Weile stumm gegenüber. Der Maire schien über das Gehörte nachzudenken. Auf einmal sagte er, sich vorbeugend, leise, aber mit Betonung: „Mon lieutenant, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß französische und englische Truppen in der Stadt sind."

Der Leutnant mußte zweimal mit der Hand unter den Kragenrand greifen, der ihn plötzlich drückte. Aber ganz ruhig und beherrscht kam seine Frage heraus: „Franzosen und Engländer? Sie setzen mich in Erstaunen! Können Sie mir sagen, wieviel Truppen hier sind?"

Der Bürgermeister sah ihn groß an, etwas mitleidig, wie es schien. „Ich weiß es nicht, mon lieutenant, sie sind gerade erst angekommen. Aber ich habe Kanonen gesehen. Man hat sechzig Quartierzettel für Offiziere verlangt." Und dreimal wiederholte er, sich nervös die Knie reibend: „J'ai vu des canons."

Wieder saßen sie sich für einen Augenblick stumm gegenüber. So seltsam habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht geträumt, dachte der junge Offizier; er mußte sich erst über die Augen fahren, um sich von der Wirklichkeit des Geschehens zu überzeugen. Die lange blutleere Hand des alten Mannes ihm gegenüber spielte mit einem silbernen Papiermesser, und dicht daneben stand das Tischtelephon. Er sagte sich: „Wenn sich jetzt die Hand nach dem Apparat ausstreckt, mußt du ihn niederschießen." Es lief ihm kalt über den Rücken.

Dann raffte er sich zusammen. „Herr Bürgermeister, ich bin durch die Umstände gezwungen, Ihr Los an das meine zu ketten." — „Joindre votre sort au mien;" er sagte es ganz pathetisch, auf sehr französische

Digitized by Google

Manier, wie ihm schien. „Glauben Sie sich imstande, uns aus der Stadt herauszuhelfen?"

Der andere spielte mit seinem Papiermesser. „Je tâcherai," sagte er nach kurzem Besinnen, „ich will es versuchen."

„Gut," schloß der Deutsche die Unterredung, „Sie werden mit niemand sprechen und uns im Notfall für Engländer ausgeben. Einstweilen muß ich Sie bitten, sich als meinen Gefangenen zu betrachten."

Er bat um etwas Essen, bekam Brot und Schinken, dazu eine Flasche vorzüglichen weißen Bordeaux vorgesetzt. Durch das Fenster, das auf den Hof hinausging, konnte er sich überzeugen, daß auch seine Leute zu essen erhielten. Er kam zu ihnen hinunter, als sie gerade den Pferden die leeren Freßbeutel abschnallten, ließ sie antreten, sagte in kurzen Worten, wie es stand. Den braven Kerls blitzte die Kampf- und Abenteuerlust aus den Augen. „Herr Leitnant, jetzt fangt dös G'spoaß erst richtig an!" meinte einer der Bayern. Der Offizier nickte ihm zu.

Dann erschien der Bürgermeister in Seidenhut und schwarzem Mantel, einen Stock mit elfenbeinernem Knauf in der Hand. Sie nahmen ihn in die Mitte, der Leutnant hielt sich neben ihm. Helme und Tschapkas wurden auf die Packtaschen gebunden und die zerknitterten Feldmützen aufgestülpt. „Also wir sind jetzt Engländer, merkt's euch!" So verließen sie den Rathaushof.

Der an der Spitze reitende Vizewachtmeister wollte in eine breite, belebte Straße einbiegen. „Il y a du danger, monsieur," sagte der Bürgermeister, stehenbleibend. „Dort liegen am jenseitigen Ende Kasernen. Wählen wir einen anderen Weg." Sie bogen in eine enge Nebenstraße ein, die jener großen Verkehrsader parallel lief. „Hier kommen wir ungefährdet nach der Porte de D."

Man hörte Musik näherkommen und vorüberziehen: die raschen, bewegten Rhythmen des „Sambre-et-Meuse"-Marsches brachen sich an den langen Häuserfronten einer ihren Weg rechtwinklig schneidenden Querstraße. Man sah, daß Militär vorüberzog. „Sie marschieren auf dem Boulevard," sagte der Bürgermeister. Das war die Straße, vor der er sie gewarnt hatte ...

Sie kamen um eine Straßenbiegung und sahen in der Ferne die zwei dunklen Torbogen der Porte de D. vor sich liegen. Frage, ob das Tor etwa geschlossen sei. Der alte Herr verneinte: der Durchlaß mache im Wall eine Krümmung, deshalb erschienen die beiden Torbogen schwarz. Aber alsbald tauchte eine neue Sorge auf: in der linken Durchfahrt stand etwas helles, noch nicht näher zu erkennen. „Wenn das man bloß keene Kanone ist," berlinerte der Offizier zu seinen Leuten, die pflichtschuldigst lachten.

Digitized by Google

Sie kamen näher und erkannten sogleich alle: es war natürlich eine Kanone. Für einen Augenblick verging ihnen das Lachen. Unterm Torbogen hielt ein Geschütz mit Bespannung, die Pferdeköpfe ihnen zugewandt; Leute waren nicht zu sehen. Die mählich zunehmende Dämmerung vereitelte eine genauere Feststellung.

Der Leutnant kommandierte ein leises „Halt". Ein Verdacht stieg in ihm auf; er sah den Bürgermeister an, tastete nach der Pistolentasche am Gurt. „Sehen Sie das Geschütz dort?" fragte er scharf. Der Bürgermeister nickte. Er sah in der Dämmerung noch blasser und kranker aus als vorher. Es gab ein kurzes Verhandeln. Der Franzose beteuerte seinen ehrlichen Willen, den deutschen Reitern aus der Stadt hinauszuhelfen, und man konnte nicht anders, als ihm Glauben schenken: der Mann hatte sich bisher als so anständig und zuverlässig bewährt, daß man ihm nicht bei der ersten Schwierigkeit mißtrauen durfte. Wie weit es bei Vermeidung der Porte de D. bis zum nächsten Tor sei? — Eine halbe Stunde und belebte Straßen zu passieren. — Dann lieber nicht!

Einen Augenblick noch blieb der Leutnant unschlüssig, dann hielt er auf einmal dem alten Herrn mit einer freimütigen Bewegung die Hand hin: „Ich danke Ihnen für Ihre gütige Hilfe, Herr Bürgermeister, danke Ihnen auch im Namen meiner Kameraden. Wir werden Ihnen das nicht vergessen. Ich brauche Sie nicht mehr, wir wollen Sie nicht zwecklos in Gefahr bringen. Ich versuche mit meinen Soldaten hier herauszukommen." Und dann zu seinen Leuten gewandt: „Kerls, wir sitzen in einer verteufelten Patsche! Ihr seht alle dort das Geschütz; wo eines ist, werden noch mehr sein. Aber wir müssen durch. Die Dunkelheit wird uns helfen. Kein Wort gesprochen und ruhig im Schritt hinter mir her. Na, denn los!"

Sie ritten wieder an, der junge Offizier jetzt an der Spitze des Häufleins, näherten sich langsam dem Tor. Er hätte am liebsten laut gelacht, so seltsam und unwahrscheinlich mutete ihn die Begebenheit an. Dann ertappte er sich dabei, wie er allerlei Unsinn vor sich hinmurmelte: „Junge, Junge, wenn das man bloß gut ausgeht! Dolle Sache, dolle Sache, würde mein alter Chef sagen. Zu schade, daß er nicht hier ist!" — Auf einmal überlegte er wieder ganz kühl und sachlich: gesetzt, es stehen dort Offiziere oder Kerls — ich werde gut tun, ihnen „Good bye" zu sagen. Das wird jeden etwaigen Verdacht zerstreuen. Unsere Mützen sehen schließlich doch nicht so ganz englisch aus. Wenn sie aber dann etwa Fragen stellen, eine längere Unterhaltung beginnen sollten ...

Die Konturen des Geschützes und seiner Bespannung traten schärfer hervor. Und plötzlich löste sich aus der grauen Masse die Form einer

Digitized by Google

menschlichen Gestalt, lang und hager, flache Mütze auf dem Kopf, Pfeife im Mund. Ein Engländer, unverkennbar. Der sah sich die siebzehn Reiter an ... Die Deutschen blickten geradeaus in das Dunkel des Torbogens, ihr Führer legte grüßend die Hand an die Mütze. Im letzten Augenblick entschloß er sich, doch noch „Good bye" zu sagen. Aber das Wort blieb ihm im Halse stecken.

Sie ritten vorüber, langsam, zu zweien nebeneinander. Der Engländer hatte den Gruß erwidert, lässig, aber nicht unhöflich; jetzt wandte er sich langsam ab. Sie müssen unsere Herzen klopfen und dröhnen hören unter dem Torbogen, dachte der Deutsche. Im Vorbeireiten hatte er einen Blick in die längs des Walles sich hinziehende Seitenstraße werfen können. Und was er gesehen, war dies: eine englische Batterie kleinen Kalibers hielt, die Spitze ihnen abgekehrt, in der Seitenstraße, mit dem letzten Geschütz gerade noch unter dem Torbogen; an dem hatten sie vorbeigemußt; die Mannschaft war um einen Offizier versammelt, einige Gespannfahrer standen müßig bei ihren Gäulen; und der lange Mensch mit der Pfeife im Mund war wohl ein Unteroffizier, vielleicht der Führer des letzten Geschützes, gewesen.

An die dreißig Meter maß der Wall, den das Tor im Bogen durchschnitt. Laut klapperten die Eisen der Pferde auf dem groben Pflaster. Der Weg war frei. Dem Leutnant war es beim Verlassen des dunklen Torbogens, als ritten sie in eitel Sonnenschein hinaus.

„Galopp, marsch marsch!" Wie eine Jubelfanfare klang sein Kommando. Funken stoben unter ihnen auf, ein paar Helme, schlecht am Sattel befestigt, fielen rasselnd aufs Pflaster. Bei der Batterie hinter ihnen gab's ein Zusammenlaufen; man hörte laute Rufe, Kommandos; ein Geschütz wurde durch den Torbogen in Stellung gebracht, dann ein Schuß gelöst, der hoch über ihre Köpfe wegfuhr. Doch sie hatten schon den äußeren Wall passiert; die offene Straße lag vor ihnen. Zwar gab's draußen noch eine Überraschung: links und rechts der Straße lagerten feindliche Infanteristen, Engländer und Franzosen, mehrere Kompagnien stark, die, durch den Kanonenschuß alarmiert, den Davonsprengenden einige Flintenkugeln nachsandten und zwei Mann, den Ulanenwachtmeister und einen Gefreiten, schwer verwundeten. Aber die beiden konnten sich noch im Sattel und mit den anderen bei der Flucht gleiches Tempo halten. Und so blieb nach allen Fährlichkeiten dieses Ritts eines doch bestehen: siebzehn deutsche Reiter galoppierten in die Freiheit.

Digitized by Google

Phönix

Von Karl Bröger

Durch die Leichengebirge der Zeit
keucht der letzte tote Soldat zum Gipfel der Ewigkeit.
Vom Schädelberg, höher als alle Berge der Welt,
späht er, die Hand vor den Augen, und seine Stimme gellt.

„Hier auf höchstem Gipfel des Grauens will ich stehn,
einen Menschen nur, einen einzigen Menschen zu sehn.
Doch nur tote Soldaten erspäh' ich fern und nah.
Ist denn kein Mensch, kein lebendiger Mensch mehr da?
Künde dich, Bruder, ob weiß oder schwarz von Haut,
daß mein Blick dein belebtes Antlitz schaut!..."

Durch die Klüfte des Himmels brechen sich Flammen den Lauf,
aus den Schluchten von Leichen züngeln Feuer herauf,
und der Rufer, von Sehnsucht nach seinem Menschen erfüllt,
steht ganz in Brand und heilige Lohe gehüllt.

Seine Uniform mit allem bunten Ballast
wird von den Flammen ergriffen, wird von der Glut erfaßt.
Als sie knisternd verkohlt von seinem Leibe sinkt,
sieht er in Asche den toten Soldaten, der Abschied winkt.

Auf dem Schädelberge, in lauterer Feuer Schein,
steht ein nackter Mensch, schuldlos und sündenrein,
ohne Geschütz und Granaten, ohne Dolch und Gewehr...
Wie am Schöpfungstage blickt er um sich her.
Faßt mit sinnender Liebe im großen Kinderblick
die zerstörte Welt und ihr blutiges Geschick
und durch Tod und Grauen, durch Trümmer und schwelenden Brand
schreitet er federnden Fußes in neues Menschenland.

Eduard Bernsteins Erinnerungen

Es war seinerzeit nicht unklug von der damaligen deutschen Regierung, daß sie den Steckbrief gegen Eduard Bernstein aufhob und dem lang Verfemten die Tore der Heimat öffnete. Der hatte 1899 in London sein Buch über die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie geschrieben, das in und außerhalb der Partei Aufsehen erregte; debattierte doch der Parteitag in Hannover mehrere Tage über die Bernsteinschen Gedanken. Die deutsche sozialistische Bewegung wurde

Digitized by Google

in der Folgezeit stark mit den sehr aufs Reale gerichteten Bernsteinschen Ideen durchtränkt. Und nicht zum wenigsten sein Verdienst ist es mit, daß in der sich zur Sozialdemokratie bekennenden deutschen Arbeiterschaft jene Staatsauffassung Wurzel faßte, die in dem Bekenntnis zur Politik des 4. August 1914 gipfelte.

Doch die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß der geistige Vater dieser Dinge in seiner politischen Auffassung heute abseits von seinen einstigen Freunden steht. Er ist zu denen gegangen, die ihn seinerzeit am heftigsten befehdeten. Noch heute erinnere ich mich einer Berliner Versammlung, in der sein Parteigenosse Ströbel ihn wegen eines Artikels im Berliner Tageblatt arg zerzauste. Wie die Bauern zur Abschreckung des Raubzeugs häufig eine Eule ans Scheunentor nageln, so, meinte Ströbel, müßte man es moralisch mit Eduard Bernstein tun, zum Schrecken aller Revisionisten.

Weil nun die Mehrheit der sozialdemokratischen Partei in der Frage der Kreditbewilligung einen anderen Standpunkt einnimmt, gibt es in seinen soeben erschienenen Erinnerungen*) ab und zu einen kleinen Hieb gegen die „Umlerner". Dabei ist Bernstein meines Erachtens wenig glücklich. Was will es beispielsweise besagen, wenn er schreibt, daß die englische Arbeiterbewegung die Geister weniger uniformiere als die deutsche, und er dann, drei Seiten weiter, die bekannte Knausrigkeit der englischen Arbeiter bei Sammlungen für im Lohnkampf befindliche Klassengenossen eines anderen Landes mit dem bürokratischen Geist ihrer Gewerkschaftsstatuten zu entschuldigen sucht?! Oder wenn er in seiner Vorliebe für England davon schwärmt, daß Macdonald auf der Stockholmer Konferenz sicher gute Friedensarbeit verrichten wird und er dann sehen mußte, daß just die englische Regierung diese Konferenz unmöglich machte. Wie auch will Bernstein beweisen, daß der alte Theodor Curti, der ehemalige Direktor der Frankfurter Zeitung, wenn er heute noch lebte, „niemals über die Dinge hinweggekonnt hätte, die Belgien geschehen sind" (Seite 95)?

Für den Politiker bringt das Buch nicht viel Neues. Bebel (Aus meinem Leben), Mehring (Parteigeschichte) und Belli (Rote Feldpost) haben da schon vieles vorweggenommen. Es sei denn, daß man erfährt, daß der spätere englische Minister John Burns vor achtzehn Jahren am Fuße der Nelsonsäule während einer politischen Versammlung eine fürchterliche Schlägerei mit Polizisten hatte und daraufhin in der Gerichtsverhandlung von dem damaligen Advokaten und gleichfalls späteren Minister Asquith verteidigt wurde. Oder daß der Dubedat in Shaws Arzt am Scheidewege kein andrer als Marx' Schwiegersohn Aveling ist. Oder schließlich, daß man im Züricher Mohrenklub seligen Gedenkens Vollmar als Zitherspieler und Kautsky als Akrobat und Phantasietänzer lustig vorgeführt bekommt.

Nichtsdestoweniger liegt in den Bernsteinschen Erinnerungen ein Buch vor, das man mit Interesse liest. In den zwei Jahrzehnten seines Exils ist der Verfasser in der Schweiz wie in London mit vielen interessanten und geschichtlichen Persönlichkeiten zusammengekommen, von denen er mancherlei zu erzählen weiß. Das Buch beginnt mit dem Jahre 1878, in dem Bernstein eine Stelle als Sekretär Karl Höchbergs in Lugano innehatte. Er übernahm dann den

*) E. Bernstein, Aus den Jahren meines Exils. Gebunden M 7.—, bei Erich Reiß, Berlin.

Digitized by Google

bis dahin von Vollmar geleiteten Züricher Sozialdemokrat, den er nach erfolgter Ausweisung aus der Schweiz in London weiterführte, und kehrte 1901 nach Aufhebung des gegen ihn während des Sozialistengesetzes erlassenen Haftbefehls nach Deutschland zurück. Aus dieser Zeit sind die (zuweilen etwas breit vorgetragenen) Erinnerungen.

An einer Stelle des Buches heißt es einmal: „Es ist gut, daß der Mensch dahinstirbt. Wird er über die Fünfziger, so wird fast jeder Romantiker. Mag der Verstand noch so sehr mit der Zeit Schritt halten, das Gefühl empfindet immer stärker mit der Vergangenheit."

Ganz Eduard Bernstein!

J. Kliche.

Der russische Waffenstillstand und die Wirtschaft

Wie wird ein Waffenstillstand oder aber ein Sonderfriede zwischen Deutschland und Rußland auf die wirtschaftlichen Verhältnisse wirken? Die Frage ist leichter gestellt als beantwortet. Das Naheliegende wäre die Hoffnung auf einen außerordentlich innigen Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen. Sind schon an und für sich die denkbar günstigsten Voraussetzungen für den Austausch deutscher und russischer Waren gegeben, so ist das doppelt stark der Fall heute, wo beide Länder von der übrigen Welt abgeschnitten sind. Rußland ist ein Agrarland größten Umfanges mit ungeahnten Ausdehnungsmöglichkeiten: schon vor dem Kriege war es als Verkäufer von Gerste, Weizen, Flachs, Eiern, Butter, Leder usw. ein ausschlaggebender Faktor auf dem Weltmarkt. Die Ausfuhrmengen zeigten eine unverkennbare Tendenz zur raschen Steigerung. Umgekehrt war das Land Käufer von Industrieprodukten aller Art. Und trotz des für alle jungen Länder einheitlichen Ehrgeizes, eine eigene Industrie aufzubauen, stieg jener Bedarf nach ausländischen Fabrikaten rasch weiter, wie denn überhaupt die Industrialisierung eines reichen Landes keineswegs den Einfuhrbedarf verringert, sondern ihn sogar noch erhöht. Deutschland hatte in dieser Entwicklung sowohl als Verkäufer, namentlich aber als Käufer eine ausschlaggebende Stellung. Der Umstand, daß die russische Außenhandelsstatistik durch und durch falsch war, daß vieles, was aus andern Ländern bezogen wurde, aber über die deutschen Grenzen kam, als deutsche Einfuhr gebucht wurde, hatte in Petersburg und namentlich in Moskau eine recht ungünstige Stimmung gegen Deutschland ausgelöst. Das Schlagwort, Rußland sei eine deutsche Kolonie, wirkte vergiftend. Dazu kam noch die Überzeugung, man sei bei dem letzten Handelsvertragsabschluß zu ungünstigen Bedingungen gepreßt worden. Das wußte namentlich England auszunutzen, politisch wie wirtschaftlich, und darum war das Schlagwort „Los von Deutschland" wenigstens im ersten Kriegsjahr in Rußland recht populär. Allmählich aber hat man in Rußland eingesehen, daß die Deutschen doch bessere Menschen sind. Denn die neuen Freunde aus London und Neuyork sind doch etwas zu unverschämt vorgegangen. Abgesehen davon, daß der deutsche Kaufmann sich vermutlich den russischen Bedürfnissen im Geschmack und namentlich auch im Kreditwesen anzupassen verstanden hat, haben die Engländer und Amerikaner ganz unverhüllt wie

Digitized by Google

die Herren im Lande geschaltet, die russische Not gleich Wucherern ausgenutzt und sich Konzessionen über Konzessionen in kaum glaublichem Umfange machen lassen. Man nimmt an, daß die beiden angelsächsischen Reiche Rechte über Ländereien erworben haben, die etwa der Größe Europäisch-Rußlands entsprechen. Das erklärt den Rückschlag der Gefühle.

Ob aber heute schon ein sehr ausgedehnter Güteraustausch beginnen kann, ist aus zwei Gründen zweifelhaft: die Russen können wenig nach Deutschland einführen und wir sehr wenig dorthin ausführen. Nicht als ob Rußland nicht auch heute in allen möglichen Waren einen Überfluß zu verzeichnen hätte. Aber die Schwierigkeit besteht darin, diese Waren zu befördern. Der Zustand der russischen Verkehrsverhältnisse muß geradezu trostlos sein. Nur so erklärt es sich, daß weite Strecken des Landes unverkennbar Hunger leiden. Das mag nun allerdings in dem Augenblick ganz erheblich besser werden, in dem die Militärtransporte aufhören, die auch in Rußland den größten Teil von Wagen und Lokomotiven mit Beschlag belegen. Immerhin genügt auch das nicht, und so wäre an und für sich der erste Ausfuhrartikel, den Rußland von uns erwarten könnte, Wagenmaterial. Ob wir dieses aber liefern können? Bekanntlich ist unser eigener Überfluß daran nicht gerade sehr groß. Freilich mögen auch für uns die Bahnverhältnisse in dem Augenblick erheblich leichter werden, in dem wir nicht mehr Truppen von einer Front an die andere zu werfen haben. Andere Waren dagegen könnten wir vielleicht schon sehr schnell ausführen, wie etwa Kali, für das Rußland neuerdings auch Verwendung hat, und Chemikalien, unter deren Mangel das Land schwer leidet.

Vielleicht werden die wirtschaftlichen Folgen eines russischen Sonderfriedens nirgends unmittelbarer gespürt als bei unseren Feinden und namentlich in Frankreich: Frankreich ist, wie jedermann weiß, der große Geldgeber des Zaren gewesen in der stillen Hoffnung auf die Unterstützung seines Revanchegedankens. Man schätzt den Besitz an russischen Wertpapieren bei unseren westlichen Nachbarn auf annähernd 20 Milliarden Franken. Die Besitzer sind nicht etwa die Großen, sondern diese Summe ist in den kleinsten Abschnitten bis herunter zum bescheidensten Rentner verteilt. Nun hat Rußland vom ersten Kriegstage an nicht mehr die Zinsen für diese Kapitalien bezahlen können. Schon aus Stimmungsmache beeilten sich die leitenden Kreise in Frankreich, diese Unmöglichkeit zu verdecken: die Bank von Frankreich übernahm die Zahlung der Zinsen. Auf diese Weise muß automatisch, nebenbei bemerkt, die Schuld Rußlands an Frankreich um weitere 3 Milliarden gestiegen sein. Was wird nun geschehen, wenn am 1. Januar die neuen Kupons fällig werden und dann Rußland nicht mehr zur Entente gehört? Wird die Bank von Frankreich trotzdem weiter bezahlen? Ein großes Wagnis für das Institut!

Unterläßt es aber die Einlösung, so wird ein Katzenjammer schlimmster Art in Frankreich unvermeidlich sein, wie denn überhaupt die Frage des russischen Staatsbankrotts immer näher rückt. Rußland hat heute eine Schuldenlast von 50 bis 55 Milliarden Rubel. Wie diese heute bei den chaotischen Verhältnissen im Lande verzinst werden soll, wo die Eintreibung jeglicher Art von Steuern auf die größten Hindernisse stößt, ist

Digitized by Google

unmöglich zu erkennen. Es fällt aber rund ein Drittel dieser Schuld auf das Ausland: Frankreich marschiert von früher her an der Spitze mit annähernd 10 bis 12 Milliarden Rubel, dann kommt England mit etwa 7 Milliarden, Amerika und Deutschland mit rund einer Milliarde und Japan mit einer halben Milliarde. Die Verzinsung dieser Summe würde selbst bei einem normalen Valutastand des Rubels annähernd eine Milliarde Rubel im Jahr erfordern. Da aber heute der Rubel auf etwa den fünften Teil seines Normalkurses gesunken ist und die Verbindlichkeiten in ausländischer Währung zu zahlen sind, so steigt die Last Rußlands dementsprechend. Aus welchen Mitteln nun soll Rußland zahlen? Diese Frage ist nicht zu beantworten. Wären normale Zeiten, so könnte man ja daran denken, durch eine riesenhafte Anleihe im Ausland Mittel zu finden. Wer aber wird heute Rußland eine neue Anleihe geben? Die zweite Möglichkeit wäre die Ausgabe eines sogenannten funding loan, das ist die Bezahlung der Zinsen mit Schuldscheinen. Wird Rußland selbst diesen Ausweg als annehmbar betrachten? Werden vor allen Dingen die neuen Machthaber es für richtig halten, das Land für die Sünden ihrer Vorgänger büßen zu lassen? Das ist recht zweifelhaft, und so ist der Staatsbankrott in irgendwelcher Form durchaus wahrscheinlich. Ob sich nun Rußland darauf beschränken wird, die Zinsen zu ermäßigen, etwa statt 5 Prozent für eine Reihe von Jahren nur 3 oder 2 Prozent auszahlt, oder ob man einen Teil der Schuld, wie die im Krieg zu Wucherpreisen aufgenommenen Darlehen in England und Amerika überhaupt bestreiten wird, das bleibt abzuwarten. Daß natürlich ein Staatsbankrott auch für den Schuldner nur für den Augenblick eine unbedingte Erleichterung, für später aber eine recht zweifelhafte Sache ist, sei nur nebenbei angedeutet.

Wenn nun auch für Deutschland im Augenblick die wirtschaftlichen Beziehungen nicht so gewaltig sich entwickeln werden, wie man in normalen Zeiten erwarten sollte, so wird bei einigermaßen Geschick auf unserer Seite im Laufe der Zeit eine sehr innige Annäherung zwischen Rußland und Deutschland erfolgen. Wir brauchen, wie schon erwähnt, Agrarprodukte in großen Mengen, und die Russen bedürfen zu ihrem Wiederaufbau Industrieprodukte aller Art. Hier wird nun der große Mangel an Schiffsraum den beiden Nachbarn helfen. Wir werden lieber und billiger aus Rußland kaufen, besonders da die dortige Valuta für uns recht angenehm ist und weil dazu keine große Seefahrt nötig ist, es sei denn die kurze Strecke über das Schwarze Meer und von da die Donau aufwärts. Andererseits werden die Russen auf dem Bahnweg deutsche Maschinen viel billiger kaufen können als von England und Amerika. Auch für Rußland ist der Stand der deutschen Valuta viel angenehmer als der der Westmächte. Das eine aber ist sicher: Je länger diese den wahnsinnigen Krieg fortsetzen, um so inniger schweißen sich die Interessen der beiden Reiche zusammen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

An die Leser des „März"

Von Conrad Haußmann

er 1. Januar 1918 bringt dem „März" den Abschluß seiner elfjährigen publizistischen Tätigkeit. Der Redakteur und ein wesentlicher Teil seiner Mitarbeiter tritt an diesem Tag über in die Redaktion und den publizistischen Kreis der „Deutschen Politik", Wochenschrift für Welt und Kulturpolitik, Verlag Kiepenheuer, Berlin-Weimar. Gleichzeitig stellt der „März" sein Erscheinen ein.

Der Grund ist ein äußerer und ein innerer. Die fortschreitende Beschränkung des Druckpapiers durch behördliche Anordnung macht es unmöglich, der Wochenschrift den Stoff und Inhalt zu geben, auf den die Leser einer Zeitschrift Anspruch erheben können. Zugleich zeigte sich in dem letzten hochpolitischen Halbjahr aber auch, daß die politischen und kulturellen Ziele des „März" von der Zeitschrift „Deutsche Politik" in gleicher Weise vertreten sind und in Zukunft einheitlich vertreten werden wollen. Die Zeit drängt auf allen Gebieten zur Leistungssteigerung durch Zusammenlegung der Kräfte — auch in der deutschen Demokratie. Indem die „Deutsche Politik" in ihren ausgezeichneten Redaktionsstab den bisherigen Leiter des „März", Herrn Dr. Theodor Heuß, beruft und auch die für die Richtung des „März" bestimmenden Mitarbeiter zu einer politischen Schaffensgemeinschaft eingeladen hat, ist eine Voraussetzung und eine Sicherheit dafür gegeben, daß die Lücke sich sofort schließt und neben dem bisherigen Stoff durch die Kräfte der „Deutschen Politik" ein noch reicherer Inhalt geboten wird.

Diejenigen treuen Leser des „März", die den „März" als Erscheinung vermissen werden, bitte ich, mir zu glauben, daß ich ihre Gefühle verstehe und für sie dankbar bin. Als ich mit Albert Langen, Ludwig Thoma und Hermann Hesse am 1. Januar 1906 in München den „März" gründen half, war es unsere Idee, einen Sammelpunkt für freiheitliche und für friedliche Bestrebungen in Süddeutschland zu schaffen. Die vierundvierzig Vierteljahrbände legen urkundliche Zeugenschaft ab für den Ernst und die Ausdauer dieser Anstrengungen. Albert Langen mit seinen wertvollen

Digitized by Google

persönlichen Verbindungen nach Skandinavien, nach Wien, Rom, Paris und London, mit seinem großen Verlag und mit seinem begeisterungsfähigen und elastischen Idealismus war ein unvergleichlicher Verleger; er war auch der liebenswürdige Mittelpunkt eines persönlichen Freundeskreises, der den Plan schuf und trug. Albert Langen selbst war der Schöpfer des Namens „März". Die erste Titelvignette, ein junger Strauch im Märzwind, stammt von Olaf Gulbranssson, dem genialen Zeichner, die zweite, die Feldbestellung darstellend, war von Ignaz Taschner, dem unvergeßlichen Künstler. Der nach kurzen Jahren frohen Arbeitens eingetretene Tod Albert Langens war für den „März" ein außerordentlicher Verlust. Ohne seine Pflege war das politische Erdreich Münchens auf die Dauer dem „März" und seiner tieferen Einwurzelung weniger zusagend als dem radikaleren und künstlerisch übermütigen „Simplizissimus". Der „März" wanderte an den Neckar, wo er festen Boden faßte und seine durch Albert Langen hochgebrachte Stellung in der deutschen Publizistik befestigt hat.

Der Ausbruch des Krieges löste den Inseratenvertrag des „März"verlags und machte dadurch Einschränkungen nötig, die sich durch die Papierknappheit im Laufe der Jahre noch steigerten. Doppelt dankenswert war das treue Ausharren des Leserkreises.

Der Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse hat die Berechtigung und Notwendigkeit der Volks- und Menschheitsziele erhärtet, für die der „März" in demokratischem Geist gegründet und geführt wurde.

Deshalb ist es willkommen und wichtig, daß diese politische und geistige Arbeit, die der Presse und, soweit die Tageszeitungen sie nicht erfüllen können, der Zeitschrift obliegen, von der „Deutschen Politik" in Berlin mutig und kraftvoll aufgenommen worden ist. Dabei ist von Bedeutung, daß die Wochenschrift nicht nur zum Organ eines großen Leserkreises, sondern auch von Persönlichkeiten geworden ist, die sich im jetzigen geschichtlichen Zeitpunkt von der Notwendigkeit und Fruchtbarkeit gleichgerichteter, gemeinsamer und planvoller Arbeit überzeugt haben. Es gilt: in voller Selbständigkeit von einem nationalen, politisch und sozial freien Standpunkt aus am geistigen Sieg unseres Vaterlandes, der die Taten des Heeres und des Volks fruchtbar macht, treulich mitzuarbeiten; die Lehren des Weltkriegs national und international zu ziehen; die reellen und ideellen Voraussetzungen des Weltfriedens weitblickend schaffen zu helfen; in der inneren Entwicklung ein belebendes und wirksames Heilmittel zu schaffen; eine verständnisvolle Mehrheitsregierung zu sekundieren oder vor Unentschlossenheit zu warnen und unter den wirtschaftlichen Umwälzungen eine neue Blüte der Gesamtheit und der Einzelexistenzen nicht notleiden zu lassen.

Digitized by Google

Groß sind die Aufgaben der Regierung, des Parlaments, der öffentlichen und privaten Körperschaften, der Parteien und der Vereinigungen. Unendlich groß ist aber auch die Aufgabe der Presse und Publizistik. Dieses Bewußtsein der Pflicht und Verantwortung soll die Arbeit der „Deutschen Politik" leiten und ihr die Unterstützung eines an Zahl und Verständnis wachsenden Leserkreises sichern.

Auch die Leser des „März" sollen, so möchte ich vorschlagen, durch Abonnement sich persönlich überzeugen, daß nicht bloß der Vogel Phönix, sondern auch der „März" die Fähigkeit hat, aus Asche und Schnee aufzuerstehen.

Waldemar Bonsels: Zivilisation und Natur

Von Dr. Werner Mahrholz

Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Zivilisation wird von dichterischen Naturen die Naivität um ihrer selbst willen geschätzt, weil dann die Äußerungen des naiven Lebensgefühls in Tier und Abenteurer, in der Natur und im Wanderer als schätzbarer Stoff für Dichtung erscheinen. Zivilisation ist ja im Grunde nichts anderes als Beherrschung der äußeren Natur, was denn, wenn die Verwechslung von Zivilisation und Kultur bei einer hohen Steigerung der ersteren einsetzt, zu einer Herrschaft der Mittel über die Zwecke, schärfer noch: zu einer Verdrehung und Umdeutung der Mittel in Zwecke führt. Die Verzweiflung am Leben lauert auf dem Grunde jeder bloßen Zivilisation — und eine zu weit getriebene Mechanisierung des Lebens erzeugt als Gegengefühl die Freude und Liebe an dem Naiven, die Sehnsucht nach restloser Hingabe an die Natur.

Rousseaus Werk ist der Ausdruck einer solchen Zivilisationsverzweiflung, aber seine Natur war zu sentimental gefärbt, was an der Weichheit seiner inneren Natur liegen mag. So sind menschliche Idyllen mit einer sentimental aufgefaßten Natur als Hintergrund das Schönste, was er zu bieten hat. Zwischen seinem Lebensgefühl und dem unseren liegen zwei wichtige Erlebnisse im deutschen Geist: die romantische Ironie und die genaue, voraussetzungslose und deutungsfreie Hingabe an die Natur, welche zu den Voraussetzungen der Naturwissenschaften gehört. Die Ironie der Romantik gibt den heutigen Menschen eine geistige Freiheit, ein Schweben und Tanzen über den Dingen, wodurch die Sentimentalität Rousseaus ironisch aufgehoben und Humor als freies Spiel des Geistes möglich wird. Das

Digitized by Google

Erlebnis der Naturwiſſenſchaften aber befreit uns auf andere Weiſe von der Sentimentalität: durch Kenntnis und Erkenntnis, durch Gefühl für die Notwendigkeit des Schönen wie des Grauſamen, des Guten wie des Böſen in der Natur.

In dieſen einleitenden Betrachtungen haben wir die Vorausſetzungen des Dichters Waldemar Bonſels umſchrieben: ihm ſind die Tiere lieb um ihrer Naivität willen, und die Menſchen, mit Ausnahme der Abenteurer und Reiſenden, langweilig um ihres mechaniſierten Lebensbetriebes willen; ihm iſt das Leben der Tiere ein Spiegel alles Lebens mit ſeinen Seligkeiten und ſeinen Schauern. Er iſt Idylliker und Satiriker, Humoriſt und Lebensliebhaber, Kenner des Lebens und Bekenner Gottes in der Natur — und das alles wurzelt in einer tiefen, ehrfürchtigen Liebe und Hingabe an das Walten der Natur, welches jenſeits aller menſchlichen Moralbegriffe von erhabener Furchtbarkeit und Schönheit iſt.

Bei ſeinen Tierbüchern „Himmelsvolk" und „Die Abenteuer der Biene Maja"*) erinnert man ſich, daß die Romantiker aller Zeiten, Cervantes in den „Geſprächen der Hunde Scipio und Berganza" und E. T. A. Hoffmann im „Kater Murr", am Tiere, als dem naiven Weſen, dem außermenſchlichen Leben das Daſein der Menſchen maßen. Ganz das nämliche tut, aber mit weniger Galle und mehr idylliſchem Humor, der moderne Romantiker, wenn er im „Himmelsvolk" die Abenteuer und die Erlöſung eines zarten Elfen ſchildert und dabei eine Waldwieſe mit all dem Getier auf ihr lebendig werden läßt. Wunderſchön treten die Charaktere der Tiere in Taten und Leidenſchaften, in Kampf und Liebe heraus und über der Schilderung ſchwebt eine franziskaniſche Güte und Weltandacht und ein feiner Spott gegen das ach ſo ähnliche Treiben der Menſchen. In den „Abenteuern der Biene Maja" werden wir in das Leben der Inſekten verſetzt; wir begleiten die Biene Maja, welche in tollem Abenteuerdrang dem Stock entflieht, auf ihrem Lebenswege; Abenteuer hat ſie mit der Heuſchrecke und dem Miſtkäfer, mit der Libelle und der Fliege, mit der Spinne und der Wanze und am Ende mit den erbitterten Feinden der Bienen, mit den Horniſſen. Mit großer Gefahr entrinnt ſie aus der Horniſſenburg und errettet ihren Stock vor drohendem Überfall, wofür ſie dann am Ende Verzeihung für ihre leichtſinnige Flucht findet. Dieſe Abenteuer ſind das äußere Gerüſt, an dem ſich eine Fülle von tiefer Empfindung, von Welt- und Tierkenntnis aufrankt: wie hier in den Charakteren der Tiere die menſchlichen Schwächen und Tugenden geſpiegelt erſcheinen und doch alles dadurch, daß es in der unter- und außermenſchlichen Natur

*) Im Verlag Rütten und Löning, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

ſich vollzieht, heiter und leicht wird — das läßt wirklich an Berganzas Geſpräche und Kater Murrs Betrachtungen denken, nur daß die idylliſche Harmonie von Bonſels' Natur und ſeine tiefe Liebe zu allem Lebendigen alle Bitterkeit in Güte löſt und dem Werk ſo an Liebe gibt, was es an Größe der ironiſchen Weltbetrachtung und an Wucht des Angriffs verliert.

In der mechaniſierten Welt iſt der Abenteurer, der Menſch auf Reiſen und Wanderſchaft der eigentlich lebendige Menſch: ſo liegt es ganz im Zuge der Entwicklung des Dichters, aus dem Erlebnis einer Indienreiſe eine wundervolle Dichtung zu geſtalten. Wieder iſt es die Natur, die den Dichter auf ſeiner „Indienfahrt"*) anzieht: die Natur ſpricht zu ihm von ihren Wundern und Schrecken, von ihren Geheimniſſen und Abenteuern, von ihrer tiefen Weisheit, Güte und Furchtbarkeit. Es iſt unmöglich, die Glut dieſes Buches aus Rauſch, Fieber, Weisheit und Liebe zu zergliedern. Eine künſtleriſche Möglichkeit der Geſtaltung von Reiſeeindrücken in Form von Novellen aus dem Naturleben und aus dem Menſchenleben, ſoweit es Natur eines Landes iſt, taucht hier auf. Das Erlebnis „Indien" iſt für Bonſels das Erlebnis einer Natur ohne Konventionen, ohne Ziviliſation, ohne Mechaniſierung des Lebens. So handelt der Hauptteil des Buches von den Tieren und von den Dſchungeln, die der abenteuernde Dichter durchſtreift nach Laune und ohne Plan, immer auf der Suche nach reiner, ungetrübter Natur voll Qual und Luſt, voll Größe und Grauſamkeit. Schilderungen von Tierſchickſalen und Betrachtungen, die ſich an Erlebniſſe mit Tieren anknüpfen, Entdeckungen in der eigenen Seele, veranlaßt durch den ſcheuen Blick oder durch die Grimaſſe eines Tieres, — das iſt die Subſtanz des Werkes und auf dieſer empfindungsreichen Betrachtſamkeit ruht ſein größter Wert. Die Menſchen aber, Frauen und Brahmanen, ſpielen nur inſoferne in das Erlebnis Indien hinein, als in ihnen die Natur des Landes Geiſt und Seele, Sprache und Philoſophie geworden iſt. Alles einzelne, aller Eindruck, aller Bericht gewinnt in dieſem Reiſebuch Leben durch die zarte und ſchöne Seele des Dichters, dem Indien und ſeine Wunder Ausdruck des einen großen Wunders, Gottes, iſt. So wird der Leſer vom ſtofflichen Reiz, vom Intereſſanten zur Philoſophie, zur Betrachtung, zum Miterleben einer Dichtung, deren Gegenſtand ein wirkliches Land iſt, geleitet und aus einer Summe von Reiſeeindrücken wird ein phantaſtiſches, großartiges und kühnes Gemälde des Lebens, wie es überall aus Gott fließt und zu ſeinem Urgrund zurückflutet.

Bonſels iſt ein Liebhaber des Lebens überall da, wo es nackt und ungebrochen waltet: im Abenteurer und im Tier, in der Natur und im

*) Rütten und Löning, Frankfurt a. M., 1916.

Digitized by Google

Phantaſien. So iſt es begreiflich, daß der Freimacher der tiefſten Lebensgründe, der Krieg, für Bonſels eine Erſchütterung ſondergleichen war. Er hat als Kriegsberichterſtatter in Oſt und Weſt „Empfindſame Kriegsberichte“*) geſchrieben, die durch die Tiefe der dichteriſchen Empfindung und durch die Formkraft des Künſtlers zu dem wenigen Bleibenden der Kriegsliteratur gehören werden. Es ſind kleine Skizzen, manchmal novellenartig zugeſpitzt, in denen Epiſoden aus dem Völkerringen in der Empfindung eines Dichters Form und Deutung gefunden haben. Immer ſteht eine Lebensäußerung, das Wort eines Kriegers, die Empfindung eines Verwundeten, eine Deutung von Geſchehniſſen, wie ſie aus der Einfalt und Größe freier und einfacher Menſchen fließt, im Brennpunkt eines ſolchen Berichtes. Von wahrhaft antiker Größe ſind ſolche Erzählungen wie die vom „Huhn von Myta“, das durch ſein tägliches Ei einen Verwundeten am Leben erhält, oder wie die vom „Vater“, der das Grab ſeines Sohnes hinter der Front in Galizien beſucht, oder wie die vom Erlebnis der kleinen Jeanette mit den Preußen, die von einem Ulanen Böſes erwartet und Güte findet. Wie das Menſchenherz in den ungewöhnlichen Zuſtänden des Krieges frei wird vom Konventionellen, im Lauſchen auf ſich ſelber Güte, Weisheit, Menſchlichkeit laut werden läßt — das iſt das Thema dieſer empfindſamen Kriegsberichte, in denen der Menſch als das Maß aller Dinge mitten im Grauen einer entmenſchten Welt, mitten im Toſen der Zerſtörungsmaſchinen ſeine Wiedergeburt und Auferſtehung feiert.

Der ganze Zuſtand unſerer ziviliſierten Welt drängt zu einer Erneuerung des Lebens von Grund aus. Klagend und anklagend ſchwillt ein Weheruf aus Menſchenherzen gen Himmel; die Verzweiflung wächſt in allen, die ſehen können und fühlen wollen. Da bedeutet es eine wahre Erlöſung, gelegentlich auf einen Menſchen zu ſtoßen, der ohne Blindheit und Lebensſcheu, ohne falſche Romantik und Weltflucht, als Dichter doch ein Reich der Schönheit und Reinheit über dem Reich der Lebensnot aufbaut, dem Dichtung Deutung und Geſtaltung ganz gegenwärtigen Lebensſtoffes iſt und dem aus der Not der Zeit das Erlebnis der Natur als Stoff ſeines Dichtens zuwächſt. Weil in ihm die Sehnſucht nach Erneuerung des Lebens Stimme wird und weil er zugleich als wirklicher Dichter ſeine Sehnſucht zu Geſtalten zu zwingen vermag — deshalb grüßen wir Bonſels als einen Pfadfinder zu neuen Zielen, zu Menſchlichkeit und Natur, dem aus der Verzweiflung an der Ziviliſation durch die Größe ſeiner Empfindung ein Hymnus auf die Allmacht der Natur und des menſchlichen Herzens erwächſt.

*) Die Heimat des Todes, Verlag Schmidkunz in München, 1916.

Digitized by Google

Sealsfield-Postl, der österreichische Amerikaner und deutsche Dichter

Von Walter von Molo

Es ist das Schicksal vieler Pioniere auf geistigem Gebiet, daß ihre Nachahmer und Ausbeuter eine Zeitlang höher als sie geschätzt werden, obgleich ihnen die Konjunkturtruppe alles verdankt. Die Gerechtigkeit herrscht aber im Kreislauf der Dinge: die Nachtreter erzeugen früh oder später — Jahrzehnte gelten nichts in der ewig fließenden Zeit — durch ihr lautes Eigennutzwirken eine Entspannung des Interesses, die sie erledigt; die Öffentlichkeit wendet sich von der „Gattung" ab. Die Aufnahmefähigkeit ist gewitzigt; sie ist urteilsschärfer geworden. Trifft nun die Öffentlichkeit, was nach dem ewig gültigen Gesetz, daß nichts im Dasein verloren geht, stets geschieht, auf den Urheber der verschütteten „Bewegung", dann lebt dieser neu auf, stärker denn je, und sein Nachtrab ist jetzt durch ihn, im Ausgleich der Gerechtigkeit, geschlagen. Sealsfield ist ein Beweis hierfür: Jahrzehnte hindurch hatte die deutsche Öffentlichkeit den Schilderern amerikanischer Verhältnisse und den dadurch gegebenen abenteuerlichen Geschichten des „wildesten Westens" gierig und andächtig gelauscht, bis die Gattung „veraltete", bis sie zum Schundroman und zum Hintertreppenkitsch siechte. Die „Literatur" hatte sich mit Grausen abgewendet, und plötzlich stand aus vergessenen Leihbibliotheksfächern und skandalös oder „pädagogisch" zugestutzten Jugenderzählungen in unserer Zeit der Name Charles Sealsfield von den literarisch Toten auf, trat vollwertig mit einer Ausgabe exotischer Abenteuergeschichten und mit dem Abdruck (in neuer Auswahl und Anordnung) seiner im Jahre 1845 bis 1846 erschienenen Gesamtausgabe in die hohe Literatur ein. Man erkannte: Charles Sealsfield ist der Schöpfer des amerikanischen Sittenromans; einer der ersten Prosaisten, der an Tiefe und künstlerischer Kraft der Menschenschilderung und der historischen Einblicke Walter Scott und Cooper beträchtlich überragt, der durch seine Unerschöpflichkeit und seinen Darstellungsrausch der menschlichen Leidenschaften wie ein zweiter Balzac anmutet. Sealsfields „Stoffe" sind nie zum Selbstzweck der aufpeitschenden Unterhaltung gehoben. Nie sind das Abenteuer oder die Liebesszenen der Bewohner des amerikanischen Rohstofflandes der Anlaß der Sealsfieldschen Hervorbringungen; das Kulturbild des Landes, im Gegensatz zu Europa, dessen Demokratie damals den zweiten Aufschwung nach der Französischen Revolution gegen die Reaktion begann, ist der Keim ihres Werdens. Sealsfield schuf,

Digitized by Google

wie er selbst sein Wollen charakterisierte, „eine neue Romanart", die er den „nationalen oder höheren Volksroman" nannte, der sich als „wichtige Seitenquelle der Geschichte" anreihen sollte. Sealsfields Helden sind keine sentimental frömmelnden Indianerhäuptlinge, keine kraftprotzigen Großsprecher, die stündlich die blödsinnigsten Mordgeschichten unentwegt bluttriefend tun oder erleben, sein Held ist das ganze Volk, dessen materielle, politische und religiöse Beziehungen, dessen Zivilisation und werdende Kultur, dessen Vergangenheit und Zukunft, dessen genaueste historische Kenntnis, aus der breiten Grundlage des Völkerlebens und der Weltpolitik aufwachsend, Sealsfield zur Abfassung von Dokumenten bleibenden Wertes von allgemeiner, für jede werdende und absterbende Volkskultur dauernd gültiger Bedeutung volkstümlich verdichtete. Sealsfield gibt die Soziologie des amerikanischen Urvolkes, dessen Streben ihm als das Sinnbild des sieghaften Dranges nach Freiheit erschien, dessen Staatsbildungskrisen, wie bei jedem beginnenden Volke, Kämpfe ursprünglicher, tierisch-göttlicher Kraft, um hoch zu kommen, mit der Natur und Überlieferung zeitigten, bis es gesegnet wurde, bis wieder ein Sonnenplatz in der Geschichte erstritten war. Um solches darzustellen, gehören Hirn, philosophisch geschulter Überblick, Fähigkeit, das einzelne im Erdganzen zu sehen! Dazu gehören Maßstäbe und geistige Muskeln von hoher Seltenheit. Sealsfield hat sie: er ist im Wigwam des Indianers ebenso zu Hause wie im Palast des Fürsten, im Kontor des Geldspekulanten, politischen Fechters und des Verbrechers, wie in der Stube des puritanischen Hinterwäldlers; er ist der einwandfreieste, genialste Schilderer des amerikanischen Blutdurcheinanders, aus dem die „neue Welt" wurde, deren Kentuckier, Kreolen, Mestizen, Briten, Nordamerikaner, Spanier, Franzosen, Schwarze und Rote er in die letzte Falte ihres Wesens und Werdens kannte, wie er überhaupt die politischen Verhältnisse seiner Zeit und der Zukunft, in Amerika und Europa, fast durchwegs aus persönlicher Anschauung zur Gänze beherrschte. Die erlebten, erfundenen oder aus Quellen geschöpften Handlungen seiner Werke sind Sealsfield, nach eigenen Worten, nur „Folie", um zu beleben und hervorzuheben. Sealsfield versuchte das Gewagteste; bewußt wollte er alle Kulturfragen des amerikanischen Volkes derart für jeden sichtbar gestalten, daß dadurch auf alle seienden und kommenden Völker aufklärend und erzieherisch eingewirkt würde. Er konzentrierte und symbolisierte, um diesen Riesenplan zu bewältigen, das öffentliche und häusliche Leben, die Seele eines, des sich eben entfaltenden amerikanischen Volkes in repräsentative Einzelgestalten, und es gelang! Gelang, weil er neben dem Völkerkenner, Soziologen und Völkererzieher, zu dem er sich berufen fühlte, ein Dichter voll Kraft war, einer, der tatsächlich Historie als Gegenwartserleben zu geben fähig ist, weil er die Zusammenhänge alles Geschehens im Willen

Digitized by Google

seiner Seele fühlte, der ihm der Schlüssel zu jeder Tür war, die er im großen Gasthof des Kommens und Gehens der Völker und Einzelmenschen öffnen wollte und mußte, um die Förderung und Formulierung dessen, was das gottgewollt Wichtigste im Chaos ist, für sich und die anderen zur kräftigenden Erleuchtung und zum Spiegel der läuternden Selbstbeschauung, zu finden. Sealsfields Ethos stammte aus seiner sittlichen Weltbetrachtung, die sich segensvoll fürs Ganze glücklich mit der Stoffwahl einte, weil sich Sealsfields Erzieherabsicht an Motiven entzündete, die die ertragreichsten für sein künstlerisches Vermögen voll Unbekümmertheit waren: an der unberührten Wildnis einer noch unerschlossenen Natur und deren Urbesiedlern, über welchen beiden die unerbittlich logischen Gesetze der harten Notwendigkeit des Alls ohne Verschleierung walten. Roheit und Güte, Edles und Schurkisches, Schönes und Häßlichstes sind Sealsfields Domäne, wie eben der Mensch Gott und den Teufel als seine zwei Seelen stets in sich trägt und tragen kann, wenn der Kern der vom All in ihn gelegten Orientierung auf das, worauf es am letzten Ende ankommt, triebkräftig bleibt, um schließlich alles zum siegreichen Ausgleich der Demut zu bringen. Frei, kühn, sicher, selbst ein unverfälschter Sohn der Natur wie seine Helden, sind Sealsfield und sein zielsicherer Griff. „Klassisch" fundamentiert und „modern" bis heute ist seine Art, „realistisch" bis ins letzte, „naturalistisch" bis ins letzte, lange, ehe das Wort wieder einmal Mode wurde. „Romantisch-phantastisch", wie es die tropische Natur war, die seine Werke in einzigartiger, fast religiöser Schönheit als Gotteswerk festhalten. Sealsfield stieg die Gestaltenwelt in innersten Gesichten, voll der aufbegehrenden Unabhängigkeit seines Menschentums hervor, geboren vom Rätsel der menschlichen Begnadung, geschult durch ins Blut übergegangenes vielfältiges Wissen und Erfahren, deren Herausstellung seinem Wollen vor allem galt. Sein dichterisches Müssen wurde ihm erst klar, als seine Bücher, die anfangs anonym, dann unter dem Pseudonym Charles Sealsfield erschienen, als bedeutende Dichtungen in der ganzen damaligen Erdenwelt gefeiert wurden, als er, als „der große Unbekannte", mit einem Schlage zu den „erfolgreichsten" erzählenden Schriftstellern seiner Zeit gehörte. Das Pseudonym seiner Begabung lüftete sich aber noch immer früher als das Pseudonym seines vergänglichen Lebens: Charles Sealsfield ist die literarische Tarnkappe für den deutsch-österreichischen Ordensgeistlichen Karl Postl, der seinem Vaterlande und seinem Priestergelöbnis aus der Metternich-Welt in die Welt der damaligen Freiheit entlief, um dort als anderer Priester, als dichtender Tatenmensch, zu wirken. Sealsfields Abstammung und Bildungsgang erklären das deutsche Skelett in Sealsfields Schöpfungen; nun sind der frenetische Zuruf der Deutschen an den vermeintlichen Amerikaner, das Auftauchen seiner Nach-

Digitized by Google

ahmer in Deutschland zur Zeit der beginnenden deutschen Einigung, vor der Sealsfield starb, in seinem Testamente sein Geheimnis zögernd bekennend, verständlich; nun ist das hoffentlich dauernde, starke Emportauchen zur Zeit des „Weltkriegs" gegen alles Deutsche mit doppelter Genugtuung zu konstatieren. Es spricht nicht gerade für einen Tiefblick der Literaturbeschauer in Sealsfields Lebenszeit, daß sie nicht enthüllend aus den Werken auf die Persönlichkeit des Autors zu schließen vermochten: wohl kannte Sealsfield sein Wahlvaterland genauer als vielleicht sonst ein Amerikaner der damaligen Zeit, aber das völlige Hingeben, das fanatische Hineinbeißen in die amerikanischen Verhältnisse hätten wohl daran erinnern können, daß fast stets Völker-Kulturen am schärfsten von objektiven, das heißt hier von Sympathiemitbürgern erkannt werden, jedenfalls leichter als von den eingeborenen Schriftstellern, wie z. B. der Schotte Carlyle Deutschlands Sendung und Preußens Geist am frühesten hellsichtig durchdrang, wie Shakespeare, Byron und die französische Literatur am fruchtbarsten durch Deutschland gewürdigt sind. Sealsfield-Postl widmete eines seiner „amerikanischen" Werke „hochachtungsvoll" „der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation"; er zeigt in seiner Formgebung unglaublich deutlich sein Österreichertum! Seine innige Naturbetrachtung ist innerstes Wesen des Österreichers, den sein Schicksal äußerlich und innerlich von den großen Zeitfragen abhält, der sich dadurch still in das ihm Erlaubte, in Gottes Umwelt vergräbt, wofür Stifter einer der Hauptbeweise ist, die sich bis heute stetig wiederholen. Sealsfields kaustischer, grotesk-komischer Witz, seine Phantastik sind unverfälschte Mährerart; Sealsfields selbstwilliger Stil ist ein Gnadengeschenk seines freibildenden, dramatisch formenden süddeutschen Mischdialektes, dessen aus der Tiefe seiner Bodenständigkeit aufquellende Kraft der ursprünglichen, gefühlsmäßigen Anschauung ihm temperamentvolle Wortbilder, Situationen und feinnervigste Charakterisierungsmöglichkeiten, vor allem die meisterhafte Beherrschung und Führung des Dialogs, der schildernd beleuchtet und seelenanalysierend weiterführt, spendet. Manchmal versucht Sealsfield sogenanntes absolutes Hochdeutsch; das verrät ihn erst recht, wie er überhaupt zu echt ist, um sich dem Scharfblickigen gegenüber irgendwie verstellen zu können. Sealsfields Priesterbildung ist außer der Tatsache, daß er stets Gott zugewendet ist, in seinem Werk auch noch anders verankert: er kennt die Bibel in- und auswendig, ihm fließt stets das richtige Bibelwort ins Werk, öfter als es ihm sicherlich bei anderem Bildungsgang geschehen wäre, sein Ausdruck gewinnt stets biblische Feierlichkeit und Wucht, wenn er im Höhepunkt seiner Auswirkung ist; er schreibt biblische Wortfiguren, Vergleiche und katholisch-österreichische Ausdrucksformen des alten Sakristeistils; er sieht die Größe der Landschaft fast durchaus mit den an-

Digitized by Google

dächtigen Augen eines hingegebenen Kirchenbesuchers, der in einem Verehrung erzwingenden Dome steht: Sealsfield, der Mönch, versagt, wo es sich darum handelt, Frauen tiefer zu gestalten; diese geraten ihm zumeist pauschal-traditionell, mit einem rührenden Anhauch asketischer Mönchsanschauung, wie ihn auch Prüderie und romantische Marienverzückung nie ganz verließen, was seine Vielheit an Verwandlungsvermögen vermehrt. Sealsfield ist spannend in edelstem Sinn. Phantasie, Poesie, unerbittliche Gradlinigkeit, hetzendes Versteckenspielen, eingeborene Psychologie der Selbstverständlichkeit und geistvolle Reflexion sind seine Art. Er ist in seinen besten Schöpfungen der bedeutendste deutsch-österreichische Romancier, einer der größten deutschen Prosaisten, ein Faktor der Weltliteratur.

Hölderlin

Von Ulrich Rauscher (im Felde)

Wie ich voreinst des Heilands Antlitz sah,
Bleich auf dem Schweißtuch der Veronika,

Schwebt jetzt dein früh verwüstetes Gesicht,
Aus dem nichts mehr als sanfte Blödheit spricht,

Seit leuchtend über deine Kuppelstirn
Die Götter flohn mit jagenden Geschirrn,

Erschaudernd vor den namenlosen Schatten,
Die deine Schläfen schon umfittich hatten.

So lieb' ich dich, o Stern erstorbnen Lichts —
Ich wache auf und Krieg ist und sonst nichts.

Ich schlafe ein und tief in meinem Traum
Zersplittern dröhnend Erd- und Himmelsraum.

Ich rege mich und gottverlassen ruht
Im scheinlebend'gen Leib mein armes Blut.

Was dunkelhell aus deinem Wahnsinn schlug,
Ist mir Verlaßnem Klang und Glanz genug.

Digitized by Google

Der in den Irrsinn seiner Zeit verdammt,
Dankt dir ein martervolles Bruderamt

Und spricht dir nach wie Sakrament und Eid
Dein letztes Wort aus der Trostlosigkeit:

„April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne."

Der Kritiker Kerr

Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt ... „Diese Mache! Diese Manier! Diese Mätzchen!" zetern die einen — und die andern zitieren triumphierend: „Was ist Manier? Der Defekt im Leser!"

Manier ist nur die Fassade; wichtiger ist die Frage nach dem Gehalt. Doch da Kerrs Manier offenbar vielen den Zugang zu seinem Werk versperrt, ist vor allem dieser Vorwurf zu beleuchten.

Vollkommen zugegeben, daß er einen allzu persönlichen, meinethalb sogar aufdringlichen Stil schreibt. Das ist nicht der ruhige Fluß einer wissenschaftlichen Abhandlung. Er gestikuliert. Er schreit. Doch ist der große Lessing etwa frei von Manier? Zeigt sich in der Art, wie er seine Duelle ausficht, wie er den Gegner mit überlegener Ironie langsam zu Tode hetzt, nicht eine gewisse Selbstgefälligkeit? Lassen wir uns dadurch etwa abschrecken?

Fragen wir uns lieber, *warum* er schreit. — Weil es ihm anders schwerlich möglich wäre, sich Gehör zu verschaffen. Man hört ihm so zu wenig zu — würde man ihm zuhören, wenn er langweiliger spräche?

Den tiefsten Grund für seine Manier, für sein Schreien, sehe ich in der Tatsache, daß kritische Schriften in Deutschland nicht die gehörige Wertschätzung finden. Das typische Beispiel ist das Schicksal Nietzsches (es fällt mir nicht ein, Kerr mit ihm zu vergleichen — obzwar auch Kerr von sich sagen könnte: „Mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder andere in einem Buche sagt — was jeder andere in einem Buche *nicht* sagt ..."). Ein wohlbestallter Universitätsprofessor fühlt sich eines Tages gedrungen, den solid argumentierenden, den professoralen Stil aufzugeben, konzentriert und kurzweilig zu schreiben, von der gründlichen Behandlung von Einzelfragen zur Beleuchtung ganzer Kulturen überzugehen; er zielt nicht mehr nach objektiver Erfassung vergangener Tatbestände, sondern nach lebendiger Einwirkung auf die zeitgenössische Kultur, er verläßt das enge Auditorium der Fachkreise und wendet sich an die breite Öffentlichkeit der Gebildeten. Was ist die Folge? Daß ihn niemand mehr liest. Die Gunst der Fachgenossen hat er sich verscherzt — die Gunst des gebildeten Publikums erringt er nicht — weil dieses gebildete Publikum offenbar nicht da ist. „Ich habe meine Leser überall in Europa — ausgenommen in Europas Flachland, in Deutschland." „Europas Flachland" ist vielleicht ein bißchen zu drastisch, zu sehr von der Verbitterung diktiert — als wahrer Kern bleibt die geringe Neigung der Deutschen für den Essay. Ist es seither anders geworden? Ist dieses Wort bei uns nicht auch heute noch ein Fremdwort?

Digitized by Google

Die Essays von Hermann Bahr, von Franz Blei (die mir gerade einfallen) kriechen kümmerlich in den ersten Auflagen herum; ein glänzender Versuch Thomas Manns über das Theater liegt in einem alten Jahrgang von „Nord und Süd" begraben; Sammlungen wie „Die Literatur" oder „Die Dichtung" mußten, um erscheinen zu können, erst in Bilderbücher für große Kinder verwandelt werden und endeten trotz alledem mit dem Schicksal des Verramschtwerdens in Warenhäusern ... Wie anders etwa in England oder Frankreich! Macaulay wurde durch einen Essay berühmt; die Sammlungen der Sainte-Beuve, der Brunetière, der Faguet erreichten höhere Auflagen als mittelmäßige Romane. Und das ist ja auch sozusagen das Normale ...

Bei uns aber — — —. Auch Kerr wurde siebenunddreißig, ehe eine größere Schrift von ihm herauskam: „Das neue Drama", Erste Reihe der Davidsbündlerschriften — sie brachte es bis zur vierten oder fünften Auflage und blieb die einzige der Reihe; es bedurfte eines äußeren Anlasses (seines fünfzigsten Geburtstages am 25. Dezember), damit nunmehr die ersten fünf Bände der „Gesammelten Schriften" erscheinen können (bei S. Fischer, Berlin; außerdem, ebendort, 24 Gedichte unter dem Titel „Die Harfe").

Es ist nicht zu leugnen: uns Deutschen liegt eine Überschätzung des „Schöpferischen" im Blute, und wir verstehen darunter einseitig das Schaffen des Künstlers. Die Kritik bedenken wir gerne mit dem Epitheton des „bloß Negativen". Aber erstens: was ist eigentlich an den Romanen eines Stratz oder Zobeltitz (oder auch Begabterer und darum minder Verbreiteter) das Schöpferische? Auch Erzeuger von besseren Romanen und Dramen langweilen uns oft mit Dagewesenheiten, die der gescheite Kritiker sich niemals erlauben würde. Und zweitens: ist nicht auch die gute Kritik schöpferisch? Es gab eine Zeit, wo man Virgil weit über Homer stellte; es gab eine Zeit, die mit Voltaire und dem Großen Friedrich in Shakespeare einen „albernen Hanswurst für den Pöbel" sah (und im Verfasser des „Götz" seinen abscheulichen Nachahmer) und die so viel vornehmeren nnd geschmackvolleren Dramen der Corneille, Racine und Voltaire bei weitem vorzog — wodurch ist es anders geworden als durch die Kritik der Lessing, der Herder, der Schlegel? Sind diese Männer als Kritiker nicht mindestens so wichtig wie ein liebenswürdiger „Schöpfer" in der Art von, sagen wir beispielsweise Hauff? Wer aber liest die Hamburgische Dramaturgie anders als auf dem Pennal, wer liest Herder und A. W. Schlegel überhaupt noch?

Bei dieser deutschen Abneigung gegen die Gattung erhebt sich einer Erscheinung wie Kerr gegenüber die Pflicht, zunächst auf die Leistung hinzuweisen, die hier vorliegt, und die Abstriche, die zu machen wären, einstweilen zu vertagen.

Der letzte Maßstab für den Kritiker bleibt immer die Frage: was hat er gepriesen, was hat er bekämpft? — Kerr besteht das Examen nicht schlecht. Er ist für Ibsen und Hauptmann eingetreten, als sie noch umstritten waren; er hat Sudermann, Ludwig Fulda, Max Dreyer befehdet, als man sie noch für Größen hielt. (Daß er zuweilen daneben haut, daß er z. B. kein Organ für Tolstoi hat, muß man mit in den Kauf nehmen.) Nicht jeder kann heute drucken lassen, was er um 1900 geschrieben hat ... Impressionismus hin — Impressio-

Digitized by Google

nismus her — es kommt darauf an, ob die Impressionen „richtig" waren. Bei Kerr waren sie's. Ich wüßte kaum einen unter seinesgleichen, der ihm gleich käme in der Kunst, den Angelpunkt eines Dramas auf den ersten Blick zu erfassen, oder das Erkannte so klar, so leicht, so beschwingt, so plastisch, so stählern und so geschmeidig herauszustellen. Oft findet er für einen Tatbestand die letzte Formulierung. Sein Anspruch, unserer Sprache einen hübschen Ruck vorwärts gegeben zu haben, ist so unbegründet nicht. Er kann Dichter schaffen und Dichter vernichten (letzteres noch besser). Und das ist eine Arbeit, die unbedingt getan werden muß. Kerr mit seiner Gabe, das Gute zu finden und das Gefundene gut auszudrücken, hat zum mindesten wacker mitgeholfen, unser Theater auf das Niveau zu heben, das es heute einnimmt. Er hat das synthetische Auge, das jedem Kunstwerk seinen Platz zuweist und der Kunst ihren Platz unter den menschlichen Angelegenheiten.

Was verschlägt es da, wenn er, bei all seiner erstaunlichen Jugend und Elastizität, uns heute doch mehr als der Kritiker der jüngsten Vergangenheit denn der jüngsten Gegenwart erscheint? Er weiß es ja selber, daß bei einem, der sein Leben auf lebendiges Wirken gestellt hat, der 50. Geburtstag eher ein Anlaß zum Kondolieren ist als zum Gratulieren. Und so wird er sich wenigstens bemühen, jung zu bleiben... Darum sei unser Geburtstagswunsch: Gut Glück dazu! Eugen Lerch (München)

Die Kathedralen Frankreichs

Ein Zufall fügt es, daß ein gewiß schon lange vorbereitetes Buch gerade zu einer Zeit bei uns erscheint, die es in doppeltem Sinne aktuell macht. Das Buch Auguste Rodins über die „Kathedralen Frankreichs" erscheint deutsch im Augenblick, wo Rodin eben gestorben ist, während über so vielen Kathedralen des Westens noch immer das Verhängnis schwebt.

Dies köstliche Buch (deutsch von Max Brod, Verlag Kurt Wolff, Preis 8 Mark) mit vielen Handzeichnungen Rodins erinnert uns noch einmal mächtig an den Verstorbenen. Ist da nicht etwas gestorben, was, jenen Kathedralen gleich aus grauer Zeit heraufgekommen, in unsere Welt kaum mehr paßte? Nicht weil es zu alt, zu seltsam, zu eigenwillig war, sondern weil unsere Zeit zu verkommen, zu nivelliert, zu blasiert war. Nun tönt Rodins Stimme aus diesem Buch noch einmal ehrwürdig und geheimnisvoll zu uns herüber. Er spricht von Kunst, von den Bauten der Gotik, von französischen Landschaften, von Gesims und Kapitell, und seine raschen, beseelten Architekturskizzen klingen redend mit. Was dieser greise Meister da über Kunst redet, ist anders als das, was wir gewohnt sind, von unseren Professoren über Kunst reden zu hören. Es ist kein Geschwätz, es ist kein Getue. Aber es ist noch viel weniger eine rezepthafte, robuste, sichere Weisheit, die man aufschreiben und getrost nach Hause tragen kann! Man kann über Reims und Etampes und die Bauten der Gotik geradesogut das Gegenteil sagen. Denn es kommt nicht auf die Worte an. Jedes Wort kann ebensogut sein Gegenteil bedeuten. Wenn Professoren reden, merkt man das nie, ihre Worte sind immer so beruhigend eindeutig, sie wecken immer die Täuschung, es gebe ein sicheres Wissen, das in Worten mitteilbar sei. Rodins liebes Buch gibt das Gegenteil. Die Worte

Digitized by Google

sind nicht wichtig ihres determinierten Inhaltes wegen, sondern ihrer undeterminierten Musik, ihrer wunderbaren Schwingung wegen. Wer sie liest, um seine Bildung zu fördern, wird nichts nach Hause bringen. Wer einen alten weisen Mann reden hören kann, so wie man nachts im Wandern auf den Wind und auf das Rauschen des Stromes hört, der wird diesen Seiten für immer Dank und Liebe schenken.

Die Kathedralen, die zum Teil heute zerstört werden, soll man nicht wieder aufbauen. Sie sind nur Steine. Ihr Geist aber, derselbe Geist, der auch in Rodin war, soll wieder Macht gewinnen. Dann ist es um die Steine nicht schade. Nicht daß wir Gotiker oder Mystiker werden sollten! Gotik und Mystik und all das sind auch nur Gewänder. Sie sind Ausdruck eines Wertes, den Europa im Begriff war zu verlieren, von dem nur noch alte gnomenhafte Magier wie Rodin wußten. Man hat diesen europäischen Niedergang bald „Mechanisierung", bald „Intellektualismus" genannt. Einerlei, wie wir ihn nennen! Einerlei auch, wie wir den Geist nennen wollen, der an seine Stelle treten wird. Es wird der Geist des Menschentums sein — derselbe, den Rodin besaß und predigte — derselbe, aus dem die Kathedralen der Gotik erstanden sind — derselbe, dessen allein wir bedürfen, um auch die furchtbare Abrechnung dieser Zeit zu überdauern.

Hermann Hesse

Das neue Karthago

„Literarisches Neuland", dies ist die Marke, unter der vielfach für die französische so gut wie für die flämische Literatur Belgiens die Teilnahme der deutschen Leser geworben wird. Die Losung ist allzu kühn. Höchstens nämlich auf den ersten Blick mag Entdeckerfreude sich verblenden lassen und die belgischen Schrifterzeugnisse so hoch heben und sie als so andersartig bezeichnen wollen, daß etwa eine künftige Stilbeeinflussung auf deutsche Künstler vorhergesagt werden könnte. Literarisches Neuland: das war in jedem Sinne in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Skandinavien, war eine Weile später Rußland, war kurz vor dem Kriege China mit seiner alten Mystik. Die „belgische" Literatur indessen wächst samt und sonders aus einem allzuwenig einsamen, abseitigen, urtümlichen Kulturboden, als daß sie sich freihalten könnte von fremdem Zustrom, fremder Geistesbefruchtung. Wie mit allen anderen Dingen, so ist es auch hier: der belgische Sozialismus, die belgische Börse, die belgische Wissenschaft, Malerei, Industrie, Schiffahrt — sie entlehnen alle ihre Methoden, ihr Tempo, ihren Interessenkreis den drei großen Bildungsstaaten, zwischen die Belgien als die neutrale, vermittelnde Plattform eingeschlossen ist; auch die Literatur dieses Landes besorgt Durchfuhrdienste.

Obzwar nicht dem schriftstellerischen Charakter und der Seele der Bücher, so kann man eine gewisse „Neuartigkeit" jedoch den Stoffen der belgischen Dichter nachsagen. Eine bisher wenig gekannte Welt von Erdenkindern, Tätigkeiten, Landschaft und Tierschicksal eröffnet sich dem, der die sozialen Romane eines Stijn Streuvels, die buntschillernden Skizzen eines H. Teirlinck, die schwerblütigen Epen eines Gustaaf Vermeersch liest. Und auch die Romane der französisch schreibenden Belgier, eines Lemonnier, Demolder, G. Eeckhoud, sind gerüttelt voll vom Reize nicht deutscher, son-

Digitized by Google

dern ausländischer Sitten und Gebräuche. Ein durch solchen fremden Inhalt sehr merkwürdiges, ja überraschendes Buch ist der Roman der Stadt Antwerpen, den G. Eeckhoud geschrieben hat und der soeben im Inselverlag deutsch erschien. (Bibliothek der Romane, Preis 4 M.). An der künstlerischen Bauart des Werkes wird man so viele Beziehungen und Ähnlichkeiten teils zur französischen, teils zur englischen und deutschen Schilderungskunst finden, daß hinsichtlich seines Stils dem Buche viel Bodenständiges nicht anhaftet. Aber höchst eigenartig, wie gesagt, ist sein Inhalt: hier läßt sich auf einen typisch belgischen Erdenfleck, auf die Stadt, die Bürgerschaft, die Gebäude, die Familienfeste, die Gemeindegesetze Antwerpens ein unvergeßlicher, tief einprägsamer Blick werfen.

G. Eeckhoud nennt sein Werk „Das neue Karthago" und gibt damit, durchsichtig genug, den Betrieb und die Gesinnung an, welche für diese riesige Hafenstadt kennzeichnend sind. Alle Welt lebt dort vom Hafen, von den fremden Gütern, von den Gewinnsten, der Gewinnstvermittlung, keiner von seinem ursprünglich eigenen Schaffensvermögen. Die Talente stellen sich gänzlich auf den Transit: der Kaufherr mit zwanzig Buchhaltern, der in seinem Privatkontor Abschlüsse über eine südamerikanische Weizenernte macht, er tut, ethisch gesprochen, dasselbe wie die Auslader am Hafen, die auf ihren Herkulesschultern zwischen dem Ozeandampfer und den Kailagerplätzen die Waren aus- oder einladen. Man gibt weiter. Man tauscht ein und wechselt um. Man hat zu den Produkten der ganzen Erde keine nähere Beziehung als die des Börsentarifs.

Mit der Strenge eines geradsinnigen Moralisten deckt Eeckhoud den ganzen Frevel eines derartigen Daseins auf. Das einzige, so sagt er, was diese Menschen aus erster Hand zu beziehen suchen, ist der Genuß in allen Formen. Die gesunkene Natur wirft sich, nach den gierigen Stunden der Geldjagd am Tage, auf die gierige Genußjagd bei Nacht. Sie sind, diese Antwerpener, aber um den wahren Rausch ebenso geprellt, wie sie am Tage ihre Kunden, ihre Angestellten, ihre Parlamentswähler prellten. Die „Masse" der Freuden, des Bieres, der Schmausereien, der Liebesabenteuer muß es machen, mangels eines wirklichen verfeinerten Sinnes für Auswahl in der Freude. Im Karneval beschießt man sich nicht mit harmlosem Konfetti, sondern mit „Pepernots", Würfeln aus Mehl und Gewürz, hart wie Kieselsteine; die elegante Frau Gina Béjard zieht sich von ihrem Balkon nicht eher zurück, als bis sie, eifrig Pepernots hinabschleudernd, von unten her getroffen wird, daß sie blutet. Das Proletariat der Stadt, die namenlose Herde der Hafenarbeiter, Zuhälter, Faulenzer, vor deren Kopfzahl die reichen Bürger zittern, gibt der rücksichtslosen Genußsucht der oberen Schichten nichts nach; sie wirkt wild, wie Tiere dumpf hinlebend, in ihren prächtigen, starken Körpern, ein nicht zu sagen trauriger Verfallschutt des Menschentums. Eeckhoud liebt sie; und gewiß: ihre Schuld ist geringer; sie sind die Ausgebeuteten, die Entrechteten, die, welche man als Auswandererſklaven auf lecken Schiffen über den Ozean verfrachtet. Bei ihnen ist die Entwurzelung noch grauenhafter; nichts gehört ihnen, sie selber gehören niemand; welchen Sinn hat ihr Leben?

So ist der Gesamteindruck des Werkes, dem niemand nachsagen wird, daß es aus Sensationssucht hervorgegangen wäre, ein erschütternder.

Digitized by Google

Nirgends taucht ein Mensch auf, der, in sich selber wurzelnd, eine segnende, stille Kraft an andere verschenkte, nirgends geschieht etwas, dahinein ein kleiner holder Blick des Himmels leuchtet. Die Menschen stellen einander nach wie Raubtiere. „Furchtbare Stadt! Mit deiner heuchlerischen Verderbnis, deinen Blutflecken am Auge, deiner Ausschweifung, deinem schreienden Luxus, deinem gierigen Instinkte, deinem Haß gegen die Armen, deiner Furcht vor den Söldnern erinnerst du mich an Karthago..." So klagt ein Gescheiterter mit weichem Gefühle und zu geringem Widerstandsvermögen seine Heimatstadt Antwerpen an, Lorenz Paridael, der Held des Romans, ein Mensch übrigens von einem sehr besonderen rätselhaften Europäerformate. Ein anderer aber hofft: „Antwerpen wird sich moralisch wieder erheben. Es wird das Joch abschütteln, das es erniedrigt. Es wird seinen wahren Kindern wiedergegeben werden... Ein Hauch der Emanzipation und der Jugend ist durch die Menge gezogen; hier gibt es mehr als eine schöne stolze Stadt: es gibt ein nicht wenig interessantes Volk, das anfängt, sich aufzulehnen gegen Mandatare, die ihnen schlechte Dienste leisten und es kompromittieren."

Auch diese Aufgabe, die erdrückende, nicht nur nationaler, sondern auch individueller Gesundung, ist in die Hände der flämischen Aktivisten gelegt. Möge es sich bewahrheiten, möge diese Heilung bald kommen: „Ein Hauch der Emanzipation und der Jugend ist durch die Menge gezogen!" Friedrich M. Huebner

Aus der Zeit der Romantik

Welche Entwicklungen die Literatur immer nehmen mag — wir werden wieder und wieder von dem eigentümlichen Reiz der Romantik angezogen, die in allen europäischen Literaturen merkwürdige Blüten hervorgerufen hat. Bei uns in Deutschland gesellt sich zu dem dichterischen Interesse, das sie immer haben wird, noch ein aller Kunst an sich fremdes Interesse wissenschaftlicher, geschichtlicher und nationaler Art bei. Sie ist bei uns verknüpft mit dem Entstehen der modernen Sprachwissenschaft, mit der modernen Rechtswissenschaft, mit der Erinnerung an vergangene geschichtliche Größe, mit dem Erwachen eines starken Nationalbewußtseins. Aber sie ist weit entfernt von der Pflege nationaler Beschränktheit. Die so entschieden deutschen Romantiker gehen mit Vorliebe zu den anderen Völkern, studieren ihre Dichtung, übersetzen sie und bemühen sich, fremde Dichtformen bei uns einheimisch zu machen. Daher wird die Periode der Romantik uns immer von diesem oder jenem Gesichtspunkte aus anziehen. Wobei ich noch gar nicht von dem künstlerischen und zum Teil philosophischen Gehalt (man denke an Novalis) der romantischen Dichtungen gesprochen habe. Aber einen Punkt gibt es in der Romantik, der gerade heute, in der Zeit der Frauenfrage, die Augen auf sich lenkt. Das ist die eigentümliche Stellung der Frau in der Romantik. Nicht als ob nicht im klassischen Weimar die Frau auch eine große Rolle gespielt hätte. Im Gegenteil. Das weiß jeder, der die Geschichte des geistigen Weimars um die Wende des vorvorigen Jahrhunderts kennt. Der Unterschied der Frau der klassischen und der romantischen Zeit ist unverkennbar. In jener steht sie immer, auch wo sie herrscht, ja zu beherrschen scheint, in zweiter Linie. In dieser tritt sie

Digitized by Google

häufig bestimmend auf, in gutem und schlechtem Sinne. In jener werden die Schicksale der Frauen von den Männern gemacht, in dieser greifen nicht selten die Frauen in die Entwicklungen und Geschicke der Männer entscheidend ein, bald fördernd, bald hemmend, bald geradezu vernichtend. Und es sind meist Frauen von bestrickendem Reize, häufig schön oder wenigstens körperlich anziehend, fast immer geistreich, sprühend, gebildet. Sie sind nicht sehr treu (das waren ja auch die Weimarer Frauen nur ausnahmsweise), sie wandten sich offen von dem einen zum andern, sie verteidigten ihre Geschlechtsfreiheit, die ja kaum recht angegriffen wurde. Sie verwirklichten die Frauenemanzipation oder wenigstens einen Teil von ihr vor aller Frauenbewegung. Das muß in einer Zeit, in der die Frauenfrage so lebhaft, ja leidenschaftlich für und wider erörtert wird, die Aufmerksamkeit wieder in größerem Maße auf jene seltsame Zeit lenken. Und Fragen der Liebe der Geschlechter haben ihren nie versiegenden Reiz, ja er wächst mit der Verfeinerung unseres Nervenlebens beständig. Man muß sich daher eher darüber wundern, daß nicht mehr Bücher über jene Zeit und die Rolle der Liebe in ihr erschienen. Bücher von der Art wie Alfred Wiens „Liebeszauber der Romantik".*) Der Verfasser behandelt im ersten Kapitel das „Wesen des Romantischen". Vielleicht läßt es sich am kürzesten und deutlichsten so darstellen, daß die Romantik im Gegensatz zur Klassik, die die Poesie in der Welt der Wirklichkeit sucht, die Wirklichkeit als die Welt der Poesie findet. Dadurch erscheinen phantastische Inkongruenzen, physisch und geistig. Es mußte einmal die Zeit kommen, in der man aus dem bewußten Gegensatz zur Klassik und Romantik die Gleichung aufstellte: Wirklichkeit=Poesie.

Den weiteren Stoff teilt der Verfasser in einige Kapitel, deren Titel über ihren Inhalt orientieren: Kampf und Vollendung, Tragödien der Irrungen, Liebesspiel, Liebestod, Liebeszauber und Sinnennacht, der romantische Charakter und das Liebesproblem in Strömungen der modernen Dichtung und Literatur. Das letzte Kapitel ist zu aphoristisch und möchte wohl eine besondere Bearbeitung verdienen. Hier wären auch erhebliche Einwendungen zu machen, während das Buch sonst nur Lob verdient. Die Bilder sind vortrefflich ausgeführt, Papier und Druck von bester Qualität, der Einband entzückend. E. Pernerstorfer

*) Mit zahlreichen Bildnissen. 2. Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. XV, 375 S.

Liebe

Die Komödie der Liebe — sagt Ibsen und schenkt uns — im Kern — eine Tragödie. Anton Wildgans, der österreichische Lyriker, kündet: Liebe — eine Tragödie*) und gibt uns eine traurige Erfahrung in fünf Bildern.

Ibsen läßt die Liebenden seines Schauspiels nicht zusammenkommen. Es trennt sie die Erkenntnis, daß enge Vereinigung den reinen Einklang ihrer Seelen trüben muß. Daß der Alltag der Ehe die heilig flammenden Kerzen der großen, seligen Gefühle löscht. Drum verzichten sie, weil sie die Kraft haben, auf das Einanderbesitzen und gehören sich in ihrer großen Sehnsucht ewig.

*) Verlag L. Staackmann, Leipzig, 1916.

Digitized by Google

Wildgans' Liebende aber sind zusammengekommen. Was Schwanhild und Falk vorahnen, das müssen Frau Agna und Martin dulden. Sie sind den Leidensweg von Tausenden empfindsamer Menschen gegangen und stehen nun am traurigen Ende. Seelisch einander so nah wie je, sind sie erotisch aneinander stumpf geworden. Auch Anna an Martin. Denn sie liebt ihn nicht mehr „als den Mann, der er ist, sondern als den ihr Nächsten eines Geschlechts, nach dem sie begehrt". Liebe aber ist: Symphonie aus der Herzen Einklang, der nie vertönt und der Sinne brennender Lust, die nie verlodert.

So erleben die beiden Menschen in ihrer Ehe die ewige „Tragik" erotischer Erfüllung und stehen klagend am Grabe dessen, was sie Liebe hießen. Erkennend, daß wahres Glück nur im Verzichten begründet liegt.

Das traurige Lied dieser Erkenntnis läßt Wildgans in fünf Akten aufklingen, die, locker aneinandergereiht, nichts von dem geben, was wir Drama nennen. Es mangelt die strenge Linie des Aufbaus und die zwingende Konzentration dramatischer Gestaltung. Am Beginn schmerzliche Erkenntnis. Brennende Lust nach Genuß in fremden Armen dann. Und am Ende Resignation, die in ihrem letzten Ausklang über Irdisches ragt, ahnend das Glück in der ewigen Harmonie heiliger Sehnsucht.

Also zeigt sich Wildgans hier — als Lyriker zuweilen stark — im ganzen gewiß nicht als Dramatiker. Und dennoch gibt die innere Spannung und Kraft weniger Szenen und die oft geschickte Führung des Dialogs schöne Hoffnung.

Noch liegt der Weg zum eigenen Stil für den Dramatiker Wildgans im Nebel, darin auch Ibsen, Strindberg und Wedekind — huschende Gestalten — brauen. Aber der Weg ist. Und diese Erkenntnis weckt Erwartung künftiger Schöpfungen des jungen Österreichers und macht sie froh.

Julian Landau

Russischer Staatsbankrott

Schneller als wir selbst vermuteten, ist die Prophezeiung in unserer letzten Wochenübersicht spruchreif geworden. Die Frage des russischen Staatsbankrotts, die wir dort nur in bedingter Form an die Wand malten, ist in aller Munde. Die „Prawda", das Organ des Herrn Lenin, hatte verlangt, man solle die sämtlichen Auslandschulden als null und nichtig erklären. Freilich hat dann die Petersburger Telegraphenagentur sich beeilt, jenen Artikel als eine Privatarbeit der Redaktion zu bezeichnen. Die feinfühlige Börse hat sich damit nicht beruhigt. Im Gegenteil, jenes Dementi der Petersburger Telegraphenagentur hat die Kurse für russische Staatspapiere bei uns eher weiter abgeschwächt, und ähnlich ist die Bewegung in Paris und London, wie überhaupt zurzeit die Auslandbörse das denkbar verdrießlichste Gesicht macht. Der Kurs für englische Konsols, der auf den englischen „Durchbruchssieg" bei Cambrai auf über 56 gegangen ist, ist unter 55 % gefallen, und vor allem unsere Freunde in Neuyork sind, den Kursen nach zu schließen, in einer ganz miserablen Stimmung. Dort

Digitized by Google

ist, um nur ein Beispiel zu nennen, der Kurs der Stahltrustaktie, der bei Kriegsausbruch 188 betrug, heute auf 85 angelangt.

Und immer wieder hören wir als die Begründung dieser Mißstimmung den Hinweis auf Rußland. Mit vollem Recht. Denn niemand zweifelt mehr, daß in irgendwelcher Form Rußland einen Zahlungsaufschub wird eintreten lassen. Wie die Hauptgläubiger, die Engländer und Franzosen, damit zurechtkommen, ist ihre Sache. Einstweilen haben sie beschlossen, die fällig werdenden Kupons aus eigener Tasche zu bezahlen. Uns kümmert heute nur Deutschland, und da müssen wir uns sagen, daß nach der allgemeinen Stimmung im Lande ein sehr energischer Schutz der deutschen Anleihegläubiger von unserer Regierung verlangt und erwartet wird. Erfreulicherweise sollen ja unsere Guthaben in Rußland verhältnismäßig gering geworden sein. Fachleute sprechen von 1100 Millionen Mark. Das ist, gemessen an der allgemeinen Milliardenrechnung, nicht viel, aber die zahlreichen kleinen und mittleren Existenzen, die einen großen Teil ihres Vermögens in Russen angelegt haben, würden einen Verlust bitter empfinden, um so bitterer, als bekanntlich die deutsche Regierung die Einführung russischer Papiere in Deutschland nicht nur gern gesehen, sondern sogar direkt mit veranlaßt hat. Nun ist die Lage der deutschen Gläubiger insofern nicht schlecht, als wir ja Faustpfänder in Hülle und Fülle in Besitz haben. Es gilt nur sie auszunutzen. Es sei hier nur daran erinnert, daß es allgemein üblich ist, bei der Lostrennung einzelner Staaten von einem alten Reiche diesem neuen Reiche einen Teil der Staatsschuld aufzubürden. Wenn nun zwischen uns und Rußland einige Mittelstaaten entstehen, so läge nichts näher, als gerade diesen jenen Teil der russischen Staatsschulden aufzubürden, die in Deutschland untergebracht sind. Wie das technisch zu machen ist, darüber scheinen auch schon gewisse Gedanken zu reifen. So wird zum Beispiel der Plan erörtert, Rußland eine neue große Anleihe zu gewähren und aus dieser neuen Anleihe vorweg die deutschen Gläubiger zu befriedigen, etwa durch Umtausch ihrer alten Anleihestücke in die neu auszugebende Friedensanleihe. Das ist technisch darum leicht zu machen, weil auf Grund der Bestandsaufnahme genau festgestellt ist, welche Beträge sich in deutschen Händen befinden.

Darüber kann selbstverständlich kein Zweifel sein, daß wir nie und nimmer mit der Ansicht der „Prawda", man könne kurzerhand die Auslandschulden streichen, uns einverstanden erklären. Die russische Regierung wird sich im übrigen selbst davor hüten, jenen Plan in die Praxis umzusetzen, denn sie weiß nur zu gut, wie sich ein solcher Staatsbankrott später rächen würde. Wie man die Sache auch ansieht, die Lage der deutschen Besitzer russischer Staatspapiere ist nicht ungünstig, sofern unsere Friedensunterhändler einigermaßen ihre Pflicht tun. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

März-Abschied

Von Theodor Heuß

Mit dieser Nummer schließt der „März" sein Erscheinen ab. Konrad Haußmann hat vor acht Tagen in einem Überblick über dieses Stück deutscher Publizistik die Gründe berichtet, die den Verlag veranlaßt haben, auf die Weiterführung des Blattes zu verzichten. In einer neuen Gemeinschaft, in der „Deutschen Politik", werden die Stimmungen und Urteile, die Gesinnungen und der Wille weiterhin zum Ausdruck kommen können, denen wir hier in den staatlichen und politischen Dingen gedient haben, dieser Geist wird also nicht heimatlos sein.

Und doch ist der Abschied wehmütig, denn es versinkt mit dem Namen ein Stück Tradition, die Erinnerung einer bestimmten Atmosphäre. Die Schicksale dieser Wochenschrift waren mannigfaltig, ihr Charakter wechselte wohl mit dem Temperament und der geistigen Art der Leitung, aber eine Gruppe von Mitarbeitern, die um das Blatt herum sich gesammelt hatten, blieb vereinigt in einer aufgeschlossenen, unbefangenen Art, die öffentlichen Fragen anzufassen. Ein frischer Ton, ein Schock Frühlingsluft — die sollten hier lebendig sein.

Es wäre falsch, zu verschweigen, daß der Krieg die Einheitlichkeit dieses Kreises gestört und damit seine Arbeit erschwert hat. Innere Lösungen wurden unvermeidlich, da bei verwandten Naturen und Gesinnungen die tiefe Gegensätzlichkeit in der Beurteilung der politischen Tagesfragen eine Kluft riß. Solchen Erschütterungen ist jede Publizistik ausgesetzt, die sich nicht nach politischer Opportunität, sondern nach inneren Überzeugungen einrichtet. Sollen wir unseren Lesern auseinandersetzen, was, unter vielerlei sachlicher und technischer Schwierigkeit, zu erreichen unser Ziel war in den viereinhalb Jahren, die wir den „März" geleitet haben?

Eine politische Gesinnung zu bereiten, die von der Phraseologie einer à tout prix radikalen Publizistik ebenso frei bleibt wie von der philisterhaften Denkbequemlichkeit des landläufigen Chauvinismus: frei, verantwortungsbereit, mit geschichtlichem Sinn für das Wesen der Macht wie für das Unwesen des Maulheldentums. Sachlich denken zu lernen, im Politischen wie Wirtschaftlichen; deshalb gaben wir nicht nur Räsonnement, sondern, so oft es innerhalb der stets wachsenden Raum- und Papiernöte ging, unmittelbaren Tatsachenstoff.

März 52.

Digitized by Google

In den literarischen und künstlerischen Fragen schien notwendig, jenseits der unleidlichen Koketterien der Literateneitelkeiten zu bleiben, die heute den Zeitschriftenmarkt beherrschen. Freilich, die Aufgabe, auf 20 bis 24 Seiten neben dem politischen Charakter noch einen abgeschlossenen literarischen, ästhetischen zu geben, die war nahezu unlösbar. Wir mußten uns begnügen, einzelnes aus der Fülle herauszugreifen; es ist uns eine Freude, daß wir immerhin einer Anzahl von jungen Dichtern und Schriftstellern den Weg ebnen konnten. Daß diese schönste Möglichkeit, neue Talente zu fördern, nun aufhören wird, das ist unser schmerzlichstes Bedauern — denn hier besaß man ein unmittelbares Ziel.

Wir danken den Mitarbeitern und Lesern, die mit uns die Gemeinschaft des „März" gebildet haben, für Freundschaft und Treue, die sie auf dem Weg, der Schwierigkeiten und Klippen genug besaß, gezeigt haben. Wenn wir jetzt auf einen breiteren Boden treten, um von ihm aus die Arbeit weiterzuführen, so bitten wir, auch diesen Schritt mit uns zu gehen. Die Zeitlage ist von den außerordentlichen Ereignissen des außenpolitischen Geschehens überschattet. Die Aufgaben und Verantwortung einer Publizistik, die zu einem aufgeschlossenen Teil des eigenen Volkes und zu den Ohren des Auslands spricht, sind selten so schwer und auch so lockend und dankbar gewesen wie heute. Daß sie ihrer vaterländischen Pflicht genügen kann, dazu bedarf sie der Stütze ihrer Freunde.

Der Erfolg des Politikers

Von Norbert Einstein (Konstanz)

Das Problem des Erfolges ist in letzter Zeit immer mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Denn es ist nicht gleichgültig, auf welchen Voraussetzungen er beruht und in welcher Richtung er sich bewegt; denn es liegt im Wesen der Gesellschaft und des Einzelmenschen, Anerkennung zu finden und anderen den Platz streitig zu machen. So ist der Erfolg vielleicht in seiner ganzen Auswirkung nur dann zu verstehen, wenn man untersucht, wie er im Gefolge der Gesellschaft entsteht, und nur aus ihrer Voraussetzung heraus zu deuten und begreifen. Um ihn zu verstehen, müssen wir seine Gesetzmäßigkeit vielleicht auf allen Lebensgebieten betrachten; aus allen Disziplinen heraus müssen wir das Gemeinsame des Erfolges herausschälen, um dadurch zu einer Gesetzmäßigkeit über den Erfolg zu gelangen.

Digitized by Google

Wenn wir hier den Erfolg des Politikers herausheben aus der Kette der Erfolgserscheinungen, so wissen wir im voraus, daß wir gleichsam nur Streiflichter auf das Problem werfen. Aber schon von ihnen aus können wir Tangenten anlegen an größere Zusammenhänge, und aus dem Bruchstück ersteht in scheuer Ferne die Ganzheit.

Die Politik ist eine der breitesten Auswirkungen der sozialen Vielheit. Nicht nur deshalb, weil eine Unzahl von Menschen sich vorübergehend oder ständig mit ihr beschäftigen, und nicht nur deshalb, weil eine so verschiedene Art von Menschen wie Führer und Geführte es tun. Das Außergewöhnliche und gesellschaftlich Markante an der Politik ist, daß sich in ihr die gesellschaftliche Vielheit nicht nur zu einer gemeinsamen Aktion trifft, sondern daß auch die gemeinsame Tat der Vielheit gilt. Der politische Zusammenschluß bezweckt nicht mehr irgendeine Teilfrage der sozialen Masse, sondern gerade ihr Geschick als Sozialmasse. Das, was dem Eintritt des Einzelmenschen in die politische Welt von vornherein eine bestimmende Note gibt, ist nämlich der Umstand, daß das Gefäß, in das er sich begibt, schon in einer inhaltlichen Vollendung vorhanden ist. Bei der Politik ist durch die Organisation der Partei, durch das Gefüge der Gesetze, durch die Formen der politischen Einrichtungen und gleichsam durch eine Art innerer Geschäftsordnung der Mensch schon festgelegt. Indem er sich zur Politik begibt, tritt ihm gewissermaßen ein Ganzes gegenüber, das er nicht überwinden kann. Das ist der Grund, warum sich viele und gerade wertvolle Menschen um die Politik nicht gekümmert haben. Selbst wenn sie ein Verantwortungsgefühl dem Geschick der Masse gegenüber haben, selbst wenn sie erkennen, daß das Schicksal ihres Einzellebens in starker und unverlierbarer Weise in Verbindung steht mit dem Gesamtdasein, begeben sie sich nicht in den politischen Zusammenhang, weil ihnen dieser zu viele entsagungsvolle Unfreiheiten auferlegen müßte. Dies ist überhaupt beim ganzen Wesen der Politik in ihrer Bedeutsamkeit für den Zusammenhang der Gesellschaft nicht zu unterschätzen: daß sie das Gebiet ist, auf dem die Begleiterscheinungen dem Wollen der politischen Kräfte oft so stark zuwiderlaufen, daß das ursprüngliche Antlitz sich grotesk verzerrt. Es gibt kein menschliches Betätigungsfeld, auf dem die ganze Richtung so sehr um das Interesse der Vielheit geht, und in dem jede Gruppe und Partei so sehr behauptet, das Interesse der Gesamtheit zu schützen — und wo gleichzeitig so stark die Form der Einzelpersönlichkeit sich hindurchringt. Das ist eine soziologische Tatsache von entscheidender Bedeutung: daß alle Bewegung der Masse hier im Resultat wieder auf einzelne Menschen zurückströmt. Was als eine paradoxe Tatsache erscheinen will: in der Politik nimmt die Bewegung ihren Ausgang von der Vielheit und mündet ins

Digitized by Google

einzelne Individuum, während auf beinahe allen anderen Gebieten menschlicher Betätigung der Weg umgekehrt ist. — Das Problem des politischen Erfolges geht deshalb dahin, wie der Politiker diese Diskrepanz zwischen dem Führer und Geführten in derselben Person erlösen kann. Denn der Erfolg des Politikers entsteht aus dem Zusammenfließen einer aus der Masse kommenden Kraft, die nach dem Führer verlangt, und der Einzelpersönlichkeit des Politikers, der in einer Wechselbeziehung mit der Masse verknüpft ist. Das freie Spiel der Kräfte hängt davon ab, wie im einzelnen Falle der Führer beschaffen ist, seine Macht, seine Sieghaftigkeit oder sein schlechthin typenhaftes Verhalten der Vielheit gegenüber, und wie auf der anderen Seite die Masse sich lediglich als rezeptive Vielheit darstellt oder als eine Erscheinung, aus der nun selbst wieder schöpferische Kräfte herauswachsen. Die Frage nach dem Sinn der Weltgeschichte erledigt sich hier von selbst: weder ist die Heroentheorie richtig, die die ganzen Geschehnisse aus dem Einzelwillen einer Persönlichkeit sich erschafft, noch liegt die restlose Wahrheit in der materialistischen Geschichtsauffassung, die annimmt, alle Geschehnisse entströmten den Bedürfnissen der Masse. Auch hier gilt als Wahrheit das Rätsel aller gesellschaftlichen Ereignisse, daß sich aus der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Mensch, zwischen Gruppen und Gruppen, zwischen Einzelpersönlichkeit und Masse die vielleicht komplizierte Wahrheit ergibt.

Wenn uns der politische Führer als eine Besonderheit erscheint, so ist es uns, als ob sein ganzes Wirken darauf ausginge, Einfluß zu haben. Es liegt ihm daran, daß der seinen Einfluß Fühlende in diesem Einfluß etwas empfindet, was ihn nicht drückt. Er wird seinen Einfluß nicht ausüben, um für seine eigene Person Erfolg zu erzielen, sondern zunächst aus sachlichen Motiven: die Verbesserung einer Wirtschaftsverfassung, das Aufheben einer ungerechten Verteilungsart, die glücklichere, freiere und zufriedenere Gestaltung der Allgemeinheit. Aber daneben strömt in ihm ein Ichgefühl. Das Wort vom „ersten Diener des Staates" mag von einer staatsmännischen Überzeugung diktiert sein, objektiv erscheint der Führer immer als einer, der zwar im Auftrage handelt, dem aber dieser Auftrag schon zu einer inneren Sendung seiner Persönlichkeit geworden ist. Die Wechselwirksamkeit ist hier das Rätsel. Das fühlt auch der politische Führer: so sehr er der Übergeordnete zu sein scheint, so sehr er nun gleichsam von einer höheren Warte aus zur Menge spricht, so nimmt auch von der Menge ein Strom seinen Ausgang, der auch ihn bestimmend leitet.

Digitized by Google

An vielen Stellen der politischen Laufbahn erscheint gerade die Stelle, an der der Führer Geführter ist. Das sehen wir an der Wahl. Wenn der Wahlkandidat den Strom seiner Dialektik empfehlend auf das von ihm dargestellte Programm ergießt, will er gleichzeitig die in der Masse erzeugten Gefühle auf seine eigene Person zurückfließen lassen, und die Wahl selbst stellt sich ja als ein Anzeichen dafür dar, daß der Beurteilungsmaßstab gleichsam dem Gutdünken der Masse überlassen ist. Auch wenn der Abgeordnete nach der Session in seinen Wahlkreis zurückkommt, besagt die Rede, die er über seine Arbeit im Parlament hält, daß er gleichsam seine Bücher zur Bilanz vorlegt.

Die Frage nach dem Erfolg des Politikers ist die Frage nach der Lösung der Diskrepanz zwischen Individuum und Gesamtheit. In großen und kleinen Dingen spielt sich unser Vorgang ab. Im Gegensatz zum Künstler hängt sich die Persönlichkeitsbedeutung des Politikers in viel näherem Maße an die äußere Form seines Wesens. Es ist nicht gleichgültig, wie er redet, wie er die Sätze baut, wie er durch eine bestimmte äußere Gestaltung seines Willens seine Persönlichkeit der Masse näherbringt. Es ist nicht sicher, ob *vor* dem Erscheinen des Führers das romantische Bedürfnis in der Masse steckt, einen Führer zu haben. Aber *nach* seinem Erscheinen ergießt sich das Bedürfnis nach der äußeren Vollkommenheit des Führers der Masse auf ihn. Man könnte dies an der Geschichte von Windthorst, Eugen Richter, Lassalle und Bebel zeigen, wie sehr das Möglichwerden ihres Führertums von äußerlichen Bedeutsamkeiten abhängig war.

* * *

Der Erfolg des politischen Führers gewinnt noch eine besondere Note dadurch, daß der Erfolg hier von einer geschlossenen Gesamtheit einer einzelnen Persönlichkeit verliehen wird. Der Erfolg gilt nicht mehr allein der Sache, die von dem Führer vertreten wird, sondern dem Führer selbst. Sein Wesen war es, die Sache Anderer zu vertreten, während ihm nun der Erfolg als Person angerechnet wird. So fließt der Erfolg aus zwei Quellen: der Einzelne ist von seinem Führer dadurch abhängig, daß er von ihm vertreten wird. Dadurch, daß er selbst nicht für seine Anschauung eintreten kann, sondern dies durch den Mund des Führers tun muß, verbindet sich mit diesem sachlichen Vertrauen sehr bald ein persönliches.

Digitized by Google

Man liebt im politischen Führer oft Eigenschaften, die eigentlich einer anderen Sphäre angehören, weil sich eben das Vertrauen verpersönlicht hat. Große Politiker haben die Menge oft durch Romantik, Sentimentalität oder eine dichterische Geste angezogen. Denn der Politiker muß immer mehr sein als Politiker. Und es ist geschichtlich nicht vereinzelt, daß sich das Vertrauen zum Politiker oft so eng an seine eigene Persönlichkeit legt, daß seine sachliche Leistung wenig schwer ins Gewicht fällt. Es ist eine der unverständlichsten Äußerungen der Neigung einer Vielheit zu einer Einzelpersönlichkeit, daß ein Mißerfolg allerlei außerhalb des Führers gelegenen Mächten zugeschrieben, während der Erfolg allein ihm und den von ihm vertretenen Anschauungen zugesprochen würde. Aus sachlichen und persönlichen Momenten zusammen fließt das Wesen des Erfolges. Es ist oft so in der Parteibildung, daß die eigentlichen Führer, das heißt diejenigen, die über die Haltung der Partei entscheiden, nicht diejenigen sind, die es nach außen tun. Denn nach außen sind eine ganze Fülle von Eigenschaften notwendig, die zum Führer erforderlich sind. Irgendeine undefinierbare Sympathie, die sich zwischen Menschen oft ohne sachliche Begründung auftut; die äußere Geste des Führers, der durch seine eigene Begeisterung für seine Ideen diese auch in die Seele anderer legt; eine Persönlichkeitsbedeutung aus anderer Richtung, die zu den politischen Kategorien als eine besondere Krönung des Menschen noch hinzutritt — das ist zum Führer notwendig. Dadurch aber, daß die eigentlichen Führer oft nicht die Führer nach außen sind, wird klar, daß die politische Geste oft nicht aus klaren Quellen strömt, sondern sich oft durch den Umweg eines Schauspiels hindurchringt. In allen Parlamenten sind diese Schauspiele besonders vielfältig vorhanden: sie sind nicht nur im Wesen des Parlaments begründet, sondern in der Zusammenführung der beiden Elemente, Masse und Persönlichkeit, die schon durch ihren Zusammenschluß nicht nur das politische Handeln erst ermöglichen, sondern eine ganz bestimmte Form politischer Begleiterscheinungen schaffen. Weil die politische Gestaltung sich oft aus den vielfältigsten Bestandteilen zusammensetzt; weil der politische Führer nicht einer ist, der schon ob seines feinsten Erfassens politischer Probleme zum Führer wird; weil zum Führertum zu den sachlichen eine Anzahl persönlicher Momente hinzukommen, entspringt der Erfolg des Politikers nicht allein dem Umstand politischen Könnens. Aus den sachlichen Momenten müssen persönliche aufwachsen, der Führer muß seine Persönlichkeit über die Grenze des politischen Belangs erheben, dann wird oft aus dem Scheinspiel des Führers ein großes, wuchtiges und bedeutungsvolles Drama.

Digitized by Google

Der Kosak

Von Heinrich Lersch

Im Westerwald sind gefangene Russen, die bei den Bauern arbeiten. Sie wohnen in einem Bauernhaus und sind glücklich, daß sie arbeiten dürfen.

Sie sind glücklich, weil sie nichts bedürfen. Sie halten auch gute Kameradschaft, weil sie aus einer Gegend sind, aus und um Lodz. Auch sprechen einige Deutsch.

Wie der Kosak dazwischenkam, haben sie sich noch fester zusammengeschlossen. Sie verstehen seine Sprache kaum, und aus Aberglauben halten sie sich fern von ihm.

Er ist auch am liebsten allein, denn er hat Heimweh.

* * *

Es ist Nacht. Die Landleute schlafen, nur der Kosak steht im Hofe und lehnt am Brunnen, der immer rauscht.

Er sieht über die Täler und Berge hinweg in das Dunkel.

Seine Worte, die, langsam gesprochen, murmeln wie das Wasser, das immerfort in den Trog rinnt.

Seit er aus dem Kriege kam, war sein Geist verwirrt. So sagten es die Leute. Er ließ sie bei ihrem Glauben. Er wußte, daß er immerfort reden mußte. Und wenn er keinen Zuhörer hatte, dann sprach er, um seine Ohren selber Menschenstimme hören zu lassen.

Es war ihm, als sagte er immer etwas Neues. Das er nie gedacht hatte, sprach sein Mund aus. Und er nannte es „das Singen der Seele". Der einsame Kosak ließ seine Seele reden. Die war immer noch im Kriege, obgleich die warme Nacht um ihn floß wie der Mantel süßer Träume von Weib und Kind.

Aber nicht des Weibes Stimme hörte er, noch seines Kindes Singen. Immer durchrauschte die Luft ein Feuerstrom, wie glühende Pferde, auf denen der Blitz saß, der den Donner schleuderte.

Er stand in den Forts des eroberten Primizl, als er das Feuertier zuerst sah, dessen Hauch alle Kompagnien umwarf und tötete.

Aber er wandte seine Seele von den schrecklichen Bildern und sah in den großen sternenweiten Himmel, hing seinen Blick an den goldensten Stern und sagte:

„Heiliges Mütterchen Rußland, ich bete für dich, heiliges Mütterchen, hier im fremden Lande bete ich für dich; du bist eine starke, schöne und

Digitized by Google

milde Frau, deine Söhne sind dir verschworen mit Roß und Gewehr. Deine Söhne kämpfen wie der Bär für seine Jungen.

Gutes Mütterchen, aber der Feind ist voll List. Er hat die Künste der Hölle erlernt, der Teufel ist mit ihm verbündet — er gibt ihm sein Feuer in eisernen Maschinen, daß deine tapfern Söhne fallen wie morsche Maisstauden im Sturm —

Strenges Mütterchen, verzeih deinen Söhnen; sie fangen Wölfe mit den Händen und jagen den Bären mit blankem Messer. Aber gegen Feuerflammen und Blitze hast du sie nicht gewaffnet."

Seine Seele war wieder im Kriege.

Der Brunnen rauschte, und von den Linden fielen die Blätter.

Ein Bahnzug hämmerte in der Ferne. — Über den Linien der Berge ging der weiße Mond auf.

Der Kosak sah ihm ins Gesicht und sprach:

„Viele Millionen Söhne hast du, Mütterchen Rußland, und Töchter wie die Sterne, die leuchten. Und immer werden sie sich um dich scharen, wie die Sterne dem Monde zuwandern, Mütterchen Rußland, so ewig bist du.

Aber die Kosaken sterben. Der Bauer stirbt auch. Viele tausend sind gestorben und sterben jede Nacht. Und müssen dich allein lassen, Mütterchen Rußland.

Ewig sind die Sterne nur. Gib mir ein Grab in deinem Lande, Mütterchen, wo die Wolga rauscht und Kosaken darüber sprengen.

Und laß die ewigen Sterne scheinen auf mein Grab."

Arno Holz / eine Forderung an die deutsche Bühne

Von Adolf Behne

Arno Holz steht beinahe außerhalb des Bewußtseins der Zeitgenossen, und bei allem hellen Lichte, das sich auf die Bühne breit ergießt, bleibt er im tiefsten Schatten. — Eine unerhörte Ungerechtigkeit liegt in dieser Tatsache — und doch eine schlichte Selbstverständlichkeit. Denn Arno Holz kann für sich nichts Besseres in die Wagschale werfen als die stolze Unerbittlichkeit seines künstlerischen Geistes. Und was bedeutet dieses Gut für das Urteil und das Gewissen der heute am Schicksal der Bühne Beteiligten? Weniger als nichts! Für Arno Holz schafft keine geld- und

Digitized by Google

tagesstimmenreiche Clique, und für die ehrsam-professorale literarhistorische Betrachtung ist er noch nicht „reif". Es ist sein Schicksal, zwischen den Generationen zu stehen, und Künstler, die zwischen den Generationen stehen, wenden mehr als andere sich an das Empfinden der Mitwelt für Gerechtigkeit — eine Voraussetzung, die keine Zeit weniger erfüllt als die unsrige.

Wohl bemüht sich der akademische Literarhistoriker um „Objektivität", aber nur in den seltensten Fällen wagt er sich bekennend an den Lebenden! Nachdem er das deutsche Drama einmal bis auf Hauptmann zum Gegenstand einer Vorlesung gemacht hatte, gab Erich Schmidt dieses Thema für immer auf — weil die Lebenden nicht alle absolut befriedigt waren!! Es muß aber an dieser Stelle rühmend Theodor Lessing genannt werden, der mit großer Entschiedenheit von seinem Katheder für Arno Holz gewirkt hat — allerdings in Amerika!

Innerhalb der Cliquen geht es um gegenseitiges Vorteile-Verschaffen. Das Cliquenwesen hat meist einen kapitalistischen Einschlag und ist daher in unsern Tagen eine doppelt einflußreiche Macht. Was die Clique vermag, beweist die literarische Schilderhebung eines Sternheim. (Es ist überhaupt Verschwendung, über diesen sogenannten Dichter weiterhin Worte zu verlieren. Daß sich unsere Zeit diesen „Satiriker" aufreden ließ, diesen „Molière unserer Tage", wird Anlaß zu dem einzigen herzhaften Gelächter sein, mit dem der glorreiche Name Carl Sternheim für die Zukunft verbunden sein wird.)

Wer von einer Clique vorgeschoben werden will, muß die Gabe haben, fünf gerade sein zu lassen und freundlich und gefällig nach allen Seiten zu lächeln und zu grüßen. Dieses Talent hat Arno Holz nicht. Sein Wesen ist ausgesprochen polemisch, fanatisch in der eigenen Sache, Kampf ist sein Element, und Kampf ist jede Stunde seines Lebens gewesen. Vor der stolzen Härte, mit der Arno Holz diesen lebenslangen Kampf geführt hat, muß man unbedingt Respekt haben. Es ist leicht und billig, ihm einen Strick zu drehen, weil er einmal doch das Kompromiß der „Traumulus"-Stücke hinnahm. Wer, der ihm da Schwäche vorwirft, hätte denn auch nur annähernd gleich schwer und bitter durch Jahrzehnte so unnachgiebig und so leidenschaftlich gekämpft — in wahren „Großkampf" jahren?

Und das weitere Publikum? — Nichts ist sonderbarer als die harmlose Vertrauensseligkeit, mit welcher das Publikum das durch die Presse ihm vermittelte Weltbild für richtig und unumstößlich annimmt. Es mag jemand an der Wahrheit des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft Zweifel äußern, das nimmt nicht viel wunder. Wer aber gegen die Wahrheit der Welt, wie sie die Presse liefert, auch nur die geringsten Bedenken ausspricht, wirkt einfach unwissend. Und es gäbe die vielleicht nicht unwichtigste Revolution,

Digitized by Google

wenn im Publikum sich die Erkenntnis einmal Bahn bräche: „Das Weltbild der Presse ist ein willkürliches Machwerk, willkürlich in seiner bearbeitenden Auswahl, willkürlich in seiner Wertverteilung. Es ist ein beschränktes Bild von Stümperhand, das sich uns vor die Welt gestellt hat." — Mit dem Tage solcher Erkenntnis würde ein neuer Abschnitt der Geschichte beginnen — die Geschichte des seiner eigenen Verantwortung bewußten oder — was dasselbe ist — des produktiven Menschen.

Das Publikum in seiner Zeitungsgläubigkeit kennt die großen Künstler der Zeit — zwar nicht ihre Werke, aber ihren Namen, ihr Landhaus, ihren Titel und ihr Gesicht. Namen, die nicht jeden Sonntag im Feuilleton stehen, können nicht viel taugen. Denn wer was taugt, kommt doch in die Zeitung. Es ist leichter, einen Zeitgenossen von der Möglichkeit der Zirkelquadratur zu überzeugen, als von der Möglichkeit, daß der Professor X, von dem die Blätter so viel schreiben, etwa nicht der größte Maler seiner Zeit sein könnte — sondern ein anderer, dessen Name noch niemals in einer Zeitung stand!!!

Das, was die Presse in alle Gehirne preßt, ist ein Gebilde von starker, ausgesprochen fleischlicher Körperlichkeit. Das Gebilde hat Hand und Fuß und sollte schon aus diesem Grunde über jedem Zweifel stehen. Aber der vollblütigste Körper ist doch nur das Außen, und die herrlichste Korpulenz enthüllt oft das Röntgenbild als aufgeschwemmten Ballast.

Der physikalischen Objektivität des Röntgenbildes glaubt man. Aber leider ist sie ja nur im Physischen möglich. Wäre es denkbar, dem Publikum auch einmal ein Röntgenbild von der geistigen Beschaffenheit der Welt zu geben, dann allerdings würde es wohl zu der Einsicht kommen, daß es besser täte, dem eigenen Urteil zu folgen als blindlings dem seiner Journalisten.

Die Presse hat von unserer Literatur eine gewisse ungewisse Vorstellung dem Publikum „vermittelt". Welcher Art ist dieses Bild? Es noch einmal nachzuzeichnen, lohnt wirklich nicht, es genügt die Feststellung, daß es falsch ist. Denn wovon immer die Presse — von Gutem, Schlechtem und zumeist von Mittelmäßigem — berichtet hat, das Entscheidende hat stets in ihren Berichten gefehlt. Eine Röntgenaufnahme würde hindurchdringen durch die dicke Epidermis der unterschiedslos gedruckten Autoren von Gerhart Hauptmann bis zu Kadelburg, von Heinrich Mann bis zu Paul Schüler, von Richard Dehmel bis zu Arthur Silbergleit und würde, außer manchem anderen, dem erstaunten Betrachter aus dem Publikum durch alles dieses hindurch ein mit ungeheurer Energie schaffendes Zentrum zeigen, über das er, wenn überhaupt, so nur Falsches, Verzerrtes, Verständnisloses vernommen. Und er würde erkennen, daß von diesem Zentrum Geist und Leben ausgehen nach allen Seiten, ja daß vieles von dem, was

Digitized by Google

an der Oberfläche beifällig prunkt, nur möglich ist durch Travestierung der von jenem verborgenen Zentrum ausstrahlenden Kräfte. Dieses Zentrum führt den selten vernommenen Namen Arno Holz.

Es ist an dieser Stelle nicht meine Absicht, das ganze, groß-gespannte und wichtige Werk des Arno Holz zu würdigen. Sein begeisterter Verfechter Robert Reß hat den dankenswerten ersten Versuch in dieser Richtung getan in seiner Schrift „Arno Holz und seine weltkulturelle Bedeutung" (im Verlage Carl Reißner, Dresden-Blasewitz) — eine Arbeit, die man, ich will nicht einmal sagen kritischer, aber doch etwas universaler wünschte. Ihre Bedeutung ist aber nicht gering. Derselbe Autor hat im gleichen Verlage auch eine Zusammenstellung gegeben: „Arno Holz und die deutsche Presse". — Mir kommt es hier nur an auf den Dramatiker Arno Holz. Da die neue Spielzeit der Bühnen beginnt, soll das Publikum erfahren, welche wichtige Aufgabe man auch diesmal bestimmt wieder mit Stillschweigen übergehen wird, wenn nicht das Publikum sich endlich gegen den bequemen Schlendrian der Bühne empört!

Im Jahr 1896 erschien von Arno Holz die Komödie „Sozialaristokraten"*) — das erste Werk einer Reihe: „Berlin — die Wende einer Zeit in Dramen". Als zweites und drittes (und bisher letztes) Werk folgten 1911 die „Sonnenfinsternis" und 1913 „Ignorabimus", zwei Tragödien. Von diesen Dramen ist bisher nur die Komödie „Sozialaristokraten" einmal in Berlin gegeben worden (4. September 1908 in den „Kammerspielen"). Die beiden großen Tragödien haben noch keine Bühne gefunden. Otto Brahm lehnte die „Sonnenfinsternis" ab, das Deutsche Theater studierte das Werk ein, doch sah sich der Dichter gezwungen, vor der öffentlichen Aufführung das Stück zurückzuziehen. Das Vorübergehen an Arno Holz von seiten derselben Bühnen, die bereitwilligst der gleichgültigsten Dutzendware sich zur Verfügung stellen, ist ein durch nichts zu entschuldigendes Unrecht. (Und gleiches Unrecht geschieht im ganzen noch immer den Dramen Herrmann Essigs, der „Wupper" der Else Lasker-Schüler, für die bisher Rudolf Kurtz als Einziger in einem schönen Aufsatz im „Pan", 1913, S. 126, eingetreten ist, dem „König David" des inzwischen gefallenen Reinhold Sorge.) Nun weiß ich gewiß, daß unsere Theater fast ausschließlich privatkapitalistische Unternehmungen sind, die man durch kein Mittel zwingen kann, kulturelle Verpflichtungen anzuerkennen. Sehr wohl! Aber wenn dem so ist, so sollten

*) „Sozialaristokraten" bei Sassenbach, Berlin, Engelufer. „Ignorabimus" und „Sonnenfinsternis" bei Carl Reißner, Dresden-Blasewitz.

Digitized by Google

wir den Schluß ziehen, diese Bühnen, die doch so gern ihrer Spekulation das Kulturmäntelchen umhängen, glattweg auszulachen, sobald sie nur wieder das Wort „Kultur" anwenden.

Mit seinem ersten Bühnenwerk, der „Familie Selicke" (gemeinsam mit Johannes Schlaf) leitete 1889 Arno Holz nach dem allgemeinen Urteil der Zeit jenen Abschnitt unserer Theatergeschichte ein, den man den naturalistischen zu nennen pflegt. Das programmatische Werk wurde von der Freien Volksbühne als eine der ersten Vorstellungen herausgebracht und stellte den Namen seiner Schöpfer in den Vordergrund des Interesses. Aber während in der Folgezeit andere den von Holz inaugurierten Bühnenstil ausnutzten, wandelte sich Arno Holz in der Stille! Und nachdem er in langen Jahren äußerster, bitterster Not ein ungleich größeres und stolzeres Werk aus sich herausgestellt hatte, das die „Sozialaristokraten" zunächst ankündigten, trat er mit der „Sonnenfinsternis" 1911 als ein Neuer wieder vor die Zeitgenossen. Die Energie, die Helligkeit und die Leidenschaft dieser neuen Leistung erwecken die größte Bewunderung. Wie viele Dramaturgen aber die beiden Tragödien überhaupt gelesen haben, weiß ich nicht. Jene, die sich zu den Werken äußerten, haben bisher nur über die ihnen allerdings etwas unbequemen, weil Neues verlangenden Regiebemerkungen gewitzelt.

Aber unter keinen Umständen darf dieses Werk auf die Dauer im Dunkel bleiben. Es ist noch nicht einmal das Wichtigste, daß diese drei Werke aufgeführt werden. Das Wichtigste ist, daß der Künstler in Stand gesetzt wird, sein großes Ganzes, das um Tod und Leben ringt, zu vollenden. Zum Abschluß der Reihe fehlen noch zwei Tragödien, drei Komödien und vier Tragikomödien. Sie dürfen nicht aus Gründen materieller Not ungeschrieben bleiben! Es erscheint mir als unsere Pflicht, durch Bezeugen von Teilnahme und Interesse dazu beizutragen, daß der noch immer von materieller Unwürdigkeit belastete Dichter seine Arbeit vollende. Es ginge unserer Geisteswelt sonst ein großes und wichtiges Gut verloren. Wer sich eine Vorstellung von der Bedeutung des Werkes bilden will, der lese die Künstlertragödie „Sonnenfinsternis" (Verlag Sassenbach, Berlin), in der Holz das bittere Schicksal des Schöpfers seiner Zeit erschütternd gestaltet hat.

Eine mit tiefster Leidenschaft und mit intuitiver Einsicht geübte Kritik an der materialistischen Gesinnung der Zeit ist das Thema der Dramenreihe, einsetzend mit den „Sozialaristokraten" (ebendort), in deren kleinem, engen, aber höchst rührigen Schiebekreis alles Geistige in Essen, Trinken und Mammon umgesetzt wird. In wundervoller Einheitlichkeit hat hier Holz das weitaus beste Lustspiel seiner Generation geschaffen, eine saftige, lachende, runde Komödie! Aber wie es in unserer Zeit nahezu die Regel

Digitized by Google

ist, fristet die selbständige, originale Arbeit ein fast unbekanntes Dasein, während die schwächeren Nachfolger hofiert werden. So hat Sternheim auch nicht einen Zug in allen seinen Werken, den nicht Holz in unvergleichlicher Überlegenheit ihm vorgemacht hätte. Selbst Wedekinds wetterwendische Naturen im Stile des Marquis von Keith, des Launhart sind bleichsüchtige Begriffe vor der packenden Wirklichkeit der sozialaristokratischen Geschäftemacher.

Doch was sind selbst diese Köstlichkeiten vor der vernichtenden tragischen Gewalt der zwei Tragödien? („Ignorabimus" bei Karl Reißner, Dresden-Blasewitz.) Mit Recht nimmt Holz für sich in Anspruch, die „kompliziertesten Schicksale geistiger Menschen" gestaltet zu haben. Vor dem zähneknirschenden geistigen Kampf dieser bis zum Reißen gespannten Dramen verblaßt die gesamte gedichtete Tragik seiner Generation zu eitel-gutmütiger Schlaffheit. Daß beide Werke unter sich im Aufbau gewisse Parallelismen haben, ist offenbar beabsichtigt. Die ungewöhnliche Länge mag Theaterdirektoren, die schon nach Gründen suchen, diesen brennenden Bekenntnisdichtungen auszuweichen, ein bequemer Vorwand der Ablehnung sein. Selbst wenn man zugeben wollte, daß nicht immer die Längen des Werkes unbedingt und restlos künstlerisch-notwendig sind — namentlich im dritten Akt des „Ignorabimus" dehnt sich der spiritistische Apparat doch fast als Selbstzweck — wäre dieser Einwand gering gegenüber der inneren Größe. Beide Tragödien spannen einen so weiten Kreis, daß die Realisation alles dessen, was ihm zugehört, in einem engeren Raume nicht geschehen konnte — oder es überspränge Arno Holz den künstlerischen Umkreis seiner Generation, die er unbedingt schon weit überflügelt hat, so gänzlich, daß er, auf die staunenswerte Wahrscheinlichmachung seiner Figuren durch „natürliche Mittel" — die eben der eigentliche Grund der Dehnung sind — freiwillig verzichtend und mehr unserem in Kürze mitgerissenen Glauben zutrauend, sich mit letztem künstlerischem Feuer freimachte zur reinen Gestalt, wie er zuvor vom „Realismus" zur „Realisation" den Aufstieg genommen hat. —

Welche Bühne wird als erste diesem Dichter dienen?

Digitized by Google

Das Gewitter

Von Edwin Hoernle (Flandern)

Im schweren Wetter schwieg die Schlacht;
Geschütz und Mannschaft duckten sich im Winde,
der schrie gleich einem kranken Kinde,
das einsam in der Finsternis erwacht.

Der Hagel klatschte über Wald und Sumpf;
verstummt war alles: Tod und Leben;
die Schützen hockten in den Gräben,
ein schwerer Mörser bellte dumpf.

Auch dieser schwieg. Die Nebel zogen —
dann leiser Regen — endlich Sonnenschein.
Kein Schuß — als müßte Friede sein.
Gottvater lächelte im Regenbogen.

Graphik vom Neckar

Der Karlsruher Radierer Ferdinand Dörr, der ja seine künstlerische und nun auch seine wirkliche Heimat in Schwaben hat, meidet in den meisten seiner Arbeiten irgendwelche besondere Andeutungen großer, gewaltiger stofflicher Erlebnisse. Das bewußte Steigern gefühlsmäßiger Erschütterungen, das die Werke der Expressionisten zu einer gewissen Wirkung hob, kennt er nicht. Dörr ist wie Thoma, wie vor allem Schönleber, nur Erleber und Gestalter des Gesehenen, und so warm seine Seele mit dem inneren Bild der deutschen Landschaft mitschwingt, er bewundert und liebt eben doch vor allem die Erscheinung. So wird er zum „Nur Landschafter", der in dem mannigfachen, reichen Liniengewirr der Natur, der reinen Landschaft so viel Leben, Tiefe und Schönheit sieht, daß er darauf verzichten kann und darf, die Natur zu korrigieren oder auch nur stützende und helfende figürliche Erscheinungen hineinzuprojizieren. Dörr ist unter den Graphikern einer der wenigen Landschaftspoeten, ein Idylliker, erfüllt von beschaulicher Liebe zur heimatlichen Erde, zu Dorf, Ruine, Bach und Berg und Tal. Bei Gebrüder Buck in Mannheim hat er in einer einmaligen Auflage von hundert Drucken eine geschmackvoll ausgestattete Mappe erscheinen lassen, die 15 Blatt Federzeichnungen des Künstlers enthält. „Der Neckar bei Wimpfen" heißt das Werk, das für fünfzig Mark eigentlich einen fast zu friedlichen Leckerbissen für den Kunstfreund darstellt. Denn jedes einzelne dieser teils auf Zink, teils auf Stein gezeichneten Blätter zeugt von der liebevollen Hingabe des phantasiereichen Talentes. Er geht den feinsten Linien und Umrissen der Landschaft nach, hat ein scharf beobachtendes Auge für den Rhythmus von Hügel- und Berglinien, versenkt sich in alle linearen Fein- und Einzelheiten und weiß mit sicherer Hand vor unser Auge das Gesamtbild

Digitized by Google

zu zaubern, aus dem die einzelnen Teilbilder der Landschaft hervortreten und sich abheben. Dabei ist Dörr durchaus nicht „Nurzeichner" im landläufigen Sinn einer oft verrufenen Photographiekunst. Er weiß sehr wohl bestimmte Flächenwirkungen auszulösen, die einzelnen Bildern bei aller Betonung der technischen Bedingtheiten (von Radierung oder Stich) sogar zu starken malerischen Eindrücken verhilft.

Dörr sucht, stöbert geradezu seine Motive auf. Er will nicht die Ausschnitte der Landschaften, die uns nun einmal deshalb gerade so im Gedächtnis haften, weil sie uns allein charakteristisch zu sein scheinen. Vielmehr ist ihm daran gelegen, verborgene Winkel und Ecken zu finden, Schönheiten, an denen man achtlos vorüberzugehen pflegt, zu erhaschen und sie festzuhalten. So weiß er aus bekannten Orten und Dörfern und Burgen am Neckar unbekannte Motive zu bieten, und gerade diese Art der Auswahl seiner Vorwürfe macht seine Kunst wertvoll.

Rudolf Karl Goldschmit

Die Besserung der deutschen Valuta

Die Entwicklung der deutschen Valuta in diesem Kriege war bisher eine schwere Leidensgeschichte. Es ist darüber an dieser Stelle oft berichtet und geklagt worden. Dafür nur einige Beispiele. Während in Friedenszeiten 100 Mark in der Schweiz etwas über 123 Franken erbringen, waren diese 100 Mark Ende Oktober in Zürich nur noch 61,40 Mark wert, und in Schweden, wo der Friedenswert gleich 89 Kronen ist, sank er allmählich noch viel tiefer als in der Schweiz, nämlich auf 32,60 Kronen. Mit anderen Worten: die Schweizer zahlten für deutsche Noten nur mehr die Hälfte, die Schweden nicht viel mehr als ein Drittel des Normalstandes.

Es war ein schwacher Trost für uns, daß es anderen Kriegführenden nicht viel besser, manchen sogar noch viel schlechter ging, daß beispielsweise der russische Rubel in Stockholm auf annähernd ein Fünftel zurückging, daß die österreichische und italienische Valuta noch viel skeptischer als die deutsche betrachtet, und daß vorübergehend sogar das Pfund Sterling dort im Norden fast auf die Hälfte sank.

Um so angenehmer ist die Kursentwicklung der Reichsmark seit den entscheidenden Siegen Belows über Cadorna und Lenins über Kerenski. In den letzten sechs Wochen hat sich unsere Valuta geradezu sprunghaft erholt. Sie stieg in Schweden von 32,60 auf 54,50, in Dänemark von $38^5/_8$ auf 59, in Holland von 30,55 auf 40,75 und in der Schweiz von 61,40 auf 75.

Fast möchte man die Frage aufwerfen, ob die Entwicklung nicht zu stürmisch vor sich gegangen ist und ob sie von Dauer sein wird. Letzten Endes liegt die Beantwortung in den Händen der hohen Diplomatie, die ja trotz der Maximalisten immer noch ihre geheimen Wege geht. Wird der Krieg bald zu Ende sein, so dürfte der derzeitige Valutastand nicht nur halten, sondern es wird hoffentlich eine weitere kräftige Erholung ein-

Digitized by Google

treten. Wenn aber die Herren Clemenceau und Lloyd George an der Regierung bleiben und der wahnsinige Massenmord weitergeht, so kann recht leicht wieder ein Umschwung eintreten.

Freilich, eines haben wir aus der Bewegung der letzten sechs Wochen zu unserer großen Befriedigung gelernt: die Abwärtsbewegung war zum guten Teil spekulativer Natur. Sie beruhte auf einer Unterschätzung unserer wirtschaftlichen und militärischen Kräfte. Gewisse spekulative Kreise glaubten auf den Untergang Deutschlands und damit auch der deutschen Währung ihr Glücksspiel aufbauen zu dürfen, und so verkauften sie deutsche Noten, ohne sie zu besitzen. Umgekehrt setzten dieselben Kreise auf den Erfolg der Entente und legten sich gehörige Pakete von Pfund- und Frankennoten hin. Als nun die entscheidenden Oktober- und Novemberwochen sie eines anderen belehrten, da hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als ihre englischen und französischen Anlagen in solche der Mittelmächte umzutauschen. Und so sehen wir, daß die Valuten der uns feindlichen Länder eher gefallen als gestiegen sind.

Die Folge dieser entgegengesetzten Entwicklung macht sich auch recht angenehm bemerkbar in dem Verhältnis des Kurses unserer Reichsmark zum Dollar und zum Pfund: in dem für uns ungünstigsten Zeitpunkt berechnete sich der Wert des Dollars auf annähernd $7^1/_2$ Mark, heute aber auf $5^1/_2$ Mark; das Pfund Sterling, das sich damals auf etwa 34 Mark berechnete, stellt sich jetzt auf rund 26,90 Mark.

So sehr wir uns über jene Auslandsspekulanten freuen dürfen, die sich jetzt in ihren Hoffnungen auf einen Zusammenbruch Deutschlands betrogen fühlen, ebenso berechtigt sind wir, unsern Spott über jene inländischen Kreise zu ergießen, welche ebenfalls in der Hoffnung auf die Not ihres Vaterlandes spekulierten. Wir meinen jene Besitzer ausländischer Wertpapiere, die trotz aller Bitten der Regierung und trotz aller Aufrufe der Zeitungen und vor allem auch trotz der Möglichkeit, ihre Auslandseffekten gerade infolge der Valutaverschiebung zu glänzenden Preisen verkaufen zu können, mit diesem Verkauf zögern, weil sie auf eine immer schlimmer werdende Entwertung der deutschen Valuta rechnen. Der Lohn ist ihnen geworden; Papiere, die noch vor $1^1/_2$ Monaten zu 130 Prozent leicht zu verkaufen waren, finden heute selbst zu 110 keine Abnehmer mehr. Eine berechtigte Strafe!

Über der erstaunlich schnellen Erholung dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß auch heute noch der Stand der deutschen Valuta sehr, sehr schlecht ist und dieses Problem uns wohl noch für Jahre hinaus schwere Sorgen machen wird, daß wir vor allem in unserer Einfuhr uns noch lange Zeit die größte Selbstbeschränkung auferlegen müssen. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN 52MM S

Digitized by Google

Digitized by Google